Library
of the
University of Wisconsin

Herrmann Hagedorn.

Simplon, 12 Aug. 1907.

Walliser Sagen

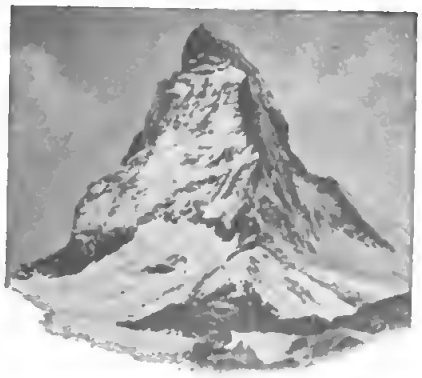
Walliſer Sagen

Herausgegeben

von dem

Hiſtoriſchen Verein von Oberwallis

Erſter Band



Brig
Buchdruckerei Tscherrig & Tröndle
1907

Selbstverlag des Historischen Vereins von Oberwallis
Alle Rechte vorbehalten

BU47
.H62
1
599322

Vorwort

Motto: Die Sage schwebt mit Liedern alter Zeit
Aus stiller Gruft empor,
Und webt um Taten der Vergangenheit
Der Dichtung Nebelflor.
Dr. Friedrich Neßler.

Die Volkssagen, die seit einem halben Jahrhundert der Gegenstand reger Sammlung geworden sind, bieten dem Geschichtsschreiber Belege zur Charakteristik unserer Voreltern und einen Zeitenspiegel der Denk- und Handlungsweise unserer Vorfahren (Gottschalk), dem Freunde der Poesie aber einen reichen Schatz der echten Volkspoesie (Wyß).

15 046 Bauer

Unser Oberwallis besitzt nun einen sehr reichen Sagenschatz, der auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich gezogen hat. Es ist das Verdienst der beiden Sagenfreunde Tscheinen und Ruppen, im Jahre 1872 die Sagen unseres Landes gesammelt und herausgegeben zu haben.

In der Ebene unserer Talsohle und namentlich in den Winkeln unserer Täler gab es noch manche schöne Sage, welche in der Sammlung nicht veröffentlicht war; zudem waren diese „Walliser-Sagen" (Sitten 1872) im Buchhandel vergriffen und nicht

mehr erhältlich. In einer Zeit, in der die offenen Tore des Simplons und des Lötschberges das Rhonetal der Außenwelt immer mehr erschließen, und die Aufklärungssüchtelei so gern die Sagenidee hinwegklächeln und die Sagenpoesie des Volkes verwischen möchte, war es höchste Zeit, die alten Schätze der reichen Sagenwelt zu sammeln, bevor sie vergessen und begraben waren.

Zu diesem Zwecke hatte der historische Verein in seiner Versammlung zu Brig 1902 beschlossen, eine neue Sammlung, resp. Vervollständigung der Walliser-sagen zu veranstalten und hat einem Ausschusse, bestehend aus den Herren Pfarrer Brindlen, Tierarzt Amherd und Archivar Oggier, die Redaktion hierzu übergeben.

Herr Ruppen A., Pfarrer von Saas-Grund, als Inhaber der Auktorrechte der alten Walliser-Sagen hat die Rechte der Neuausgabe bereitwilligst an den historischen Verein von Oberwallis abgetreten, und hat sich zudem sehr tätig an der Redaktion der neuen Ausgabe beteiligt.

Dank der Mitarbeit so vieler Freunde der Volks-sage, die an dem Sammelwerk rege mitgeholfen, können wir mit zwei Bändchen ausgewählter Proben, gesammelt aus dem reichen Schatze der Walliser Volkssage, vor das Publikum treten.

Unpassend wohl wäre es nun, wenn wir diese

unsere Sammlung mit einer längern wissenschaftlichen Einleitung über das Wesen der Walliser Sage versehen wollten, nein, es kann dies nicht in unserem Plane liegen, sondern wir begnügen uns einige charakteristische Seiten der Walliser Volkssage hervorzuheben.

Das Walliser Volk ist ein katholisches und tritt auch in seinen Sagen als solches auf; unzählige Male handelt es vom Fegfeuer, von der Sühnung jeden Makels, von der Hülflosigkeit der armen Seelen, von der Messe, von den Heiligen, vom Rosenkranzbeten und andern katholischen Gedanken. Die Idee (Notwendigkeit der Sühne u. a.) ist wahr, die Ausschmückung ist poetische Zutat. Es ist verfehlt, wenn einige irrtümlich meinen, es sei ein Stück Aberglaube dabei. Man verwechselt die Grundidee mit der Ausschmückung. Die Grundidee, der Glaube an ein Fegfeuer baut sich nicht auf Sagen auf, sein Fundament ist ein anderes, ein unerschütterlich feststehendes: es ist die an die Menschheit getragene Offenbarung Gottes, deren Existenz uns hinlänglich verbürgt ist. Das Volk hat seinen Glauben nicht aus der Sage gebildet, es hatte denselben vor der Sage. Aber die Grundidee, daß es einen Reinigungsort gibt zur Abbüßung der zeitlichen Sündenstrafen ꝛc., stimmt mit den Glaubenslehren überein. Nur hat das Volk seine Idee poetisch ausgemalt. Es glaubt an die

Sagenidee, hat Freude an der volkstümlichen Ausschmückung, schwört aber nicht auf die Wahrheit der Erzählung in dieser ausgeschmückten Form. Man muß es einem Volke lassen, seine Ideen in echter Volkspoesie darzustellen.

So ungefähr steht es mit den andern Sagenarten, die historischen ausgenommen, deren Kern auf geschichtlichem Hintergrunde ruht. Was ist eine Sage? Eine Erzählung („Erzelleta"), die seit undenklichen Zeiten im Munde eines ganzen Volkes lebt und teils der Wahrheit, teils der Dichtung angehört. Ihre äußere Hülle ist meistens sonderbar, geheimnisvoll, aber der innere Kern enthält oft die tiefsten Wahrheiten. (P. Am Herd.)

Die Sage ist die Wunderblume der Poesie, welche bei jedem Volke bald so bald anders aufblüht, welche sich zwar mit andern Zeitfarben immer wieder verjüngt, die aber auch verdient, daß man sie in der altmodischen Form vor dem Untergange rettet.

So wandern denn diese Sagenblätter hinaus in die frische Frühlingsluft unseres Volkes, wollen da und dort in stiller Stube unterhalten über alte längst entschwundene Zeiten, und bitten um freundliche Aufnahme.

Das Komitee des Histor. Vereins von Oberwallis.

Domherr Peter Joſ. Ruppen

Domherr Peter Joſ. Ruppen.

„Mit großer Freude habe ich endlich aus Ihrem letzten werteſten Schreiben die Vollendung des ſolange in Erwartung ſtehenden Sagendruckes vernommen. So habe ich das für mich ſo intereſſante Werkchen noch vor meinem Tode in Druck erblicken können und dies iſt einzig Ihr Werk. Hätten Sie nicht mit ſolchem Ernſt, mit ſolcher Unverdroſſenheit, Beharrlichkeit, kluger Umſicht und begeiſterter Liebe für das geſchichtliche Altertum unſeres Wallis die Sache an die Hand genommen und bis zur Vollendung mutvoll fortgeſetzt, ſo wäre daraus nichts geworden und unſere Sagen wären in Manuſkripten für immer begraben geblieben." So ſchrieb im Jahre 1872 Pfarrer M. Tſcheinen an Domherr Ruppen. Er hatte vollſtändig Recht. Bevor die Walliſer-Sagen im Druck erſchienen, hatte der Herausgeber, und als ſolcher wird Domherr Ruppen von Pfarrer Tſcheinen ſelbſt immerfort genannt, ungeahnte Schwierigkeiten zu überwinden. Mancher hätte das kaum begonnene, patriotiſche Werk liegen laſſen. Was aber Domherr Ruppen einmal begonnen, das mußte auch zu Ende geführt werden. Er beſaß eine eiſerne Willenskraft.

In erſter Linie bereitete ihm die Drucklegung große Unannehmlichkeiten. Der Buchdrucker L. Schmid in Sitten, mit dem endlich ein Vertrag für 500 Exemplare abgeſchloſſen wurde, hatte guten Willen aber nicht immer die nötigen Mittel. Domherr Ruppen ſchreibt noch im Auguſt des

Digitized by Google

Jahres 1870 an seinen Freund in Grächen: „Wir werden mit unseren Sagen wohl noch weiter müssen, wenn sie in Druck erscheinen sollen.“ Und Tscheinen antwortet: „Ich will mich von ihm nicht mehr länger am Narrenseil herumführen lassen.“ Erst Ende 1870 konnte der erste Bogen gesetzt werden.

Von Unterstützung und Aufmunterung war, soweit ich aus der weitschichtigen Korrespondenz ersehen kann, keine Rede. Im Gegenteil. Man machte sich vielerorts über die Sagensammler lustig. „Hat der nun nichts Besseres mehr zu tun.“ Oder wie Pfarrer Tscheinen sagt: „Dum Duomherr Ruppu het aber gitroumt.“ Ein Einziger, soweit mir bekannt ist, machte eine ehrenwerte Ausnahme. Es ist Friedrich Staub in Fluntern, Zürich. Dieser um das schweizerische Idiotikon vielverdiente Gelehrte konnte die zwei fleißigen Sammler nicht genug aufmuntern, „die hochinteressanten Walliser-Sagen in Buchform herauszugeben.“

Die anscheinlich größten Schwierigkeiten bereitete aber dem Herausgeber noch sein intimer Freund und treuer Mitarbeiter, ohne es natürlich zu beabsichtigen. Pfarrer Tscheinen, der eine ganz poetisch veranlagte friedfertige Natur war, scheute vor jedem Kampfe zurück. Er selbst fühlte es nur zu gut: „Ich danke für Ihre Aufmunterung, welche meine ängstliche Bedenklichkeit völlig zerstreute.“ Als Domherr Ruppen ihm am Anfang des Jahres 1870 den Antrag stellte, die schon gesammelten Sagen gemeinschaftlich herauszugeben, war er voll Begeisterung. In einem Briefe vom 14. März lese ich: „Ihr Schreiben hat mich sehr erfreut, weil der Inhalt desselben einen Gegenstand behandelte, für welchen ich schon von meiner Jugend an schwärmte und der noch immer meine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen im stande ist.“ Es sollte aber anders kommen. Schon

am 31. Auguſt 1870 verlangt er mit Ungeſtüm ſeine Sagen zurück und ſpricht davon, dieſelben allfällig in einer illuſtrierten Zeitſchrift von Berlin, redigiert von Dr. Kuhn, zu veröffentlichen. Am 11. Jänner 1871, als endlich der Druck begonnen, klagt er: „Wollte Gott es wäre keine einzige von meinen Sagen gedruckt — ſo groß iſt meine Freude daran.“ Auch ſchrieb er noch am 19. Dezember 1871, als der Druck wieder ins Stocken geraten war: „was ſagen Sie dazu, wenn durch Ihren Unternehmungsgeiſt die Monatsſchrift wieder ins Leben gerufen würde?“ Domherr Ruppen wollte aber die Walliſer-Sagen in Buchform haben und dabei blieb es. Die Walliſer-Sagen wurden gedruckt, und wahr iſt zum Teil geworden was Tſcheinen am 2. Mai 1870 ſchon ſchrieb: „Außer der Ehre und Freude der erſte und vielleicht der letzte Herausgeber von unſeren alten, recht ſeltſamen Walliſer-Sagen zu ſein, haben Sie leider keinen Lohn für Ihre Mühe. Erſt die Nachwelt wird Ihr patriotiſches Wirken anerkennen.“

Domherr Peter Joſ. Ruppen wurde am 28. Jänner 1815 zu Biedermatten, einem kleinen Dörflein der Gemeinde Balen, im Saastale, geboren. Seine Studien abſolvierte er in Sitten mit Auszeichnung, indem er mit Herrn Henzen, dem nachherigen Studienpräfekten, ſtets die erſten Plätze teilte. Zum Prieſter geweiht wurde er 1838. Er diente von der Picke auf. Seine prieſterliche Laufbahn begann er als Kaplan von Simpeln. Später ſiedelte er aber als Pfarrer nach Zeneggen und Törbel über. Da ſeine Geſundheit bedenklich litt, entließ ihn der hochwürdigſte Biſchof de Preux, der den jungen, talentvollen Prieſter hoch ſchätzte, auf das Familien-Rektorat nach Tannmatten. Hier verlebte er ſeine glücklichſten Jahre; auch wünſchte und hoffte er, hier ſein Leben beſchließen zu kön-

nen. „Er wurde aber berufen auf die wichtigen und mühsamen Pfarreien von St. Niklaus, wo er ein durch das große Erdbeben von 1855 verschüttetes Gottes- und Pfarrhaus vorfand und mit Umsicht und Sachkenntnis restaurierte, und einige Jahre nachher nach Naters, wo er ebenfalls das Pfarrhaus sozusagen umänderte. Ueberall war er geachtet und geliebt, stellte aber auch überall vollauf seinen Mann.“ (Pfarrer Jos. Anton Ruppen).

In Würdigung seiner ungewöhnlichen Tätigkeit und Arbeitskraft wurde er im Jahre 1865 zum Domherrn und Prokuratoren und im Jahre 1879 in Anerkennung seiner vielen Verdienste zum Großsakristan des Kapitels erwählt.

„Er führte im ehrwürdigen Domkapitel und im bischöflichen Senate viele Jahre ein gewichtiges Wort und war so ziemlich tonangebend.“ (Pfarrer Jos. Anton Ruppen).

Domherr Ruppen, der über ein unverwüstliches Gedächtnis verfügte und besonders in der Liturgie und Rubrik als Auktorität galt, war sein ganzes Leben lang literarisch tätig. Schon als Student legte er sich ein Tagebuch an, in welches er bis in die letzten Lebensjahre, mit peinlicher Ausdauer und Genauigkeit, Tagesneuigkeiten und Beobachtungen aufzeichnete — eine interessante kleine Bibliothek von mehr als 40 Bänden! Im Druck erschienen sind nebst den Walliser-Sagen die geschätzte „Chronik des Thales Saas“ und die „Familienstatistik von St. Niklaus.“

In seiner Lebensweise war er äußerst einfach, genügsam und exakt, weshalb er auch von Manchen als Sonderling angesehen wurde. „Er war offen und gerade und, wenn man will, anscheinend barsch im Reden und in seinem ganzen Charakter, verbarg aber unter einer scheinbar rohen Hülle ein goldenes und grundlauteres Herz, bereit, aus seinem

großen Wissens- und Erfahrungsschatze Allen mit Rat und Tat beizustehen." (Pfarrer Jos. Ant. Ruppen).

Gestorben ist Domherr Ruppen in Sitten, am 19. November 1896 im Alter von beinahe 82 Jahren. Seine letzten Lebensjahre waren kaum glücklich zu nennen; er hatte sein Augenlicht fast ganz verloren und auch geistig war er gebrochen. Sein nicht unbedeutendes Vermögen teilte er bei Lebzeiten unter seine Verwandten oder verwendete es zu wohltätigen Zwecken.

Bis in sein hohes Alter war und blieb er ein großer und treuer Freund und Liebhaber der heimischen Sagenwelt. Als er vernahm, man gehe mit dem Gedanken um, eine neue Folge von Walliser-Sagen herauszugeben, freute er sich darüber wie ein Kind. Er sagte damals zu mir: „Es ist recht, das andere auch ein Opfer bringen unserem lieben Wallis. Sollte man die Sammlungen verschmelzen wollen, so bin ich damit einverstanden. Sonst kannst du meine Sagen wieder herausgeben. Korrigiere aber nicht zu viel daran; die Sage ist Volkspoesie und man muß sie so aufschreiben, wie das Volk denkt und spricht, nur dann hat sie einen bleibenden Wert. Meine Sagen werden immer Abnehmer finden."

Aloys Ruppen

Pfarrer von Saas-Grund.

I. Landes- und Ortssagen

1. Wallis ein See.

Bei St. Maurice schlossen vormals die Berge hoch hinauf das Wallis vollständig ab und versperrten der Rhone jeglichen Durchgang. Das ganze Land bis nach Lax bildete daher einen einzigen gewaltigen See. Schon zu dieser Zeit war aber das Wallis bewohnt und die Ansiedler fuhren mit Schiffen und Kähnen von Ufer zu Ufer. Noch heute weiß man manchen Ort zu nennen, wo starke Eisenringe in die Felsen eingelassen waren, um die Schiffe festzubinden, so unter Nax oberhalb Brämis, bei St-Maurice de Laques, bei Albenried im Hochberg, im Fintschuggen zwischen Visp und Eiholz, am Ebiberg bei Stalden, in den Driesten, in der Schratt und unter Hegdorn bei Naters und in der Tunetschfluh bei Mörel. In Außerberg heißt noch jetzt ein Ort Fischerbiel. Hier sollen Fischer gewohnt haben, als Wallis noch ein See war, und sie hatten das Recht, nach dem gegenüberliegenden Albenried zu schiffen. Gewaltige Naturereignisse sprengten dann mit der Zeit den starken Damm bei St. Maurice und verschafften dem einstigen See den nötigen Abfluß. Rup. Wal. Sag. Nr. 1. Fr. Lagger.

2. Das veränderte Klima im Wallis.

In früheren Zeiten herrschte im Walliser Lande ein viel milderes Klima als heutzutage. Hoch über das Joch unserer Berge, die nun ewiger Schnee und Gletscher deckt, führten bequeme Saumpfade und gut gepflasterte Straßen. An Orten, wo jetzt jeder Holzwuchs verschwunden, oder wo nur die wetterharte Lärche oder die knorrige Arve kümmerlich fortkommen, da blühten einst prächtige Obstbäume und reiften saftige Trauben. Stattliche Dörfer, ja selbst wohnliche Städte lagen inmitten grüner Weiden und blumenreicher Matten droben in den Alpen und Bergen; heute ist das alles verschwunden, und an den ausgetrockneten Hängen findet dort kaum das genügsame Schaf kärgliche Nahrung und in den mit Steingeröll überdeckten Mulden haust nur noch das flinke Murmeltier oder der scheue Grathase.

Der Sagen und Erzählungen gibt es gar viele, die uns von jenen besseren Zeiten Meldung tun.

Von Oberwald führt ein schwieriger und mühsamer Uebergang durch das Gerntal in das Val Bedretto. Früher war dieser Paß viel leichter zu begehen. Eine bequeme Straße, deren Spuren noch sichtbar sind, verband hier das Wallis mit dem Tessin. Durch das Münstiger- und auch durch das Bächital bei Reckingen konnte man ehemals auf gangbaren Pfaden in das Berner Oberland gelangen.

Ein besonders lebhafter Verkehr bestund in alten Zeiten zwischen Fiesch und Grindelwald über den Fiescherjochpaß. Im Titer in Fieschertal, wo der Weg hindurchführte, und ebenso am Mettenberg oberhalb Grindelwald befanden sich Kapellen, die der hl. Petronilla geweiht waren. In beiden

Kapellen hingen Glöcklein von gleichem Guß und selbem Ton: ihr wunderbarer Klang geleitete den verirrten Wanderer durch Nacht und Ungewitter an's ersehnte Ziel. Die Walliser zogen öfters über den Berg, um zum Kirchlein der hl. Petronilla am Mettenberge zu wallfahrten, indessen die Grindelwaldner in den warmen Schwefelbädern zu Fiesch Genesung ihrer leiblichen Gebresten suchten. Zur Zeit der Reformation begaben sich recht oft Walliser, die der neuen Lehre zugeneigt waren, über die Gletscher nach Grindelwald, um dort sich trauen und ihre Kinder taufen zu lassen. Leute von Grindelwald hingegen, die dem alten Glauben treu geblieben, kamen zahlreich ins Wallis herüber, um hier die Pflichten ihrer Religion auszuüben. In spätern Jahren aber begann der Gletscher gewaltig anzuwachsen und zerstörte den alten Weg samt den beiden Kapellen. Ungefähr zur selben Zeit wurden auch die Bäder von Fiesch unter dem Schutte eines Bergsturzes begraben.

Zwei alte Verbindungen bestunden zwischen Saas und Simpeln, die früher von Jägern und Handelsleuten vielfach benutzt wurden, heute aber nur unter großen Schwierigkeiten gangbar sind. Ein Weg führte über die Triftalpe und das Laquinjoch in das Laquintal, der andere vom Mattwaldtal über das Roßbodenjoch nach Simpeln.

Die Päße von Saas über den Monte Moro und nach Macugnaga und über die Saaserfurka ins Antronatal sind gegenwärtig nur von Schmugglern und Touristen gekannt. Vormals zogen ganze Karawannen mit Pferden, Vieh und Kaufmannswaren hinüber und herüber.

Vor Zeiten war der Gornergletscher hinter Zermatt noch nicht so groß und mächtig wie jetzt. In der Talsohle am Fuße des Riffelhorns stand dichtes Gesträuch, in dem die Säumer auf ihren Fahrten über den St.

Theodulpaß nach Val Tournanche öfters ihre Lasttiere verloren.

Auch über den Col Durand und das Triftjoch soll früher ein reger Verkehr zwischen Zermatt und Eifisch stattgefunden haben.

Die Zermatter gehörten vor alten Zeiten kirchlich zur Pfarrei Sitten und gingen auch dahin über die Berge zum Gottesdienst. Selbst nachdem in Zermatt eine eigene Pfarrei errichtet worden, wallfahrteten noch lange Jahre der Pfarrer und acht Männer der Gemeinde durch die Täler von Zmutt und Ering nach der Bischofstadt, wie ihre Vorfahren zur Abwendung von Unglück gelobt hatten.

Vom Turtmanntal führte ein gepflasterter Reitweg durch die Augstkumme über das Augstbort ins Nikolaital. Auch von Naron ging ein Weg durch das Ginanztal nach dem Augstbort.

Ueber den Petersgrat und den Tschingelpaß zogen einstens die Lötscher, um auf Geheiß ihrer Herren von Turn den Ammertengrund im Lauterbrunnental zu besiedeln. Auch später wurde öfters Wein über den erstgenannten Paß gesäumt und zur Zeit der Reformation ein Altar ins Wallis geflüchtet.

Und in jenen fernen Zeiten, wo ewiger Schnee und Gletscher nur die obersten Kuppen unserer Berge bedeckten, da waren auch hochgelegene Gegenden bebaut und bewohnt, die jetzt verlassen sind. Im wilden Gerntal gedieh einstmals die edle Rebe. Im heutigen Wichelwald, Ulrichen gegenüber, standen etliche Weiler und Dörfer. Bei Niederwald lag das Dorf zur Rhonebrücke. Jetzt steht nur mehr eine Kapelle dort und eine einsame Weide.

Weiter unten war Richelsmatt, eine reiche, blühende Gemeinde und ein ansehnliches Dorf. Eine traurige Sage

ſpinnt ſich um den Untergang dieſes Dorfes. Richelsmatt war der Sammelpunkt junger tanzluſtiger Leute. Einmal, als wieder die Lichter im Gemeindehauſe von Richelsmatt brannten und die Töne der Muſik hinüberſchallten durch die ſtille Nacht, trat ein Vorſteher hinein in die Tanzſtube und gebot Einhalt. Ein höhniſches Gelächter ſcholl ihm entgegen. Da erhob er den Zeigefinger und ſprach: „Wehe euch, da ihr die Stimme eurer geiſtlichen und weltlichen Behörde nicht anhören wollt!“ Noch in der gleichen Nacht ſtürzte eine Lawine mit einem Felſenbruch zu Tal und begrub das Dorf mit dem Tänzervolk. Am Rufibord bei Steinhaus war einſt ein großes Dorf. Jetzt ſteht noch eine halbuntergrabene Kapelle und ein einziges Haus daſelbſt, das von heute auf morgen noch ſeinen Standpunkt behauptet. Am Lauwigraben (Mühlebach) ſtund das Dorf Lauwinen. Heute iſt davon nichts mehr übrig. Eine Stunde oberhalb Ernen ſtund das Dorf Eggen. Es ſoll einſt die Verpflichtung gehabt haben, einen Mann ins Kontingent (Militär) abzuliefern. Heutzutage iſt es eine Frühjahr- und Winteralpe mit zerſtreuten Hütten.

Eine halbe Stunde von Ernen war das idylliſche Gütlein Einegelti, von Wieſen und Ackerland umſchloſſen. Dort oll zur Zeit ein Frauenkloſter geweſen ſein.

Das obere Fieſchertal, das nun völlig vom Gletſcher angefüllt iſt, ſoll einſtens einem Sentum reiche Atzung geboten haben. Und in der Märjelen blühten in früheren Zeiten Kirſchbäume in heller Pracht. Am Fuße des Eggishorn, in der Nähe des Aletſchgletſchers, will man noch jetzt „Stadelplanen“ finden, ein ſicheres Zeichen, daß dort vor Zeiten Getreide gepflanzt wurde.

Auf Furggen, der Alpe von Grengiols, war ehemals ein ſtattliches Dorf. Die Stadteralpe ſoll ihren Namen

einer Stadt verdanken, die im Grunde des Safliſchtales gelegen war. In der Mulde zwiſchen dem Bettli- und Tunetſchhorn, wo jetzt ein kleiner, faſt ſtets mit Eis bedeckter See ſich befindet, kamen fünf große Sentum zuſammen; ſo ergiebig war dort der Graswuchs.

In Naters will man in einer Schrift geleſen haben, im Aletſch ſei ein roter Apfelbaum verteilt worden. Und in der Niederalpe zeigt man einen Tiſch von Nußbaum, der im Aletſch gewachſen ſein ſoll. In der Alpe Zenbächen im innern Aletſch kann man noch heute die „Schiebblatten" eines Stadels ſehen. Und ſo erklärt ſich denn auch, daß in Olmen und Aletſch behäbige Dörfer ſtunden, die jährlich am Frohnleichnamsfeſt 7 bemantelte Herren und 25 in weißes Landtuch gekleidete Vorbräute nach Naters zur Kirche entſandten. In der Lüsgeralpe, zen Tiſchen, war ſogar eine anſehnliche Stadt.

Auch das Gantertal war in früheren Zeiten ſtark bevölkert. Eine alte Sage berichtet, daß man in der heil. Chriſtnacht in Glis nicht läuten durfte, bis die Leute von Ganter mit ihren brennenden Fackeln auf den Bleicken erblickt wurden. Die Abhänge unter dem Schallberg ſollen dazumal mit Reben bepflanzt geweſen ſein.

Das Dorf Simpeln ſtund einſt auf der Bärenkumme am Caſtelberg ob der jetzigen Waldregion. Das Laquintal war ſtark bevölkert und es wurde daſelbſt vortreffliches Korn gebaut. Die Geteilſchaft war ſo zahlreich, daß ſie zu den Ratsſitzungen vier Mantelherren abordnete.

Im abgelegenen Nanzertale befanden ſich mehrere Gemeinden, die eine eigene Pfarrei bildeten. Noch heute zeigt man den Ort, wo die Kirche und der Friedhof geweſen. Nie läßt ſich auf dieſem Platze eine Viehherde zur Nacht-

ruhe nieder. Der berühmte Heidenwein, der jetzt im Gebiete unter Visperterminen gedeiht, soll ebenfalls von den Höhen des Nanzertales herstammen.

Oberhalb Visperterminen stund das Dorf Ruspekt, das längst verschollen ist. In der Finnelenalpe, auf dem östlichen Abhange des Saasertales, hoch ob Eisten, soll ein Frauenkloster gewesen sein, das von Apfelbäumen umgeben war. Auf der gleichen Talseite weiter einwärts liegt die wilde Mattwaldalpe. Daselbst will man noch Ueberreste eines Backofens und eines Mühlsteins sehen. Durch den Mattwaldbach von dieser Alpe getrennt dehnt sich der Siwiboden aus. Hier war ehemals am Fuße des obern Bergabhanges, den jetzt wüstes Steingeröll deckt, ein Dorf oder gar eine Stadt, aus welcher einst ein Trupp Reiter auf einer Spazierfahrt in einem wenig entlegenen Bergweiler das Abendessen eingenommen. Dieser Weiler heißt darum jetzt Rittmal.

In Saas soll der große Allalingletscher, der die Vispe zu einem See aufstaute, vom Talgrund aus kaum sichtbar gewesen sein. Und in den wilden Sandejen von Zermeiggern stunden 7 Scheunen und Ställe.

In Emd besitzt man einen Tisch, aus einem Apfelbaum verfertigt, der im Schalb im Kühblattboden gefällt wurde, wo jetzt nur noch Gras und etliche Rüben wachsen.

Im Zmuttal bei Zermatt befand sich ehemals das Dörfchen zu den tiefen Matten; ein Bergsturz hat es verschüttet und heute dehnt sich an derselben Stelle der Zmuttgletscher breit und wuchtig aus. Noch vor nicht langer Zeit fand man Hausgeräte, die vom Gletscher ausgeworfen wurden. Auch die weite Ebene, die jetzt der Theodulgletscher ausfüllt, war vor langen Jahren schneefrei. Daselbst lag

ein großes Dorf, oder wie andere berichten, ſogar eine Stadt.

Im Baltſchiedertal, eine Stunde von der Sennhütte entfernt, wo jetzt nur ödes Geröll iſt, ſoll das Dorf Kuhmatt mit einer Kirche geſtanden ſein. Sieben bemantelte Ratsherren uud noch mehr Kränzlitöchter ſollen von dort zur Frohnleichnahmsprozeſſion nach Viſp gekommen ſein. Da erfolgte ein Bergſturz und verſchüttete das ſchöne Dorf. Der große Felsblock in der Ebene liegt gerade über der Kirche, deren Turmſpitze die Felſen ſtützt.

Das Wiwanni oberhalb Außerberg ſoll mit Weinreben bepflanzt geweſen ſein. Daſelbſt hoch ob dem jetzigen Walde befand ſich auch ein Dorf mit Friedhof, deſſen Gräber noch ſichtbar ſind.

Auch die Berge von Bürchen, Unterbäch und Eiſcholl waren früher weit höher ſtändig bewohnt als jetzt. Auf dem Schaufelboden und am Lerch waren Wohnſitze während des ganzen Jahres. In der ſchönen Kumme beinahe ob der Holzregion wurden vor etlichen Jahren alte, abgeſtorbene Rebſtöcke ausgegraben.

Der Turtmanngletſcher hatte vorzeiten bei weitem nicht die Ausdehnung, die er jetzt hat. Wo derſelbe jetzt den Talhintergrund mit ſeinen Eismaſſen ausfüllt, da war einſt die blütenreiche Blümlisalp. Und in jenen Zeiten bildete Meiden eine anſehnliche Stadt.

So herrſchte denn in den alten Zeiten hoch droben in den Bergen und weit drinnen in den Tälern ein ſchönes und behagliches Leben. Doch die Zeiten änderten ſich; das Klima wurde kälter, die Gletſcher rückten vor, die Holzregion zog ſich immer tiefer in die Täler herab, die Alpen und Bergweiden verwilderten mehr und mehr und ſo mußten

auch die Menſchen ihre einſtigen Wohnſitze verlaſſen und in den wärmeren Gegenden des Tales ſich anſiedeln.

R. W. S. Nr. 1. Wolf. Wallis und Chamonix. Fr. Lagger. C. Clauſen.

3. Die St. Jodern-Kufe.

Es war einmal im Lande Wallis ein ſehr heiliger Biſchof mit Namen St. Jodern (Theodul=Theodor). Einſt hatte der Froſt die Weinleſe völlig zerſtört und die guten Leute litten großen Mangel. Jammernd kamen ſie zum Biſchof, der ſich ihrer erbarmte, eine Kufe voll Wein ſegnete und alle tröſtend einlud, zu kommen und laut Bedürfnis Wein daraus zu ziehen; nur verbot er ihnen ſtrenge, die Kufe etwa zu öffnen. Und die Kufe gab des köſtlichen Weines ſo viel man nur verlangte; ſie verſiegte nicht und ward nie leer. Und das währte ſo der Jahre gar viele fort; die Kufe gab noch Wein, als der Biſchof ſchon längſtens geſtorben war.

Drunten in Sitten im Biſchofskeller neben der alten St. Peterskirche wurde dieſe wunderbare St. Jodern=Kufe aufbewahrt. Da wollte es das Unglück, daß einmal gar vorwitzige Leute in den Keller kamen, die ſehen wollten, was denn endlich und letztlich dieſe Wunderkufe wohl in ſich bergen möge. Mit frevelnder Hand ward dieſelbe aufgeriſſen und ſieh! — die Kufe war trockenleer — nur am obern Spundloch hing eine ſchöne volle Traube, die jedoch gleich verdorrte und in Staub ſich auflöſte. Auch die Kufe fiel in Trümmer und ließ ſich nicht mehr zuſammenfügen.

R. W. S. Nr. 4.

4. Die St. Jodern-Glocke.

Vom gleichen Biſchofe St. Jodern wird auch erzählt, daß ihm einmal offenbar wurde, der Papſt in Rom ſchwebe in Gefahr, und er ſollte gewarnt werden. Unſchlüſſig und ratlos öffnete der Biſchof das Fenſter und ſah vor dem Schloſſe drei Teufel munter und freudig mit einander tanzen. Gleich rief ſie der Heilige herbei und fragte, wer von ihnen der geſchwindeſte ſei. Da antwortete der erſte, er ſei geſchwind wie der Wind, und der zweite meinte, er laufe wie die Kugel aus dem Rohr. „Das ſind nur faule Bäuche gegen mich," lachte der dritte, „ich fliege durch die Welt wie ein Weibergedanke." Mit dieſem verabredete nun der Heilige, er wolle ſein werden, wenn er ihn, noch bevor die Hähne morgens krähen, nach Rom zu bringen und wieder nach Sitten zurück zu tragen vermöge. Der Satan nahm freudig das Anerbieten an und ſtellte einen ſchwarzen Hahn als Wächter auf die Stadtmauer. Aber auch St. Jodern brachte einen weißen Hahn auf den Dachgiebel des Schloſſes und ſchärfte ihm wohl ein, ſich morgens nicht etwa zu verſchlafen. — Die Reiſe ward angetreten; — im Nu war St. Jodern in Rom. Er warnte den Papſt noch zur rechten Zeit und erhielt von ihm aus Dankbarkeit zum Geſchenke eine Glocke. Der Satan mußte nun auch noch die Glocke mit aufladen und nach Sitten heimtragen. Es war noch nicht zwei Uhr morgens, als er glücklich mit ſeiner Doppellaſt zu unterſt auf der Planta ankam. Das merkte der weiße Hahn auf dem Dache auch gleich und fing aus vollem Halſe ſchnell zu krähen an. Auch der ſchwarze Hahn des Satans erwachte und ſchrie mit. Da ergrimmte der Satan ſehr, daß er die Wette verloren, und warf die Glocke mit ſolcher Gewalt zur Erde

nieder, daß ſie neun Ellenbogen tief in den Boden einſank. Der hl. Biſchof aber rief: „Dona! Dona! litt!“ und die Glocke fing an zu läuten und kam läutend wieder zum Vorſchein. — Das iſt nun die „St. Jodern-Glocke“, die lange gegen Ungewitter Wunder tat. — Der Biſchof St. Jodern wird darum abgebildet mit einer Glocke, die der Satan trägt. —

R. W. S. Nr 5. Arch. f. Schweiz. Volkskunde. B. 3. f. 187.

5. Der St. Theodulpaß.

Der hl. Theodul, Biſchof von Sitten, machte einſt eine Reiſe nach Italien und beſuchte ſeinen Bruder, der in Aoſta ſich niedergelaſſen und damals krank darniederlag. Längere Zeit verweilte der hohe Kirchenfürſt bei ſeinem kranken Bruder und trug auch die Koſten ſeiner langen Krankheit. Nun wollte der Biſchof in ſeine Heimat zurückkehren und ſchlug den Weg nach Chatillon, Valtournanche, Breuil ein. In Valtournanche bat er um einen Begleiter. Als ſie in Breuil ankamen, ſagte der Biſchof ſeinem Begleiter: „Geld kann ich dir nicht geben, was ich aber habe, das gebe ich dir und bin auch bereit, einen Gegendienſt zu leiſten.“ „Wenn Sie mir gefällig ſein wollen“, ſagte der Begleiter, „dann bitte ich, befreien Sie uns von den Schlangen, von denen wir in dieſer Gegend ſehr geplagt ſind.“ Von dem Tage an wie noch heute war dieſe Gegend von den Schlangen befreit. Der Biſchof langte glücklich in ſeiner Heimat an und der Augſtpaß hieß von der Zeit an Theodulpaß.

B. Zurbriggen.

6. Karl unter den Weibern.

Es war vor grauer, alter Zeit. Krieg herrſchte im Lande. Alle waffenfähigen Männer waren ausgezogen zum blutigen Kampfe. Nur der Sigriſt war geblieben. Ihm und dem alten Pfarrer war die Hut des Dorfes anvertraut. Zu Berg und Tal zerſtreut beſorgte das Weibervolk die Herden. Dieſe Zeit wollten die räuberiſchen Augſttaler benutzen, um das Dorf Zermatt zu plündern. Denn es lagen Schinken, Schaffleiſch und alter Käſe noch in Fülle da. Die Feinde hatten ſich auf dem St. Theodulpaß gelagert und Kriegsfeuer rötete den Himmel. Da erſchaute eine Hirtin im roten Boden zuerſt das böſe Zeichen und brachte die Nachricht ins Tal.

Am Trifftbach, damals Bomofier genannt, ſaß der Sigriſt auf einem Stein und weinte heiße Tränen, ſo daß der Stein noch heute naß iſt; denn er glaubte ſein liebes Zermatt verloren. Allmählig ſammelten ſich viele Weiber. Klagend umſtanden ſie den Sigriſt. Doch plötzlich riefen die Weiber: „Wir wollen uns ſchon verteidigen, was ſtehen wir heulend hier. Auf, laßt uns mutig dem Feinde entgegentreten; Gott iſt mit uns! Werfen wir uns in die Kleider unſerer Männer; gebt uns Waffen; wir wollen den Schelmen noch gehörig heimzünden!“ Sofort durchzogen Boten alle Viertel, denn Zermatt war damals in vier Viertel eingeteilt. Bald erſchienen von allen Seiten weibliche Krieger in der maleriſchen Tracht ihrer Männer, mit Senſen, Keulen und Knütteln bewaffnet. Wild blickte ihr ſonſt ſo mildes Auge und ihre kleinen Füße ſtampften ungeduldig. Schnell hatte Karl ſeine Soldaten geordnet und vorwärts gings dem Augſtpaß entgegen. Auf dem Ferri, einem klei-

nen Bethause, knieten alle vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter Gottes nieder und flehten um Hilfe, Mut und Sieg. Beim hellen Mondschein gings nun aufwärts, in raschen Schritten die Wengen hinein, dem Furgloch zu und schon sind sie auf den Lichbrittern angelangt. Jetzt erscheinen auf dem untern Theodulgletscher die vielen Banden der Augsttaler. Wie staunten diese, als sie einen solchen Kriegshaufen ihnen entgegenrücken sahen. Immer mehr nähern sich die feindlichen Scharen. Als der Anführer der Augsttaler die Zermatterkrieger sah, entfiel ihm der Mut und kam nun gleich zu Karl herüber, um mit ihm sich zu besprechen. Karl aber sprach: „Du siehst, wie der Mut meinen Kriegern die Brust aufschwellt. Kommt nur heran, wir sind bereit, euch zu empfangen und euch blutigen Lohn zu zahlen, wie unsere Ahnen hier auf den Lichbrettern schon einmal getan.“ Die Augsttaler fürchteten sich sehr und zogen sich friedlich zurück. Karl führte nun seine Krieger heimwärts. Als sie am Furgbach in die saftigen Alpentriften kamen, machten sie Halt. Keulen und Sensen steckten sie in die Erde und knieten dankerfüllt nieder, um dem hohen Schlachtenlenker für die wunderbare Rettung zu danken. Und siehe welch ein Wunder! Als sie sich wieder erhoben, hatten die dürren Holzschäfte ausgeschlagen, grünten und blühten, so daß daraus ein duftiger Garten geworden und der Ort bis auf den heutigen Tag noch Garten genannt wird. Noch heute lebt die Sage von Karl unter den Weibern im Munde des Volkes fort. B. Zurbriggen.

R. W. S. Nr. 8. Vergl. Arch. f. Schw. Volksk. I. S. 42.

7. Ein Kampf in der Diſtelalp, Saastal.

In Saas erzählen ſich die Leute, vor uralter Zeit habe einmal eine Schar Feinde über den Monte Moro in's Land einfallen wollen. Niemand wußte etwas von ihrem Anzuge. Als ſie die Paßhöhe überſchritten hatten, lief ein Taubſtummer, der in ſeinem Leben nie ein Wort geſprochen, wie wahnſinnig in der Diſtelalp, der erſten am Paſſe, von Hütte zu Hütte und ſtammelte überall ſehr deutlich die Worte: „Sie kommen, ſie kommen die Tällibörter nieder.“ Alles geriet in Aufregung. Der Taubſtumme nahm eine Steinplatte auf die Achſel, ſtieg damit auf ein Hüttendach und ſchrie laut: „Den erſten, der kommt, ſchlag ich tot.“ — Und es kam einer, angetan mit einem hellroten Rocke; er war den Uebrigen vorausgeeilt. Der Stumme hielt Wort und ſchlug ihn tot, als jener an ihm vorübergehen wollte. Gleich zog er ihm den roten Rock aus, legte ihn ſelber an, nahm den losgeriſſenen Kopf des Erſchlagenen in die Hände und zog ſo dem Feinde entgegen. Die Alpweiber ergriffen Gabeln, Senſen und andere Inſtrumente und folgten emſig. Da erſchracken die Feinde über dieſen Anzug ſo, daß ſie umkehrten und eilig wieder über den Mondellipaß aus dem Lande liefen.

Bei dieſer Gelegenheit ſoll das Mirakelbild der Mutter-Gottes zur hohen Stiege, damals noch in einer Mauer unter freiem Himmel, Blut geſchwitzt haben. R. W. S. Nr. 6.

8. Die Schlacht auf Lichbrittern.

Wenn man von Zermatt über das Matterjoch oder den Theodulpaß nach Val Tournanche reist und den Gratsad passiert hat, so kommt man vorerst auf die sogenannten Lichbritter. Dies ist eine ziemlich bedeutende Ebene, in der verschiedenartig gestaltete Felshügel emporragen. Hier soll vor vielen, vielen Jahren eine große Schlacht zwischen Piemontesen und Wallisern stattgefunden haben. Das Treffen war so groß und mörderisch, daß man die vielen Toten nicht einmal beerdigen konnte. Ja man fand noch viele Jahre nachher dort Totenschädel und Gerippe. Daher nannte man die Stätte zu den Lichbrittern.

R. W. S. Nr. 7.

9. Kampf und Sieg der Munder 1212.

Es war an einem Sonntage und das Mundervolk in der Kirche beim Gottesdienste. Der Geistliche hielt eine auffallend lange Predigt. Besorgt um die zu Hause allein gelassenen Kinder, verließ eine alte Frau die Kirche. Kaum war sie im Freien, sah sie zu ihrem großen Schrecken den Feind von der hohen Furen (1/4 Stund ob Mund) gegen das Dorf herab steigen. Ohne Verzug stürzt sie in die Kirche und berichtet, was sie gesehen. Ein ungeheurer Tumult entsteht. Der Geistliche, wegen der ungewöhnlich langen Predigt im Verdachte des Einverständnisses mit dem Feinde, wird von der Kanzel herabgestürzt; man bewaffnet sich mit Mistgabeln, Sensen und Knütteln und stürzt sich

auf die feindlichen Berner in der hohen Furen, drängt sie zurück bis auf die Platzmatten (1 Stunde ob Mund). Hier entspinnt sich das Gefecht von neuem. Der Feind wird geschlagen und flieht in das Baltschiedertal und wird an dem Orte Rami gänzlich aufgerieben. Bloß drei Mann blieben übrig. Aller Menschlichkeit vergessend, stachen die Sieger einem die Augen aus mit der höhnischen Bemerkung, er solle jetzt heimgehen und berichten, was er gesehen. Dem zweiten schnitten sie die Zunge aus und bemerkten: „Geh' nach Bern und erzähle, was du hier gehört hast." Dem dritten schnitten sie die Ohren ab, damit er besser höre, was hier gesprochen worden und es nach Bern hinterbringe.

P. Joller.

10. Die Gräber in der Roten Rumme.

Diesseits des Berggrates, welcher das Baltschiedertal von dem Gebiet der Gemeinde Mund scheidet, findet der Wanderer an grüner Bergmulde oder Einbuchtung zahlreiche, längliche Rasenhügelchen, die Menschengräbern ähnlich sehen. Es sollen diese Hügel auch wirkliche Gräber sein. Nach weit verbreiteter, uralter Ueberlieferung hat hier zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, anläßlich einer der häufigen Feldzüge zwischen den Zähringern resp. Bernern und den Fürstbischöfen von Sitten ein erbitterter Kampf stattgefunden. Damals wollten die Dienst- oder Kriegsmannen der bernischen und uechtländischen Adeligen auf einem Bergwege, wo man ihrer nicht gewärtig war, nämlich über den sogenannten Ahnengrat und weiter über den Beichfirn-Gletscher am Breithorn vorbei ins Oberwallis eindringen. (Eggerberg, Baltschieder und Außerberg, letzteres in frühester Zeit der

Biſchofberg geheißen, waren nämlich biſchöfliche Feudallehen.) Ein Hirtenbube, der auf dem Bergkamm die Ziegen hütete und die Gewappneten von ferne auf den ſchwer gangbaren Pfaden langſam herannahen ſah, ſei eiligen Laufes den kürzeſten Weg, nämlich über die ſchwindeligen Talſuonen, herausgelaufen und habe die Leute in den nächſtliegenden Weilern von Außerberg gewarnt.

Eilig ſandten die Außerberger gute Läufer nach Raron und ließen auf der Hohegge ihr Wachtfeuer aufflammen, um die gegenüberliegenden Dörfer zu alarmieren. Ebenſo eilig brach der Landſturm von Raron und den umliegenden Dörfern und Weilern, ſowie auch von Viſp her auf und drang ins Baltſchiedertal hinein dem Feinde entgegen. Dieſer, der keines Widerſtands gewärtig, auf dem jenſeitigen Gehänge lange Raſt gemacht hatte, wurde zu ſpät der Vorbereitungen diesſeits des Grates gewahr.

Ein überliefertes Volkslied aus jener Zeit enthält unter anderem:

„Als ſie chummund in d'roti Chummu,'
G'hörunt'ſch ſcho der Rarnero Trummu."

In der engen Halde oder muldenartigen Einbuchtung, Rote Kumme genannt, wurden die Feinde von dem Landſturm der Walliſer überraſcht und ohne Gnade zuſammengehauen oder die ſteile und grauſig tiefe Bergwand hinuntergerollt. Aber auch unſerer Landsleute blieben, da die Feinde ihr Leben ſo teuer als möglich verkauften, viele auf der Wahlſtatt, ſo daß der Siegeszug nach Hauſe zugleich ein Trauerzug geweſen ſein ſoll. Das obgemeldete alte Volkslied ſagt über den Heimzug der Sieger:

„Wie'ſch chumunt z'Raru unter d'Lindu,
Chönnent'ſch nummu 99 Ma niehr findu."

R. v. Roten.

11. Die Vernichtung der Berner in der Jägi.

Einſt brachte in fliegender Haſt ein Bote die Kunde nach Naters, die Berner ſeien im Begriffe, über den Oberaletſchgletſcher in das Wallis einzufallen. Sofort ertönte die Sturmglocke und alle waffenfähigen Männer der beiden Comper Naters und Riſchenen machten ſich auf, um dem Feinde entgegenzuziehen. Sie rückten über den Oberaletſchgletſcher hinein bis in die Jägi und trafen hier Anſtalten, die Berner gehörig zu empfangen. Hoch oben an ſteilen Abhängen wurden gewaltige Ketten geſpannt und mächtige Steinblöcke daran gelegt. So gerüſtet erwartete man wohlgemut den Feind; doch dieſer ließ ſich nirgends blicken. Schon vierzehn Tage und Nächte hatten die Naterſer vergeblich gewacht; ſie kamen zur Anſicht, die Kunde vom Einfall der Berner ſei nur ein leeres Gerücht geweſen und zogen daher heim. Nur einer, der nicht Burger, ſondern bloß Einwohner von Naters war, erklärte: „Ich will mit meinen zwei Buben noch dieſe Nacht hier bleiben und Wache halten.“ Man war mit ſeinem Vorſchlag einverſtanden. Und in derſelben Nacht nun, als bereits der Morgen graute, da hörten die drei Wächter in der Jägi Hahnengeſchrei von dem Gletſcher herauftönen. Es waren wirklich die Berner, die heran rückten. Sie hatten die Abſicht, ſich endgültig in Wallis niederzulaſſen und führten daher gleich Weib und Kind und ſämtlichen Hausrat mit ſich. Die Hähne aber, die ſorglich in Rückenkörben verpackt waren, begannen beim Anbrechen des Tages zu krähen und machten ſo die Naterſer auf die nahenden Feinde aufmerkſam. Als nun die Berner unten am Abhang vorbeizogen,

da löſten die drei Männer oben die Ketten und mit furchtbarem Krachen ſtürzten die angehäuften Felsblöcke in die Tiefe und zerſchmetterten Volk und Vieh. Nur wenige Feinde kamen mit heiler Haut davon und flüchteten in ihre Heimat zurück. Die Gemeinde von Naters aber ſchenkte den wackern Rettern in der Not für ewige Zeiten das Bürgerrecht in Naters. D. Imeſch.

12. Der Kopf als Bote.

Einſt zogen die Savoyer in gewaltigen Haufen das Walliſer Land hinauf, um den köpfiſchen Bauern da droben ihre Freiheit mit blutigem Schwerte verleiden zu machen und ſie Gehorſam und Unterwürfigkeit gegen große Herren zu lehren. Die Männer der untern Gegenden wurden alle angeworben und zogen mit in den Kampf gegen das Oberwallis.

Während des Feldzuges beſorgten nun Weiber ihre Wäſche an einem Waſchtrog, dem das Waſſer aus der Rhone zufloß. Die Frühlingsſonne ſchien warm hernieder und machte die Wäſcherinnen gut gelaunt. Nicht nur ihre Hände waren tätig, auch ihr geläufiges Redehaus — wie das nicht anders ſein kann — ruhte nicht und klapperte ununterbrochen im munterſten Gemurmel fort. „Mich wunderts," meinte die eine, „ob diesmal die dummen, viereckigen Lümmelköpfe da oben nicht etwas runder und gelimpfiger werden." „O gewiß", lachte die andere, „rund und kugelig wie geſchliffener Rhoneſand! O wie iſt mir da wohl ums Herz! Mein Mann hat mir verſprochen, aus dem Kuhland da oben, wo Kälber tanzen und Stiere

Musik machen, etwas recht Schönes heimzubringen. O wie freue ich mich des Tages! Ach schau, wie das Wasser sich rot färbt; welch schönes Roßblut müssen die stolzen Ringkühe haben, die man heute da oben an der Rhone tot schlägt. Das schmeckt mir besser als Honig und glänzt heller als Gold." Und im gleichen Augenblicke trug das Wasser ein abgeschlagenes Haupt herab und warf es der frohen Wäscherin in den Trog. — Es war der blutige Kopf ihres Mannes. R. W. S. Nr. 10.

15. Das Gefecht auf der Blutlässe.

Jenseits des Rhodans in der Nähe von Turtig wird ein bestimmtes Gebiet, jetzt Acker- und Schilfboden, seit unvordenklichen Zeiten vom Volk die Blutlässe genannt. Dieser Name soll von einem blutigen Gefecht herstammen, das der Ueberlieferung gemäß vor vielen Jahrhunderten hier stattgefunden hat. Ein Freiherr von Raron, so heißt es, sei damals Feldhauptmann der Walliser Landleute gegen die fremden Eindringlinge gewesen. In der Tat berichtet die Walliser Geschichte, daß im Jahre 1383 Peter v. Raron (Großvater oder Vater des mächtigen Witschard v. R.) nebst seinem Vetter Perrod von Raron tätigen Anteil an dem Aufstande der Walliser gegen den Bischof Eduard von Savoyen genommen hat, zu dessen Hilfe der jugendliche Amadeus VII., genannt „der rote Graf", mit einem Heere ins Wallis einfiel. Nachdem Amadeus Rarons Burg Beauregard ob Chippis erstürmt, zwei Söhne Peters von Raron, Heinzmann und Petermann, gefangen fortgeführt und das Eifischtal geplündert und verwüstet hatte, kam er

bis Salgesch, wo die Leute von Leuk und den umliegenden Dörfern sich auf Gnade ergaben. Hierauf zog Savoyens Macht weiter das Land hinauf, und hier in der Ebene zwischen Turtig und Raron traten ihr die deutschen Oberwalliser unter Führung des Peter von Raron entgegen und lieferten ihr ein blutiges Gefecht. Aus Rache ließ dann beim Rückzug „der rote Graf" die beiden gefangenen Söhne Rarons auf der Großen Brücke in Sitten enthaupten.

Früher soll man auf der Blutlässe manchmal alte Waffen gefunden haben. R. v. Roten.

14. Der Mannenmittwoch in Visp.

Im Jahre 1388, den 23. Christmonat, erlitt der Graf von Savoyen in Visp eine bedeutende Niederlage. Viele tausend Feinde unserer Freiheit verloren daselbst das Leben. Ueber diesen Sieg erzählt die Sage folgendes:

Graf Amadeus von Savoyen kam mit vielem Kriegsvolk das Land hinauf bis vor Visp. Er verlangte, man solle sich ergeben, ihm Einlaß in die Burgschaft gewähren und Gehorsam schwören, sonst werde er alles verbrennen und niedermachen. Die guten Leute erschracken sehr, denn sie waren zum Krieg schlecht bereit und schlecht gerüstet. Sie begehrten darum in der Angst drei Tage Bedenkzeit, nicht als wollten sie sich freiwillig übergeben, aber um so mehr Zeit zu gewinnen. Und die Savoyer gaben ihnen die verlangte Bedenkzeit, machten Quartier an der Vispe und warteten auf Antwort. — Die Visper entboten eilig um Hilfe ins Tal hinein und nach Goms und Brig, verhielten sich sonst mäuschenstill, damit die Feinde nicht was merken.

Als aber die dritte Nacht kam, mit der die Bedenkzeit ausging, wurde in der Burgschaft alles lebendig. Die gerufene Hilfe kam an; — nur die Briger verspäteten sich und kamen erst als der Handel fertig war. In die Burgschaft wurde Wasser eingeleitet, das in der großen Winterkälte zu Eis gefror und Wege und Stege ungangbar machte. In den Werkstätten und in mancher Küche schmiedete man emsig spitzige Fußeisen und Schuhnägel, um auf dem Eise sichern Stand zu bekommen. Man bereitete große Holzklötze und mit Steinen schwer beladene Wagen, an die man noch schneidende Instrumente befestigte, um selbe über das Eis in die feindlichen Scharen hinabrollen zu lassen. Selbst die Weiber waren nicht müßig und hatten vollauf zu tun; sie trieben den Schmieden eifrig die Windbälge, brachten Kohlen und Eisen herbei, verteilten die gespitzten Eisen und Schuhnägel unter die Krieger und halfen geschäftig alles rüsten und zum Angriff vorbereiten. Sie trugen auf dem Rücken noch Wasser herbei, um Eis zu machen an Stellen, wo Wasser durch Leitungen nicht konnte hingeführt werden. Man arbeitete mit solchem Eifer und solcher Hast, daß sieben Männer den Anstrengungen erlagen.

Als der Tag anbrach, war alles schlagfertig. Da wollte man, wie man versprochen, den feindlichen Offizieren, die wegen Kälte in einem Stadel logierten, Antwort bringen. Man nahm ein Lamm, dem band man die vier Füße zusammen, öffnete behutsam die Stadeltüre, warf dasselbe hinein zum Morgengruß und mit solcher Hast und Eile wurde die Türe wieder mit einem Reisteifen verrammelt, daß einer dem andern den Daumen von der Hand abgestoßen. Darauf legte man Feuer an den Stadel und die Flammen stiegen hoch auf. Noch zu den Dachlatten heraus schrien die Offiziere um Gnade; aber es ward keine gegeben.

Arnbick rann das geschmolzene Gold und Silber aus dem Stadel zur Erde herab.

Unterdessen griffen auch die übrigen wohlgerüsteten Krieger, auf dem Eise sicher einherschreitend, das feindliche Kriegsheer an und trieben auf dem glatten Boden große Holzstämme und schwer beladene, mit schneidenden Instrumenten versehene Wagen in die Reihen der Feinde hinein. Auf dem schlüpfrigen Eise hatten die Savoyer keinen Stand und purzelten zu Boden, wo sie entweder erschlagen oder in die Visp gestürzt wurden. Der Sieg war vollständig.

Zum Andenken an diese Schlacht setzte man im Zenden Visp den Mittwoch vor Weihnachten, „Mannenmittwoch" genannt, als Festtag ein und hielt denselben bis auf den heutigen Tag. R. W. S. Nr. 11.

15. Unterirdische Gänge.

Vielerorts berichtet man von unterirdischen Gängen, die von einer Burg oder einem Hause ausliefen und oft erst an weit entlegenen Orten ausmündeten. Ein solcher geheimer Gang führte von der Burg Mangepane, oder wenigstens von der darunter gelegenen Ebene bei Erpu Stadelti, bis hinab auf das Hochgericht bei Mörel. Denselben benutzten die Zwingherren, um von ihrer hoch gelegenen Burg rasch auf die Landstraße zu gelangen und den einsamen Wanderer unversehens zu überfallen und auszurauben. Solche unterirdische Verbindungen bestunden auch zwischen dem Hause des Kastlan Gasser und dem Schloß Urnavas in Naters, zwischen dem Hause Supersaxo und dem St. Anna-Altar in der Pfarrkirche zu Glis. In Brig führte ein ge-

heimer Gang von der Höllmatte bis unter die Burgschaft, in Lingwurm (Brigerberg) von einem Hause nach der Saltinaschlucht, in Visp von der Hübschburg zu einem unbekannten Ausgang, in Niedergesteln von der Burg bis nach Lötschen.

In diesen verborgenen Durchgängen will man oft kleine, runde Stücke Leder gefunden haben; steckte man dieselben in die Tasche, so fand man sie tags darauf in Gold verwandelt. T. W. S. Nr. 36.

16. Das Schloß Urnavas in Naters.

Dieses Schloß liegt dem Supersaxo-Schloß gegenüber, zwischen welchen der Kelchbach fließt. — Vom Schloß Urnavas steht nur der Turm noch, der jetzt zum Schulhaus ausgebaut ist. Dort soll ein Zwingherr Burkhard in alten Zeiten arg gehaust haben. Von seiner Lüsternheit und den Erpressungen an Tribut wird Unglaubliches erzählt. Diese Zwingherrn waren auch mächtig im Steinstoßen. Als ein Bauer den Burgherrn einst merken ließ, er habe einen Geißbuben, der den Stein so weit stoßen würde als er, mußte er denselben auf der Stelle aus Aletsch, vier Stunden ob Naters, abholen. Dieser Bube soll mit einem Reisteisen (Eisenstange) Nüsse von den Bäumen herab gebengelt haben. Der Zwingherr stellte sich selbst zum Ziel in der Ueberzeugung, daß der Geißbub den Stein nicht so weit zu stoßen vermöge; aber er betrog sich; der Stein wurde vom Hirten mit solcher Kraft geworfen, daß dem Zwingherrn die Beine gebrochen wurden. — Dieses Schloß soll eine lange Belagerung ausgehalten haben und, als die Belagerer selbes

ausgehungert glaubten, hingen die Belagerten noch gebratene Hammen zu den Fenstern heraus. Man soll erst später darauf gekommen sein, daß das Schloß Urnavas durch einen unterirdischen Gang mit dem Hause des Kastlan Gasser heimlich in Kommunikation gestanden habe. Der letzte Zwingherr soll bei dieser Belagerung auf dem Abtritt durch einen Pfeil getötet worden sein.

Bei der Bevölkerung von Ornavasso im untern Ossolatal ist eine alte bis jetzt festgehaltene Ueberlieferung, daß sie eine Kolonie von Walliſern aus Naters sei, die sich in den Bergen von Ornavasso, die damals fast unbewohnt waren, angesiedelt habe. Veranlassung oder Ursache dieser Einwanderung sei folgendes gewesen: In alten Zeiten hatten über das Volk von Naters ausländische und gewalttätige Tyrannen geherrscht. Nicht eine der letzten Vergewaltigungen sei die Forderung der ersten Nacht der neuvermählten Bräute gewesen. Dadurch zur Verzweiflung gebracht, entschlossen sich einige Untertanen, dieses verabscheuungswürdige Joch abzuschütteln. Zwölf kühne Jünglinge versprachen ihre Hand an ebenso viele Jungfrauen und verschworen sich, ihre Hochzeit über dem Leichnam ihres verhaßten Herrn zu feiern. Das Los bezeichnete das erste Brautpaar, welches den ersten Schlag ausführen sollte. Als der bestimmte Tag angebrochen und ihre Ehe in der Kirche geschlossen war, begaben sie sich in Festkleidern und in Begleitung ihrer Verwandten und Freunde vor das Schloß des Tyrannen und Wüstlings. Niemand verriet ihren Schwur. Als das erste Paar bei dem Herrn vorgelassen wurde, wollte dieser die Braut in seine Arme schließen, fiel aber von einem wuchtigen Schlage tötlich getroffen zusammen. Gleichzeitig pflanzten die draußen Gebliebenen Spieße auf ihre Stöcke, bezwangen das Schloß, töteten oder überwältigten die Knechte

und Gehilfen des Böſewichts, ſoweit ſie nicht durch ſchleunige Flucht entrinnen konnten. Jubilierend über die gelungene Rache feierten nun die Brautpaare ihre Hochzeit; doch dauerte ihr Jubel nur kurze Zeit. Die Kaſtläne der benachbarten Burgen waren über die Vorfälle im Schloß von Urnavas einberichtet worden und ſie fielen nun mit vereinten Kräften auf das Dorf Naters. Aber ſchon hatten ſich die Rächer des Vaterlandes mit ihren Bräuten und Freunden, mit ihren Herden und ihrer Habe über die Berge nach Italien geflüchtet und fanden am Berggehänge von Ornavaſſo ein vor der Wut ihrer Verfolger ſicheres und durch den See, den die überſchwemmende Toſa gebildet, geſchütztes Heim. In Capaleccio, mitten im Bergabhang, ſiedelten ſie ſich an, dehnten ſich allmählich nach Bach und Ronch aus und ſtiegen ſchließlich in die Ebene der Toſa hinunter und legten den Grund zur jetzigen Burgſchaft Ornavaſſo. Die alten Walliſer behielten aber auch in den italieniſchen Gefilden ihre Heimat lieb; bis ins 19. Jahrhundert hinein ſandten ſie Wallfahrten zur Mutter Gottes auf dem Glisacker. Auch in Naters hat man die einſtigen Auswanderer nicht vergeſſen; noch jetzt erzählt man, daß die vier Geſchlechter: Joſſen, Ruppen, Salzmann und Walden noch gegenwärtig in Ornavaſſo beſtehen.

T. W. S. Nr. 29 und Blätt. a. d. W. Geſch. II. Bd. S. 242.

17. Der Zwingherr in Unterbäch.

Eine arge Tyrannenherrſchaft hauſte zur Zeit auch in Unterbäch beim ſog. untern Steinhaus (ad inferiorem domum lapideam). Einer dieſer Zwingherren ſoll ſich

zum Zeitvertreib ein beſonderes Vergnügen daraus gemacht haben, von den Fenſtern ſeiner Burg aus die Leute in der Umgebung zu verhöhnen und zu verſpotten. Mit Pfeil und Bogen verſehen ging ein Jäger von Eiſcholl auf die dem Burgſchloß gegenüberliegende Gwadernegge. Bereits daſelbſt wurde der Bogenſchütze von der Burg aus mit Hohngelächter begrüßt. Das Blut fing in den Adern des vorwitzigen, kühn entſchloſſenen Gemsjägers an zu kochen; er nahm einen in Gift getauchten Pfeil aus dem Köcher, legte an, zielte, drückte los und — durchbohrt war der letzte Zwingherr. Er wurde auf der Mittagſeite ſeiner Burg dicht an der Straße Naron-Unterbäch eingeſcharrt und das Grab mit einer enormen Steinplatte zugedeckt. Die Steinplatte zeigt heute noch auf der nämlichen Stätte jeder Hirtenknabe von Unterbäch. Die Burg wurde ausgeraubt, geplündert, ihre Mauern aber blieben ſtehen und kühle Winde ſtreiften durch ihre Hallen bis zum großen Erdbeben von 1855, in welchem Jahre der weſtliche Teil der alten Mauer in ſich zuſammenſtürzte, während der öſtliche Teil noch jetzt jedem vorbeiziehenden Erdenpilger die Grüße entgegenbringt aus den grauen Zeiten der traurigen Zwingherrſchaft. R. Studer.

18. Biſchof Tavelli's Tod.

Freiherr Anton von Turn lebte mit ſeinem Verwandten, dem Biſchof Tavelli, in bitterer Feindſchaft.

Eines Morgens, als der Biſchof mit ſeinem Hofkaplan in der Hauskapelle auf dem Schloſſe Seta das Brevier betete, da ſtürmten die Knechte Antons herein, packten den

greisen Kirchenfürsten samt seinem Gefährten und stürzten sie zum Fenster hinaus in den grausigen Abgrund. Der unglückliche Bischof fiel auf einen abschüssigen Felsen, von dem er weiter in eine ebene Wiese hinabkollerte, wo er liegen blieb. Leute, die auf dem Felde waren, fanden ihn noch am Leben; sie hoben ihn auf und wollten ihn nach Chandolin tragen. Am Ende der Wiese setzten sie den Sterbenden nieder, um bei einem kleinen Brunnen sein blutiges Haupt zu waschen. Hier starb der Bischof. Zum Andenken an diesen Tod steckt nun jeder, der an dieser Quelle trinkt, ein hölzernes Kreuzlein in die Erde, deren stets viele hunderte da stehen. Der Brunnen heißt jetzt „Kreuzbrunnen — Fontaine de croix."

R. W. S. Nr. 12.

19. Die nächtlichen Ruhestörer.

In Niedergesteln erzählt man, daß der Freiherr Anton zum Turn-Gestelnburg wegen seines bösen Gewissens sehr oft die Nächte schlaflos zubringen mußte. Er habe jedoch die Schuld an seiner Schlaflosigkeit zur Sommerszeit dem Froschgequacke am Fuße des Schloßfelsens zugeschrieben. Um die unermüdlichen Schreihälse zum Stillschweigen zu bringen, habe der Freiherr einen neuen Frondienst ersonnen. Dieser habe darin bestanden, daß seine Untertanen familienweise, mit langen Ruten bewaffnet, am Rande des nahen Sumpfes haben Wache stehen und die grünen Musikanten durch Streiche ins Wasser in ihrem Konzerte stören müssen.

R. v. Roten.

20. Belagerung der Burg Niedergeſteln.

Nachdem Freiherr Anton von Turn 1375 den Biſchof Tavelli vom Schloſſe Seta hatte herunterwerfen laſſen, erhoben ſich die Oberwalliſer, die treu zu ihrem Biſchof hielten, gegen ihn und belagerten ſeine Burg in Niedergeſteln. Dieſe leiſtete aber Jahre lang den hartnäckigſten Widerſtand.

Aus dieſer langen Belagerung erzählen die Leute noch als Sage, daß die Oberwalliſer, als ſie mit Gewalt nichts ausrichten konnten, ſich entſchloſſen, die feindliche Burg ringsum wohl abzuſchließen und deren Beſatzung durch Hunger zu bezwingen. Achtzehn Monate lang waren bereits alle Zugänge zum Schloß auf das genaueſte bewacht und niemand erhielt Erlaubnis weder zum Ein- noch zum Ausgehen. Schon lange erwartete man die Uebergabe der Feſtung, weil man bereits in den erſten Monaten die Leute magerer und elender wollte gefunden haben. — Da blickten eines Morgens, als die aufgehende Sonne die Burg ſo freundlich beſchien, wieder aller Augen erwartungs- und hoffnungsvoll zu derſelben empor, und ſieh! eine Reihe der ſchönſten und friſcheſten Hammen oder Schinken hing da vor den Fenſtern und mit hellklarem Weine krank man ſpöttiſch auf die Geſundheit der erſtaunten Belagerer. — Da ward der Mut der Oberwalliſer auf eine harte Probe geſtellt. — Doch ſie verloren denſelben nicht, verdoppelten ihre Wachſamkeit und ſpürten auf's neue nach verborgenen Zugängen. Und ſie fanden einen, der durch den Berg in's Lötſchtal führte, von woher die Beſatzung reichlich mit Nahrungsmitteln war verſorgt worden. Das ergrimmte die Oberwalliſer derart, daß ſie die Leute von Lötſchen den

obern Zenden untertan machten, von welcher Knechtschaft sich diese Braven, die gegen ihren rechtmäßigen Herrn nur ihre Pflicht taten, erst Ende des vorigen Jahrhunderts mit schwerem Gelde loskauften. R. W S. Nr. 13.

21. Der standhafte Spion.

Als die Oberwalliser die Feste Gestelnburg Monate lang vergeblich belagerten und die Belagerten durch allerlei Trug- und Scheinmittel keine Hoffnung aufkommen ließen, daß die Besatzung an Uebergabe denke, erbot sich schließlich ein sehr unscheinbar aussehender Landmann, als Bettler verkleidet, sich und alsdann den Landstürmern Einlaß in das trutzige Felsennest zu verschaffen. In stockfinsterer und sehr stürmischer Nacht klopfte er am Burgtore an. Man ließ den seltsamen Fremdling ein in der Hoffnung, aus ihm wichtige Aufschlüsse bezüglich der Belagerer, über den Stand der Dinge im Lande und besonders wohl auch Kunde über etwaigen nahen Entsatz zu locken. Allein siehe da, der späte Gast gab auf alle Fragen der Besatzung keinen Bescheid und glotzte die Fragenden wie ein Tölpel verständnislos an; er schien taubstumm zu sein. Alles Schreien, alle Versprechungen und die schrecklichsten Drohungen prallten wirkungslos, wie an den dicken Burgmauern, so auch an ihm ab. Um aber sich gänzlich zu vergewissern, daß dieses Verhalten nicht Verstellung, ließ der Schloßhauptmann den Tölpel in die Folterkammer schaffen und ihm den Daumen der Rechten in die Schraube legen. Auch das half nichts; das Klemmen und Pressen entlockte dem Spion nicht einen einzigen Schrei, der einem Wortlaut ähnlich gewesen wäre.

Man ließ ihn schließlich als ungefährlich und blödsinnig gehen und im Hundeloch am Tore Nachtlager beziehen. Wie nun alles in der Burg in Sicherheit sich glaubte, steckte der vermeintliche taubstumme Bettler einen in seinen Lumpen verborgen gehaltenen Spieß auf den derben Bettelstab, stieß damit unversehens die Torwache nieder, öffnete das Tor und ließ die draußen auf das verabredete Zeichen harrenden Landleute herein. Bald war nunmehr die Besatzung überwältigt und die Zenden Herren der Zwingburg. Nachdem die Ueberwundenen traurig abgezogen, ließen die Landleute das Felsennest in Flammen aufgehen. Der kühne Spion aber wurde als Landesbefreier gefeiert und reichlich belohnt.

R. v. Roten.

22. Das menschliche Gerippe in der Gestelnburg.

Wendet man sich unterhalb Niedergesteln auf dem Wege nach Steg-Hothen gegen den hochragenden Felsen, der die Trümmer der einstigen Feste trägt, so gewahrt man an dessen westlicher Flanke eine Höhle.

In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts wagte es der Schullehrer mit einigen beherzten Knaben, diese Höhle, die offenbar den Herren der Burg einst als Schlupfwinkel und Versteck gedient, zu durchstöbern. Siehe da, die Suchenden stießen nahe dem östlichen Ende des geheimen Ganges auf ein menschliches Gerippe, dessen Zustand auf äußerst langes Verweilen in dieser Felsengruft schließen ließ. Es sollen die Gebeine des letzten unschuldigen Opfers der Zwingherrschaft gewesen sein, welches bei der Erstürmung

der Feſte in dieſem Verließ den Tod des Verſchmachtens ſtarb. R. v. Roten.

25. Das Schandmal des Zwingherrn.

Von gleicher Stelle aus bietet ſich dem aufmerkſamen Beobachter noch ein anderer überraſchender Anblick. Der Fels bildet oben neben oder über den Mauerreſten nämlich eine mäßig große Erhebung, die ſehr deutlich die Geſtalt einer biſchöflichen Inful ausprägt; ſogar die beiden Schulterbänder ſind gut erkennbar. — Seltſames Naturſpiel! Nach der Anſicht des Volkes, welches dergleichen Erſcheinungen gerne ausdeutet und ihnen lebendigen Hintergrund verleiht, hat der vermeſſene Stolz und die Grauſamkeit der einſtigen Herrſchgewaltigen, die hier gehauſt und die ſich, wie die Landesgeſchichte beweiſt, in ſteten hochverräteriſchen Fehden mit ihren rechtmäßigen Lehensherren und geiſtlichen Obern, den Biſchöfen zu Sitten, zu meſſen verwagten, dieſes ſtete und unverwüſtliche Schandmal der Felonie verdient. Namentlich der Letzte derer von Turn-Geſtelnburg, Freiherr Anton, welcher ſo weit ging, ſeinen Fürſtbiſchof und Verwandten Tavelli, von Seta hinunter zu Tode ſtürzen zu laſſen, habe das Strafgericht des Himmels augenſcheinlich über ſich ergehen ſehen. Anton zum Turn wurde nämlich mit ſeinem Anhang zu St. Leonhard gänzlich beſiegt, mußte ins Ausland flüchten und dort im Schloſſe ſeines Eidams (Albergawant, Ain), alſo auf fremder Erde ſterben, während im Wallis ſeine Burgen bezwungen und zerſtört wurden und auf den Trümmern ſeiner Stammfeſte von der empörten Natur das Zeichen hoheprieſterlicher Würde, an der er ſich

so schmachvoll vergriffen, ihm zum Schandmal für ewige Zeiten aufgerichtet ward. Die Inful hat gesiegt und überragt siegend den Burgfelsen, die trotzige Burg aber liegt unter ihr gebrochen und geschleift. R. v. Roten.

24. Die mitternächtlichen Zecher.

Auf dem Burgfelsen zu Raron ragt nebst einem Teil der Ringmauern noch ein festes Turmhaus in die Lüfte, das, wie eine vermauerte Bogenpforte hoch oben im dritten Stockwerk darauf schließen läßt, durch eine Fall- oder Drehbrücke mit der übrigen Burg verbunden war. Noch ist das düstere Gelaß im ersten Stockwerk an dem Felsboden, sowie an der einzigen, engen, eisenvergitterten Fensterluke deutlich als einstiges Gefängnis erkennbar, und noch sind die Fuß- und Handgewichte, womit die Opfer der zwingherrlichen Gerichtsbarkeit gefoltert wurden, darin vorhanden.

Die Freiherren von Raron, die hier ihre Stammburg hatten, sollen es geliebt haben, nach ihren Fehde- und Waidzügen sich in diesem Teil ihres Schlosses am Herdfeuer zu versammeln und, indeß tief unter ihnen die Tränen ihrer Gefangenen den harten Felsboden benetzten und ihre Seufzer an den Kerkermauern ungehört verhallten, sich an schäumenden Humpen und gebratenen Bären- und Wolfskeulen gütlich zu tun. Zur Strafe müssen nun die Geister der hartherzigen Zecher an der Vorabenden der „hochzeitlichen" Festtage um Mitternacht hieher zurückkehren und an glühendem Trunk und heißem Imbis ihre Lefzen und Zungen versengen lassen. R. v. Roten.

25. Der Schatz der Herren von Raron.

Als Witschard von Raron 1417 den Ansturm der Matze herannahen sah, soll er nicht mehr Zeit gefunden haben, alle seine Kostbarkeiten und Geldkisten, die in seinen dem Herd des Volksaufruhrs näher gelegenen Schlössern in Verwahr lagen, in's Ausland zu retten. So gab er denn vor seiner Flucht nach Bern seinem Burgvogt oder Kastlan zu Raron Befehl, möglichst vieles in den unterirdischen Gängen des Schlosses bis auf Wiederkehr ruhigerer Zeiten zu verbergen. Die Stammburg Rarons wurde vom Volke erstürmt und verbrannt und dem Freiherr war es nicht mehr vergönnt, nach Wallis zurückzukehren. So harrt denn der Familienschatz der Raron noch immer des Auffindens.

Vor etwa 50—60 Jahren wollten zwei Knaben, die beim Viehhüten am Schloßfelsen herumstiegen, den geheimen Gang unterhalb des jetzigen Kirchenportals aufgefunden haben. Sie waren aber nicht beherzt genug, weiter hineinzudringen, und bei Erwachsenen fanden sie keinen Glauben. Als Männer versuchten sie nochmals ihr Glück — aber siehe da, es war keine Oeffnung mehr zu finden.

R. v. Roten.

26. Der Hausgeist im Asperlin-Turm.

Die Edlen von Asperlin hatten ihren Stammsitz im Turtig Raron gegenüber. Noch steht dort, von einer Ringmauer teilweise umgeben und von einem wappengeschmückten Bogentor flankiert, ihr altersgraues Turmhaus.

In dieſer ehemaligen Herrenbehauſung ſoll es, obwohl ſie noch bewohnt wird — man will behaupten, gerade aus dieſem Grunde — nicht immer heimelig ſein.

Vor vielen Jahren ſperrte eine Mutter ihr widerſpenſtiges Mädchen in das Kellergelaß des Turmes ein. Das unſinnige Schreien und Heulen der Geſtraften veranlaßte jedoch deren baldige Befreiung — aber leider ſchon zu ſpät. Denn ſiehe, das vorher geſcheite Kind ſoll von da an blödſinnig geworden ſein. Auf Befragen gab es an, es ſei plötzlich ein altväteriſch gekleideter Herr vor ihm geſtanden und habe fortwährend mit dringender Geberde nach einer Ecke des Kellers gewieſen und ihm geſagt, es ſolle dort graben. Vor Schrecken ſei es aber ohnmächtig geworden.

Der verborgene Schatz harrt noch der Entdeckung und der Hüter desſelben der Erlöſung. R. v. Roten.

27. Heldentod des Thomas Inderbinen.

Als im Kriege der Walliſer gegen den Herrn v. Raron die Berner mit ihren Verbündeten in ſtarken Scharen 1419 über die Grimſel in Goms einbrachen und ſengend und brennend das Tal herunterrückten, da ſammelte Thomas Riedi in der Binen die waffenfähige Mannſchaft der oberſten Dörfer um ſich und führte ſie in den Tuetſchen zwiſchen Obergeſteln und Ulrichen gegen die Feinde.

Thomas war ein gewaltiger Rieſe von Geſtalt — wie eine alte Chronik meldet, maß er acht franzöſiſche Fuß — und hatte eine außerordentliche Körperkraft. Als Waffen benutzte er in dieſem Kampfe ſechs Reiſteiſen, die er, je

drei zuſammengeſchmiedet, mit unwiderſtehlicher Gewalt auf die Feinde niederſauſen ließ. Bei jedem Streiche ſeiner gewaltigen Waffe rief er mit erſchütternder Donnerſtimme: „Holla, nieder mit dir!“ So erſchlug der furchtbare Mann der Hunderte viele, ohne zu ermüden. Nicht vermochten blanke Waffen den Helden zu fällen; aber was offener Tapferkeit nicht gelang, das vermochte ſchwarzer Verrat. Unverletzt warf ſich ein Berner unter die Toten und ſtöhnenden Verwundeten. Wie der Herrliche über ihn hinweg ſchritt, ausholend zu neuem Schlag und Tod, ſchnitt ihm der Verächtliche das Zwerchfell auf. Der tötlich verwundete Kämpfer warf die hervorquellenden Eingeweide über die Schultern und kämpfte weiter.

Wiewohl er die fliehende Seele auf der Zunge fühlte, machte er noch einen Rundgang durch die Reihen der Berner und unter dem Eiſen des Sterbenden ſtarben noch Dutzende. So kam er bis auf eine kleine Anhöhe, wo er erſchöpft innehalten mußte. Sein Blick ſchweifte über die kleine Schar ſeiner Leute, deren kämpfend viele fielen. Er ſah auf die gewaltigen Heerſäulen der Feinde, die unaufhaltſam vorwärts drängten, und zu ſeinem Entſetzen erblickte er auf der Anhöhe über ſeinem Haupte die Fünfzig aus Schwyz, die jauchzend ſich anſchickten, den Walliſern in die Flanke zu fallen. In dieſer Not hob er ſein Auge zum Himmel und er flehte: „O Gott, der Du mir bis anhin Kraft gegeben, ſiehe, ich kann Dein Werk nicht mehr vollenden, denn ich verſchmachte. O gieb mir nur einen Trunk Waſſer und getreulich will ich die Sendung vollenden, die Du mir aufgetragen.“ Kaum hatte der Held dieſe flehenden Worte geſprochen, ſo quoll es und ſcholl es wie in der Ferne rauſchendes Waſſer. Die Erde öffnete ſich zu ſeinen Füßen und hervor ſprudelte erſt dünn wie ein Bindfaden

dann voller und immer voller ein kristallheller Quell süßen, erquickenden Wassers. Dankerfüllt trank der totmatte Held die Spende des gütigen Himmels. Wie er getrunken, schwang er nochmals seine Hebeisen durch die Luft und erschlug noch vierzig Berner, den Seinen aber befahl er, die Schwyzer von der Anhöhe herunter zu werfen. Dann sank Thomas Riedi sterbend nieder. Schon jubelte Bern frohlockend auf und drang von neuem Mute erfrischt auf Wallis ein; aber in diesem Augenblicke höchster Gefahr erschien der Kaplan von Münster, Jakob Minichove, mit den Vierhundert aus Münster. Ihr Kriegsgeschrei erfüllte den Feind mit solchem Schrecken, daß er vor dem Fähnlein Münsters in regelloser Flucht über die Grimsel zurückfloh. Zufrieden mit Gott und der Welt starb nun Thomas Riedi, betrauert und bewundert von den Seinen. In jenem Augenblicke also wurde die Walliserfreiheit geboren, in dem ihr heldenhafter Vater starb. Noch immer aber fließt der Riedibrunnen in den Tuetschen in hellsprudelnden Quellen und wird fließen, solange Wallis frei. O möge er ewig fließen, der Riedibrunnen, ewig! Adr. Weger.

R. W. S. Nr. 14.

28. Die Mutter Gottes auf der Stadtmauer in Sitten.

Im Jahre 1475, den 13. Wintermonat, wurde die Stadt Sitten durch die Oberwalliser von der Belagerung des Herzogs von Savoyen entsetzt. Ueber diese Kriegstat berichtet die Sage:

Der Herzog von Savoyen lag mit seinem Kriegsheere

auf der Planta und belagerte die Stadt Sitten. Dieſe ſchlug die Anfälle mutig ab und rief die Oberwalliſer um Hilfe an; bevor dieſe jedoch kam, litt ſie große Not und war alle Augenblicke in Gefahr, vom Feinde überrumpelt zu werden. Als die ſo heißerwarteten Krieger aus Oberwallis endlich bei der Leukerpforte anlangten, ließ man ihnen nicht Zeit, in die Stadt einzuziehen, ſondern ſandte ſie ſchnell zum Savieſetor hinüber, um dem Feinde eiligſt in die Flanken zu fallen. Zu gleicher Zeit trafen auch die Männer aus Savieſe und der Umgegend ein und zogen mit ihnen in den Kampf. Und es war eben Mittag und die Glocke läutete zum Gebete. Alle warfen ſich auf die Knie und beteten laut den engliſchen Gruß. — Sieh! da erſchien auf der Ringmauer eine wunderſchön glänzende Frau, die huldvoll auf die betende Schar herabblickte und ſich dann voll Ernſtes gegen den Feind wandte. Auch die Savoyer ſahen die Erſcheinung; ſie ſprachen daher ſehr kleinlaut: „O weh! jetzt iſt die Windelwäſcherin auch da — wir ſind verloren!“ — Voll Mut und Vertrauen ſtanden die betenden Männer auf, jagten die Feinde in die Flucht und befreiten die frohlockende Stadt.

Das geſchah am 13. Wintermonat, welcher Tag für Wallis ein Feſttag wurde. — Auch war das Bild der Muttergottes auf der Gundispforte zu ſehen, ſolange dieſes Tor noch ſtand; jetzt iſt es ob dem Eingang der Theodulskirche angebracht. R. W. S. Nr. 15.

29. Das Gefecht bei Gstein 1476.

Steigt man von Gstein den alten Saumweg gegen Simpeln auf, gelangt man in ungefähr einer Viertelstunde zu dem Berggute genannt „in den Gräbern." Es liegt links am Berge und neben einer kristallhellen Quelle. An dieser Stelle fiel, wie Walliser Chronisten berichten, 1476 ein Gefecht der Simpeler gegen die Lombarden, welche dem Herzog Karl von Burgund zu Hilfe zogen, vor. Ein Weib von Gstein, das Anrücken des Feindes bemerkend, brachte eilends die Kunde nach Simpeln. Leider war die waffenfähige Mannschaft des Tales in einer andern Richtung abgezogen. Nur ein einziger Mann war zurückgeblieben, es war aber ein ganzer Mann. Unverzagt bewaffnete Karlo, so hieß er, alle handfesten Weiber des Dorfes und rückte mit ihnen dem Feinde entgegen. Bei dem Gute, jetzt „zu den Gräbern" genannt, stieß er auf die Lombarden. An der Spitze seiner Amazonen drängte er sie zurück und wirkte mit seiner Hellebarde Wunder der Tapferkeit. Endlich begann sein Arm zu ermüden. Er steckt seine Waffe in die Erde. „Wenn hier," sprach er zum Himmel gewendet, „eine Quelle entspringt, daß ich meinen brennenden Durst lösche, so will ich in Gottes Namen den Kampf fortsetzen." O Wunder! eine kristallhelle Quelle entquillt dem Boden und gegenüber auf den Bleiken erscheint in lichtem Strahlenglanze U. L. Frau mit drohendem Blicke gegen die Lombarden gewendet. „Wenn auch diese," riefen erschrocken die Welschen, „wider uns streitet, sind wir verloren" und ergriffen schleunigst die Flucht. Aus Dankbarkeit und zum ewigen Andenken erbauten die Simpeler zu Ehren der lieben Mutter Gottes eine Kapelle auf den Bleiken, die

bis auf den heutigen Tag von Simpeln aus viel besucht wird.

So lautet die Sage in Simpeln und auch in einer handschriftlichen Brigerchronik wird des Gefechtes erwähnt. Immer noch werden in dem Gute zu den Gräbern Totengebeine und Ueberreste von Waffen ausgegraben. Offenbar aber ist die Zahl der Feinde in der Sage übertrieben.

P. Joller.

30. Bischof Supersax.

Zu Essère bei Vex reiten jeden Samstag drei feurige Reiter auf dreibeinigen Rossen vorbei. Ihnen begegnete öfters ein alter päpstlicher Soldat von Evolène, der zu Vex in Arbeit stand und am Samstag über Essère nach Hause ging. Jedes Mal, wenn die Reiter vorbeistoben, war er gezwungen, aus dem Wege zu gehen. Das verdroß den alten Soldaten. Als er nun eines Sonnabends wieder nach Vex heimkehrte, nahm er seinen zu Rom geweihten Degen mit sich und hängte ein Kreuz daran. Sobald die drei Reiter erschienen, versperrte er den Weg mit einer Latte und befestigte an derselben den Degen mit dem Kreuze. Die Reiter sprengten in sausendem Galopp heran. „Oeffne den Weg," herrschte der erste ihn an, „und laß uns passieren, denn wir haben Eile." „Laßt auch ihr mich passieren auf offener Landstraße," erwiderte der Soldat, „und zwingt mich nicht, jedesmal euretwegen aus dem Wege zu gehen." Während nun die beiden hintern Reiter die gesperrte Stelle umritten, bestand der erste darauf, daß der Weg geöffnet werde. „Wer bist du denn?" fragte beherzt der alte Krieger. „Ich bin Bischof Supersax und muß heute noch

bis Aosta, weil ich einst das Recht wohl gekannt aber nicht nach dem Rechte gerichtet habe."

Blätter a. d. Walliſergeſchichte I. 300.

31. Jörg auf der Fluh.

Es ging im Wallis und in der Eidgenoſſenſchaft die Schaudermähr, Jörg auf der Fluh trage in einem Fingerringe den leibhaftigen Gottſeibeiuns. Item, Jörg habe einen Sohn zu den Türken geſchickt, den Koran zu lernen, damit er nach ſeiner Rückkehr die Chriſten zum Islam bekehre.

Auch von dem Kardinal Schinner ging die Sage, ein beſchworener Teufel ſage ihm alle Dinge. P. Joller.

32. Die Abſchaffung der Folter.

Wie anderwärts wandte man auch im Wallis in alten Zeiten die Folter an, um von den Angeklagten das gewünſchte Geſtändnis zu erpreſſen. Der Große Stockalper war ſchon längſt zur Einſicht gekommen, daß die Folter ein gar unrichtiges Mittel war, die Wahrheit zu erfahren. Denn viele geſtanden in den fürchterlichen Qualen allerlei, was ſie ſicher nie getan hatten, nur um den weiteren Schmerzen zu entgehen. Aber wie das Volk hievon überzeugen? Endlich verfiel er auf folgenden Ausweg. Eines Tages klagte Stockalper ſeinen Knecht an, er habe ihm einen Sattel geſtohlen. Der Angeklagte wurde ſofort eingezogen und vor den Kaſtlan geführt, leugnete aber hart-

näckig die ihm zur Laſt gelegte Tat. Der Kaſtlan ließ ihn daher auf die „Gichti“ (Folterbank) bringen und begann mit der Marter. Bald geſtand nun der Knecht, er habe wirklich den Sattel geſtohlen. In dieſem Augenblick brachte Stockalper den Sattel herbei, den er ſelbſt verborgen hatte, und mit ernſten Worten wies er an dieſem Beiſpiele den Richtern die Richtigkeit der Geſtändniſſe nach, die auf der Folter gemacht werden. Und ſo wurde denn die Folter abgeſchafft. D. Imeſch.

33. Der ſchwarze Tod.

Zu wiederholten Malen hat die Peſt, bisweilen der ſchwarze oder große Tod genannt, in Bergen und Tälern des Walliſer Landes furchtbar gehauſt.

Die Anſteckung kam meiſtens von außen. In Naters wird erzählt, ein Schafhirt in Aletſch habe eine Nuß aufgehoben und gegeſſen, die ein großer Vogel im Schnabel über die Berge her getragen und vor ihm fallen gelaſſen habe.

Auch in Saas geht die Sage, die Peſt ſei einſt in einer ſchwarzen Wolke über die Berge aus Italien gekommen und habe zuerſt den Schafhirten auf der Alpe angepackt.

Ausnahmsweiſe hart iſt das Völklein im Binnertal von dieſer Plage getroffen worden. Im Langental, wo jetzt gewöhnlich keine Familie überwintert, ſind nur unter den Jungfrauen über dreißig und in der ganzen Pfarrei Binn 300 Perſonen der wütenden Epidemie zum Opfer gefallen.

Das Dörflein Schappel-Matte, das heute nur noch in einigen Ruinen exiſtiert, ſtarb gänzlich aus bis auf einen einzigen Knaben, der dann der Stammvater des noch heute zahlreichen Familiengeſchlechtes Teniſch wurde.

Um die vielen Leichen auf den Gottesacker zu transportieren, holte man den Sentumstier von der Schappel-Alpe. Dieser Muni, abgespannt vom Leichenkarren, ging auf die an den Friedhof angrenzende Wiese, um dort zu weiden, blieb dort Tag und Nacht ohne Hirt und Wache und stellte sich, so lange es Leichen gab, bereitwillig zur Verfügung. Als der Muni die letzte Leiche auf den Friedhof gebracht hatte, kehrte er, ohne getrieben zu werden, schnurgerade nach Schappel zu seiner Herde zurück.

Solche Schreckniſſe brachten natürlich eine große Aufregung unter dem Volke hervor, und man flehte um Gottes Barmherzigkeit durch Gebet und Gelübde. So z. B. gelobten die Binner, am Vortage vor St. Sebastian auf das allerstrengste zu fasten, und diese Faste wird noch heutzutage von den meisten Familien gehalten. Weil man sich an diesem Tage gewöhnlich mit Bohnenkoch und Wasser begnügte, heißt dieser Fastentag beim Volke weit und breit „der Binner Bohnentag."

Recht traurig und bedauernswert ist es dem damaligen Ortspfarrer Lagger, gebürtig aus Geschenen, ergangen. Er versorgte die allerletzte an der Pest erkrankte Person, trug das Allerheiligste in die Kirche zurück, schloß dasselbe in den Tabernakel ein, verließ in aller Hast die Kirche, und lief dann (wie es in einer lateinischen Chronik heißt: Saltu per saltum Sprung über Sprung) durch's Moos hinunter und stürzte sich in die wild daherbrausende Binne. — Die Schreckniſſe der Pest müssen diesen Herrn wahnsinnig gemacht haben. Nach drei Jahren wurde er auf einem Sande bei Hohenfluen aufgefunden und in Mörel begraben.

Von dem Tale rückte der große Tod hinaus nach Außerbinn und dann nach Ernen. Etwa 10 Minuten westlich von Ernen ist ein Brünnlein. Hier stellte der schwarze

Tod ſich auf den Trogkopf und rief mit markerſchütternder Stimme nach Ernen hinunter:

Pimpernella und bats (geröſtetes) Brot,
Oder ihr ſeid morgen tot.

Von dieſem Brünnlein, das von da an den Namen „Totenbruntſchi“ trägt, kam der große Tod mit einem einzigen Schritt bis auf einen kleinen Hügel mitten im Ernerfeld, jetzt noch Totenhubel genannt und wiederholte da ſeine ſchreckliche Mahnung an Niederernen; darauf ſetzte er in einem einzigen Sprunge über auf das erſte Haus in Niederernen, deſſen Bewohner gleich mit der Peſt behaftet wurden. Alle aber, welche nach der Weiſung des Toten „Pimpernella und bats Brot“ gebraucht hatten, wurden gerettet, die übrigen dagegen fielen ihm erbarmungslos zum Opfer.

Eine andere Sage erzählt, man habe zur Peſtzeit geſehen, wie eine Feuergarbe in drei Abſätzen vom Wald auf das oberſte Haus in Niederernen geflogen; von dieſem erſten Haus ſprang die Flamme auf die dritte und fünfte u. ſ. w. Wohnung über, bis ſie zu unterſt des zu jener Zeit großen Dorfes ankam. In jenen Häuſern, auf deren Dächer dieſe Feuergarbe ſich niedergelaſſen hatte, ſtarben alle Bewohner, in den andern Häuſern aber nur wenige.

Auch in Ernen ſelbſt verlangte die Peſt viele Opfer. Um die Leute nicht allzuſehr in Furcht und Angſt zu verſetzen, wurde die Sterbeglocke nicht mehr geläutet, auch durften die Leichen von den Nebendörfern nicht durch die Burgſchaft, ſondern nur hinter derſelben auf den Friedhof gebracht werden. Die Beſtattung der vielen Leichen bot nicht geringe Schwierigkeiten. Die Gräber waren längſt alle angefüllt und doch ſtarben täglich zahlreiche Perſonen. Um alle auf dem Friedhof beerdigen zu können, mußte man

daher die ohnehin schon hohe Kirchhofmauer um vieles erhöhen. Der dadurch gewonnene Raum wurde mit frischer Erde angefüllt und so konnte jeder Verstorbene, wenn auch in einer andern Schichte, doch auf dem Friedhof ein Plätzchen finden.

Zur Zeit als der große Tod über Ernen seine grause Geisel schwang, entfloh ein Mann bis in's Rippbei etwa drei Stunden hinter Ernen weit im Rappental drinnen und glaubte so dem Tode entrinnen zu können. In Ernen selbst wurde die Not immer drückender und man wußte sich des furchtbaren Sensenmannes nicht zu entledigen.

Als der Rat von Ernen zufällig noch spät am Abend zusammen war und sich eifrig beriet, wie dem Unglück wohl Einhalt geboten werden könnte, rief das „Tote" vom Walde herunter den versammelten Vätern zu: „Ich gehe nicht von Ernen weg, bis auch das Männchen im Rippbei heraus ist." Noch in derselben Nacht schickte man nach dem Manne, um ihn mit Güte oder Gewalt nach Ernen zurückzubringen. Der Mann im Rippbei hörte aber die Mannen kommen und merkte sehr wohl, was man mit ihm vorhatte. Er entwich abermals und flüchtete sich in den Grindbiel in eine abgelegene, unbewohnte Kammer. Am folgenden Morgen kam eine kleine Katze vor sein Fenster und begehrte kläglich miauend Einlaß. Der Mann öffnete, das Kätzchen sprang ihm auf die Schultern, liebkoste ihn wie ein Kind, sagte dem Manne: „Rippbeimannli, jetzt ist's Zeit," und flugs war es wieder durch das Fenster auf und davon. Der erschrockene Mann wußte sehr wohl, was das zu bedeuten habe. Schon krank, lief er nach Ernen, um seine Sach zu machen und starb beim Betreten des Dorfes. Eine gleichlautende Sage sagt, dieser Mann sei der Landeshauptmann Michael Tschampen von Niederernen gewesen.

Von dieſer Stunde an nahm die fürchterliche Krankheit ab und war nach wenigen Tagen aus Ernen gänzlich verſchwunden.

Schrecklich gehauſt hat der große Tod in Richelsmatt und Lauinen. In Richelsmatt hat ein Kind in der Wiege alle ſeine Verwandten bis auf den neunten Grad in einer und derſelben Nacht ererbt. Eine Kuh ging daſelbſt ebenfalls während nur zwölf Stunden infolge Hinſterbens des jeweiligen Beſitzers bis auf den zehnten Meiſter über. Ebenſo groß wie in Richelsmatt war das Sterben im Dorfe Lauinen. Vor dem großen Tod kamen von dieſer Gemeinde mehr als fünfzehn Vorbräute (ledige Töchter mit Schleier und Kranz angetan) zum Fronleichnamsfeſte nach Ernen. Im folgenden Jahre aber kam nicht eine mehr, denn ſie alle hatte der unbarmherzige Tod dahingerafft. Die Sterbezahl in dieſen zwei Dörfern war ſo groß und die Ueberlebenden waren ſo zuſammengeſchmolzen, daß man die Toten zu mehreren zuſammen auf einem Ochſenfuhrwerk nach Ernen bringen mußte. Dieſer Zuſtand dauerte ſchon volle zwei Monate. Als nun wieder eines Tages der Ochſe mit ſeiner traurigen Laſt in Ernen angekommen war, nahm er plötzlich Reißaus und verſchwand im Walde, ohne daß man ihn nachher wiedergefunden hätte. Seine Arbeit ſchien aber getan, denn von dieſem Tage an ging die Zahl der Sterbenden zurück, ſo daß man die Toten wieder wie üblich, je einen von vier Mann getragen, nach Ernen bringen konnte.

Zahlreiche Opfer verlangte die Peſt auch in den Bergen von Naters. Um die Seuche nicht weiter zu verbreiten, erlaubte man den Bergleuten nicht mehr, hinab nach Naters zu kommen. Darum habe man die Verſtorbenen in der Frohmatte begraben, woſelbſt der Pfarrer mit dem hl. Sakrament auf einem Hügel ſich aufhielt. Zum Begraben der

Toten waren zwei Männer, wovon einer einäugig, bestellt und als Lohn erhielten sie von jeder Leiche ein Leintuch. Sie „beigeten“ die Leintücher auf einander und jedem der zwei Gräbler fiel ein klafterhoher Haufe zu.

Einem Kinde wusch eine Mutter mit Gottvertrauen in Aletsch das Herz und sieh, das Kind starb nicht und ihm fielen noch in selber Nacht zwölf Trinkelkühe als Erbschaft zu.

Die Seuche verschwand, als ein Verstorbener das Heilmittel angab:

„Bibinella und gebahts Brot
Ist gut gegen den gäben Tod.“

Auch tröstete der Verstorbene, es werde nur noch der einäugige Gräbler und der jüngere Aletschhirt sterben. So geschah es auch. Die Bibinella wurde tief im Massachin gefunden.

In Brig starben die Leute auch haufenweise dahin. Man trug die Leichen nicht mehr auf dem gewöhnlichen Wege nach der Kirche von Glis; über eine Brücke zu oberst der Burgschaft brachte man sie durch das Dörfchen Zenhäusern direkt auf den Friedhof, wo sie in große, gemeinsame Gruben eingescharrt wurden.

Auf den Alpien bei Gondo soll der schwarze Tod die ganze Bevölkerung bis auf zwei Schwestern hinweggerafft haben. Diese bargen sich in einer Höhle auf Wallengut und wurden gerettet.

In Stalden wird von einer großen Pest erzählt, wo es der Toten so viele gab, daß man selbe unbesargt in offene Gruben warf. Der „Gribjer“ (Totengräber) wohnte bei der Törbier-Dschikehri in einer Steinscheuer und starb zuletzt selbst an der Pest auf einem klafterhohen Haufen Leintücher, die er durch das Begraben verdient hatte. Die

Peſt verſchwand, als eine Stimme aus dem Ebiberge gerufen hatte:

„Kehrt um den Roten,
den Toten;
Iß Bibinella, Pumpernella und gebahts Brot,
So hört uf der gähe Tod!“

In Zermatt ſoll einmal an der Peſt ſo viel Volk geſtorben ſein, daß auf dem Wege zur Kirche Gras zu ſprießen begann. Man fand nicht mehr Leute, die Toten zu begraben. Da ließ ſich dafür ein alter Mann anwerben, der ein offenes Bein hatte und darum auch von der Seuche verſchont blieb. — Eine Familie wohnte in einem Hauſe in einiger Entfernung allein. Dieſe ſchloß ſich ein und vermied jede Zuſammenkunft mit andern Menſchen; nur von Zeit zu Zeit kam einer auf einen Hügel heraus, um zu erfahren, ob der Tod aufgehört habe. Endlich vernahm er die gute Botſchaft und freudig kamen die Verſchonten hervor, um zahlreiche Erbſchaften in Empfang zu nehmen. Man teilte die Gerätſchaften frohen Herzens, nur um einen Sack voll Wolle wurde gezankt, der endlich der von der Krankheit frei gebliebenen Familie zufiel. Und mit dieſer Wolle brachten ſie die Krankheit in ihr Haus; in kurzer Zeit ſtarben alle.

Ein lediger Burſche flüchtete ſich beim Einbrechen der Krankheit über den Augſttalberg aus dem Lande. Als er nach langer Zeit zurückkam, hatte der Tod aufgehört. Der Burſche aber zog einen zurückgelaſſenen Rock an, der ihm die Krankheit noch mitteilte und den Tod gab.

In Saas wird erzählt, während der Peſt habe der Sigriſt alle Sterbenden an einem Seelentag in die Kirche gehen ſehen, alle kannte er, außer den letzten. Als der Unbekannte in die Kirche eingetreten war, hörte er deutlich

ſagen: „Jetzt müſſen wir noch den Loſer auch einſchreiben.“ Er behauptete darum feſt, ſo lange er zu Grabe läute, werde das Sterben nicht aufhören. Und wirklich war der Sigriſt der letzte, der der Seuche erlag.

In St. German war die Verwüſtung, welche der ſchwarze Tod unter der Bevölkerung anrichtete, ſo furchtbar, daß in allen Häuſern und ſelbſt auf Weg und Steg die Leichen, die Luft verpeſtend, umherlagen und niemand mehr ſich fand, der ſie begrub. Nur an ein einziges menſchliches Weſen wagte das ſchwarze Geſpenſt nicht, die grauſe Hand zu legen; es war dies ein unſchuldiges und überaus frommes Mägdlein von etwa 18 Jahren, in deſſen wunderholder, liebreizender Geſtalt die engelgleiche Seele gleichſam dem Auge ſichtbar wurde. Der Mitmenſchen Elend reifte in der edeln Jungfrau einen hochherzigen Entſchluß; Gott ohnedies ſchon ſeit jeher angehörend, wollte ſie ihm auch noch ihr junges Leben zum Opfer bringen. Sie wählte ſich unter der hinterlaſſenen Viehhabe ihrer Verwandten ein ſchneeweißes Pferd, zäumte es mit bunten Bändern wie zu einem Hochzeitsritte feſtlich auf und alsdann zog ſie unerſchrocken von Haus zu Haus, über Feld und Weg, hier und dort die verweſenden Leichen ſammelnd und auf ihrem treuen Zellter unter Gebet nach dem Friedhofe führend. So tat die hochherzige Jungfrau Tag um Tag, Woche um Woche, bis ſie allen Opfern der Seuche eine geweihte Ruheſtätte bereitet hatte. Alsdann aber waren es der Beſtatteten ſo viele, daß der Friedhof zu St. German ob der Ueberfülle barſt und ein großer Leichenknäuel die ſteile Manngaſſe hinunter in die Weinberge ſich wälzte. Von den vielen Männerleichen ſoll dieſe Gaſſe ihren Namen führen. Die jungfräuliche Totengräberin aber ſoll auf dem Grabeshügel des letzten Beſtatteten freudig den Opfertod geſtorben

und ihre Seele, wie eine Lerche ſich in die Lüfte ſchwingend, hell aufjubelnd in den Himmel eingegangen ſein.

Fr. Walpen. Al. Clauſen. Kl. Clauſen. R. W. S. Nr. 27, 28, 29 und R. v. Roten.

34. Aus den Franzoſenkriegen.

Die ruhmvollen, aber unglücklichen Kriege unſerer Väter gegen die Franzoſen in den Jahren 1798 und 1799 leben noch friſch und kräftig in der Erinnerung des Volkes fort. Allerorts erzählt man ſich, wie mutig die Walliſer gegen die Fremden gekämpft, wie ſchrecklich die Feinde im Lande gehauſt, wie ſie alles geraubt und geplündert und wie ſie überall, wo ihr Fuß hingekommen, unſägliches Unheil angerichtet haben. Aus der reichen Fülle dieſer Erzählungen ſeien hier nur einige wenige angeführt.

Manche einſichtsvolle Männer wollten das Volk von dem kühnen Unterfangen abmahnen, gegen die mächtigen Franzoſen Krieg zu führen; ſie mußten aber meiſtens ihre gutgemeinten Räte teuer bezahlen. Ein Vorſteher in Saas, Zurbriggen, der Bedenken äußerte, gegen die Macht der fränkiſchen Truppen feindlich aufzutreten, wurde mit Stricken gebunden nach Viſp geführt. Ein anderer Vorſteher, Summermatter, wollte in der verſammelten Gemeinde zu Törbel abraten, gegen einen Feind länger zu kämpfen, deſſen ſiegreiche Waffen das kleine Wallis ſchon ganz umſchließen. Sogleich ſprangen viele ſchreiend auf: „Schweig Franzos! Du biſt um den Kopf zu groß.“

Als die Oberwalliſer im Mai des Jahres 1799 den Pfynwald gegen die Franzoſen verteidigten, brachte ihnen

beſonders das grobe Geſchütz, das die Feinde bei Varen aufgefahren hatten, ſchwere Gefahr. Doch die Kugeln trafen ſelten, weil die Kanonen zu hoch gerichtet waren. Dies glaubten unſere Leute beſonders dadurch veranlaßt zu haben, daß ſie nach jedem Schuß aus der Schanze heraus ſprangen und ſich den Anſchein gaben, die einſchlagenden Kugeln vor den Erdwällen heraus zu ſuchen. Immer höher und höher flogen darum die Geſchoße über ihren Häuptern hinweg. Einmal jedoch ſchlug eine Kugel in die proviſoriſche Feldküche gerade unter den großen Fleiſchkeſſel ein, beſchädigte dieſen zwar nicht, doch ſtäubte ſie den letzten Feuerfunken darunter fort, ſo daß die Soldaten für dieſen Tag nur mit halbwarmer Koſt vorlieb nehmen mußten.

Bei den Oberwalliſern waren im Pfyn auch kaiſerliche Huſaren aus Oeſterreich, mit denen ſie eben nicht wohl zufrieden waren; ſie meinten, ſelbe nützen wenig und freſſen ihnen immer nur das beſte weg; — die Kaiſerlichen wurden im Wallis überall angeſchrieben als an Appetit eben nicht kranke Krieger.

Eines Tages ritten zwei Huſaren, Vater und Sohn, die Fahrſtraße hinab, um nach Feinden zu ſpüren. Da begegnete ihnen in einiger Entfernung ein franzöſiſcher Reiter. Umkehren wollte keine Partei, weil das Feigheit verraten hätte und zwei gegen einen zu ſtreiten, wäre ebenſo ehrlos geweſen. Darum wollte der Sohn voran. Aber der Vater, der den Franzoſen mit ſeinem Scharfblicke wohl gemuſtert hatte, ſagte: „Wart Bub! dem biſt du's nit!“ Gleich hielt jener an und ließ dieſen voran, der ſeine Tabakspfeife zog und gemütlich zu ſtopfen begann. So trat er an den Franzoſen heran und ließ ihn ganz nahe kommen. Aber ſein Schwert ziehen, dem Feinde den Kopf ſpalten, umkehren, die geſtopfte Pfeife anzünden und gemütlich zu-

rücktraben, wie er gekommen, das war eine und dieselbe Arbeit.

Nach dem unglücklichen Ausgang der Kämpfe im Pfyn hatten versprengte Scharen der Oberwalliser den Versuch gemacht, bei der Landbrücke in Visp die Feinde aufzuhalten, doch auch hier mußten sie der Uebermacht weichen. Die Franzosen schlugen nun ihr Quartier in Visp auf. Ein Teil der Armee rückte landaufwärts, der andere schwenkte ins Vispertal ein. Die Franzosen begannen mit der Besetzung der umliegenden Berggemeinden, um nicht Feinde im Rücken zu lassen. In den wohlbestellten Kellern von Vispterminen ließen sie es sich trefflich schmecken; was sie nicht verschmausen konnten, richteten sie sonst zu Grunde; — leer mußte alles werden.

Weniger glücklich waren die Franzosen in Zeneggen. Sie suchten den Weg dahin, indem sie einigen heimkehrenden Soldaten auf der Ferse folgten. Angekommen in der wenig anmutigen Gegend beim Kalkofen, wo steile Bergabhänge die Straße gefährlich machen und hohe Felsen sie von oben abschließen, war es ein einziger Mann, der den Franken Halt gebot. Er stieg auf die Felsen hinauf, wo er vor dem Feinde sicher war und fing an zu schreien und zu lärmen, als kommandierte er eine halbe Armee. Der Mut oder die neckische Kühnheit dieses Mannes rettete Zeneggen vor Raub und Plünderung. Die Franzosen getrauten sich nicht weiter und kehrten eilig nach Visp zurück, um dem Kriegsrat zu hinterbringen, der Berg da oben sei uneinnehmbar. Die Ansicht von Visp aus bestätigte die Botschaft. Man wußte keinen Rat. Endlich erfuhren sie am dritten Tage, es gebe über Bürchen hinauf einen Zugang, den keine Felsen verschanzen. Gleich ward Befehl erteilt, diesen Weg einzuschlagen.

In Zeneggen hatte man ſich indeſſen auch eines Beſſern beſonnen. Der Rat und an deſſen Spitze der Pfarrer, der etwas franzöſiſch ſprach, zog dem Feinde in die Höllelen entgegen. Und die Menſchen zeigten ſich menſchlicher als gewöhnlich, ſie ließen ſich von der Gemeinde wohl bewirten, aber verdarben und ſtahlen nicht mehr, wie ſie es im erſten Anſturm ſonſt überall taten.

Nachdem die Franzoſen die Landbrücke bei Viſp mit ſtürmender Hand genommen hatten und über Viſp herauf vorgedrungen waren, verſammelte ſich eine große Schar derſelben bei der Rittikapelle in Eyholz, um auszuruhen und ſich mit Wein zu ſtärken. Da ſchoß ein erzdummer, von Franzoſenhaß wütender Bauer von Brig mit ſeiner Muskete über die Rhone hinüber in dieſen Soldatenhaufen. Wie ein Fels, wenn er in einen ruhigen See ſtürzt, denſelben in Aufruhr bringt, ſo daß ſeine Wogen wütend auseinander und wieder zuſammenſpringen, ſo öffnete ſich dieſe Maſſe der Franzoſen und ſchlug wieder unter furchtbarem Gebrüll zuſammen. Den Sturmmarſch ſchlagen, die Waffen ergreifen und in vollem Laufe vorwärtsſtürzen, war das Werk eines Augenblickes. Das war aber ein großes Unglück. Zahlreiche alte, ermüdete und halb- und ſtarkverwundete Walliſer befanden ſich auf der Landſtraße, die dem Feinde hätten entgehen können, wenn dieſer mörderiſche Schuß nicht gefallen wäre. So aber wurden dieſe alle eingeholt; ſie fielen in die Hände eines erbarmungsloſen Feindes, der ſeinen Sturmlauf überall mit gemordeten und mißhandelten Leichen bezeichnete.

Auch in Naters geſchah es, daß, nachdem bereits Pardon ausgegangen war, eines Morgens ein franzöſiſcher Offizier mit ſeiner ſchönen und jungen Frau ob dem Dorfe ſpazieren ging. Da knallte plötzlich ein Musketenſchuß in der Gegend

vom Kloſi und zu Tode getroffen ſank die ſchöne Frau an der Seite ihres troſtloſen Gatten zuſammen. Wer dieſen mörderiſchen Schuß getan, konnte man nie erfahren. Man kann ſich die Aufregung des Offiziers und ſeiner Waffenbrüder über eine ſolche ſchändliche Tat denken. Wie angeſchoſſene Löwen drohten ſie dem Volke Tod und Verderben. Ein ſchrecklicher Sturm entlud ſich über dem Haupte der armen Bergbewohner; raubend, mordend und verwüſtend durchſtürmten die Feinde den ganzen Berg von Naters. Im Moos, Geimen und Mehlbaum tat ſich bei Nacht der Himmel flammend auf und machte alles in weiter Ferne tageshell.

An der Maſſa hatten die wenigen Scharfſchützen der Walliſer ſchon den dritten Angriff der Franzoſen abgeſchlagen. Aber neue Frankenſcharen wälzen heran über die Leichen ihrer Brüder, voran eine Compagnie Sappeur, die die Brücke räumen ſollen. Und über allen weht die rote Fahne, die ſie mahnen ſoll an den Schwur, daß die Walliſer heute zu Grunde gehen ſollen. Ob auch Dutzende unter ihnen fallen, immer neue Krieger erſetzen die Gefallenen. Da ein Jauchzen, es iſt ein entſetzliches Jauchzen, für die Walliſer wie Jauchzen aus der Hölle. Es zeigt den Walliſern an, daß die Barrikade auf der Brücke weggeräumt und der Weg offen iſt. Doch jetzt erſcheint über Mörel-Ried her der letzte Landſturm von Goms, voran Knaben von 12—14 Jahren mit Heugabeln bewaffnet, ſodann Töchter und Frauen, die, vergeſſend ihrer eigenen Schwäche, mit dem Vaterland ſiegen oder fallen wollen, endlich an Stäben wankende Greiſe, die mühſelig eine Flinte ſchleppen, die ſie um den letzten Käſe im Hauſe von den Kaiſerlichen eingetauſcht hatten. Ein verzweifeltes Ringen beginnt, deſſen Ausgang ſchon entſchieden war, ehe es begann. Die Walliſer müſſen

der Uebermacht der Franken weichen. Schritt um Schritt werden sie zurückgedrängt, bis sie in wilder Flucht durch die Berge fliehen. Auf der Flucht fallen Dutzende kraftloser Greise und Verwundete dem Feinde in die Hände. Lebendig wurden die Jammernden auf die Bajonette gespießt und zappelnd weite Strecken mitgeschleppt bis sie ihren Geist ausgehaucht hatten. Ein 90jähriger Greis, Johann Clausen von Ernen, befand sich unter den zuletzt Flüchtenden. Er hielt den geladenen Stutzen in der Hand, ohne daß er es wagte loszudrücken, denn die Kugel in der Flinte war seine letzte und mit dieser wollte er sich die Feinde vom Leibe halten. Da plötzlich schlägt das Wehgeschrei der Verfolgten wilder, herzzerreißender an sein Ohr. Eine Schar unglücklicher Verfolgter war nahe daran, dem erbarmungslosen Feinde in die Hände zu fallen. In diesem Augenblicke vergaß er seine eigene Not und Rettungslosigkeit, legte an und schoß einen höheren französischen Offizier vom Pferde. Ein Wutgeheul der Franzosen war die Antwort auf diesen trefflichen Treffer, sie stauten an, steckten eine Gruppe Häuser in Brand, bei dessen Leuchten sie den Offizier begruben. Die bedrohten Helden aber waren gerettet.

Trotz hartnäckiger Gegenwehr der Gommer erstürmten die Franzosen am 2. Juni 1799 den Deischberg. Schon waren letztere über den Laxgraben vorgedrungen, als plötzlich von Lax her Schuß auf Schuß ertönte und jedesmal sank ein Offizier getroffen zu Boden. In Lax befand sich nämlich ein alter Büchsenschmied, der mit unfehlbarer Sicherheit Kugel auf Kugel in die Reihen der Feinde sandte, während sein Sohn ihm unablässig die Gewehre lud. Als die wütenden Soldaten endlich in das Dorf eindrangen, da flüchteten sich auch die beiden Verteidiger. Der Vater eilte gegen die Rhone hinunter, er wurde aber sofort er-

griffen und von den Franzoſen in Stücke zerriſſen. Der Sohn wandte ſich gegen den Wald, von drei Feinden hitzig verfolgt. Plötzlich kehrte er ſich um, riß ſein Gewehr von der Schulter und drückte los. Der Ladſtock, der im Gewehrlauf ſtecken geblieben war, durchbohrte zwei ſeiner Verfolger durch und durch, der dritte aber ergriff eiligſt die Flucht.

T. W. S. 78 und 79. R. 16 und 17. Adr. Weger. D. Imeſch.

35. Die Entvölkerung der Gommerberge.

In Goms wohnten die Leute nicht immer tief unten im Tale. Es gab Zeiten, in denen man die Täler mied und auf den Höhen und Hängen haushielt. In jenen glücklichen, ſagenhaften Tagen wuchs noch auf den höchſten Bergen Getreide, und von den tiefern Hügeln und Halden tönte das Lied des Winzers, dem die Rebgelände feurige Weine kredenzten. Eines Jahres aber trug es ſich zu, daß die Weinernte gar mager ausfiel. Beſonders einem reichen Bauern ſpielte der Unſegen arg mit. Die frühern Jahre hatte er kaum Faß und Lägel genug, die Schätze ſeiner Reben zu bergen. Dieſes Mißjahr füllte ihm aber kaum das kleinſte Lägel. „Wahrlich," ſprach er, „es lohnt ſich nicht der Mühe, eine ſolche Kleinigkeit einzukellern. Beim erſten beſten Beſuch muß mir der Heurige verzehrt werden." Sehnſüchtig harrte er eines Beſuches; aber eine Zeit lang wollte niemand auf ſeinem Gehöfte vorſprechen. Des Wartens müde ſprach er: „Nimmer habe ich Luſt, mir die Augen nach einem Beſuche blind zu ſehen; ich will ſelbſt den

Weg unter die Füße nehmen. Der erſte beſte, der mir unter die Finger gerät, muß mir meinem Diesjährigen ein Ohr herunterdrehen helfen.“ Wie er eine Strecke mit ſeinen Gedanken allein gewandert, ſah er in der Ferne einen Mann herankommen. „Dem iſt heut ſein Glück Wirt,“ dachte er, und ſetzte ſich in den Schatten einer dichtbelaubten Eiche. Wie er nach ſeiner Berechnung meinte, daß ſeine Stimme den Pilgrim erreichen könne, hielt er ſich die Hände, mit denen er einen Trichter bildete, vor den Mund und rief: „Heda! wenn du Durſt haſt, zeige, daß du laufen kannſt!“ Als der Fremde neben ihm ſtund, ſchlug der Winzer den Stöpſel von dem Spundloch und hielt dem Wanderer das Lägel entgegen. Als dieſer ſchon die Hände darnach ausſtreckte, zog er das Lägel zurück und fragte: „Aber mit Verlaub, wer biſt du denn eigentlich?“ „Ich bin der Herrgott,“ entgegnete der andere. „Du biſt der Herrgott?“ würgte der Bauer langſam hervor. „Dann hebe dich nur gleich wieder fort.“ An den ſprühenden Blicken des Bauern erkannte unſer Herrgott gleich, daß ſein Gegenüber heute mit ihm nicht Gutfreund ſein wollte und ſchritt weiter. Nach einer Weile ſtapfte ein mageres, hageres Männlein auf ihn los. Seine Haare waren weiß wie Birkenrinde und ſeine Wangen zuſammengeſchrumpft wie ein leerer Tabakbeutel. Der Bauer bot ihm das Lägel hin; es ging von Mund zu Mund. „Aber wer biſt du denn eigentlich?“ fragte er jetzt. „Ich bin der Tod“, antwortete der Fremde, „eigentlich bin ich gekommen, deinen kranken Nachbar zu holen.“ „Du biſt der Tod?“ verwunderte ſich der Bauer. „Schön, iſt mir ganz recht, daß du den Nachbar, dieſen ſchäbigen Racker holſt; jetzt aber kannſt du nicht in ſein Haus kommen, das Ingeſinde des Kranken iſt auf dem Felde und er iſt in der Stube eingeſchloſſen. Noch einen

Schluck, Herr Tod!“ „Eingeſchloſſen? Ei, ich pfeife mr auf verſchloſſene Türen. Da wo ſich ein Sonnenſtäubchen hindurch zwängt, ſchlüpfe ich ebenfalls durch.“ Einige Vaterunſer lang war Stille. Der Bauer ſchnitt ſich einen Plan zurecht. Nur dann und wann bot er dem Zechgenoſſen einen Trunk, der nicht abgeſchlagen wurde. Wie der Tod ſich eine ſtattliche Fahne aufgeſteckt, dachte der Bauer: „Jetzt oder nie mehr blüht der Weizen.“ Nach einem Trunk und paſſender Einleitung fragte er den Tod: „Aber wie iſt es da mit deinem Durchſchlüpfen, von dem du mir eben erzählt? Das kann ich ſo recht nicht glauben. Wenn's war wäre, müßteſt ein rechter Teufelskerl ſein. Man ſiehts dir wohl an den Augen ab, daß du mehr als Broteſſen kanntſt; aber durchſchlüpfen wie ein Sonnenſtaub; nein das glaube ein anderer! Das . . . das iſt . . . nicht für ungut!“ Dieſe Rede ſtach des Magern Ehrgeiz; er wiegte ſein Haupt von einer Schulter zur andern und kniff den Mund feſt zuſammen zum Zeichen, daß ein jedes Vaterunſermütterchen ſeine Kunſtſtücke nicht nachmache. Der Bauer ſah, daß ſeine Rede eingeſchlagen. Er fragte daher wieder: „Ja könnteſt du denn, da mans nicht anderſt erproben kann, durch das Spundloch in das Lägel ſchlüpfen? Um meine Seele gerne ſähe ich ein ſolches Hexenſtücklein von dir.“ Der betrunkene, hochmütige Tropf ging auf's Eis: „Ach was! das iſt ja Kinderſpiel,“ ſprachs und ſchon verſchwand Kopf mit ſamt dem Körper im Lägel. Der Bauer aber war nicht linkhändig. Schwapps! war der Zapfen mit nerviger Fauſt aufs Spundloch geſchlagen und der arme überliſtete Tod ein Gefangener. Vergnügt wie noch nie im Leben rieb ſich unſer Bauer ob des gelungenen Streiches die Hände, legte ſich das Lägel über die Schultern und kehrte freudvoll zu ſeinem Hofe zurück. Ver-

ſchwiegen wie alle Bauern, ſagte er niemanden von ſeinen Hausgenoſſen etwas von ſeinem unfreiwilligen Gaſte. Stolz ſchritt er hinab in den Keller, ſtellte das Lägel ſamt dem gefoppten Inhalte in die verſteckteſte Ecke, rief ſodann ſeinem Zechgenoſſen noch höhniſch zu: „So jetzt, da biſt, da bleibſt! Wer dich eingeſperrt, das weißt du; wer dir wieder Luft machen wird, kannſt du erraten, haſt jetzt Zeit dazu.“ Dröhnend warf der Bauer die Kellertüre ins Schloß und kümmerte ſich fürder nicht abſonderlich mehr um ſeinen Gaſt. Die Folgen dieſes Abenteuers machten ſich bald in ganz Goms bemerkbar. Kein Menſch mehr wollte Abſchied nehmen von dieſer Welt und dieſes Jammertal mit einem beſſern Jenſeits vertauſchen. Immer neue Generationen hielten ihren Einzug ins Leben. Wie hoch auch die Berge von Goms zum Himmel emporragen, all die hungrigen Gaumen konnten ſie doch nicht ſättigen; und wenn ſie noch viel fruchtbarer und viel höher geweſen wären. So kam es, daß auf den Gommerbergen bald Mangel an Brod und Boden war. Die Not zwang einen Teil des Volkes in die Ebene niederzuſteigen und ſich da ein Heim zu gründen. So blieb es lange, lange Jahre. Unſer Bauer wurde alt. Seine Hände zitterten und wollten zur Arbeit nicht mehr taugen. Am liebſten ſaß er an den Sommertagen den ganzen langen Tag vor ſeinem Hauſe im Sonnenſchein, im Winter aber neben dem warmen Ofen. Im Hauſe des Bauern gabs wohl oft Sturm, aber nicht nach jedem Gewitter erſchien der Regenbogen des Friedens. Nach ſolchen Auftritten wünſchte er den Tod herbei. Aber eitler Wunſch! der Tod kam nicht, wie er auch nach ihm bettelte; er kam zu ihm ebenſo wenig wie zu den andern. Sein Gedächtnis war verſchwunden, nicht an vieles erinnerte er ſich mehr, nur daran noch, daß man einſt hat ſterben können, daß

ſein Vater und ſeine Mutter vor undenklichen Zeiten geſtorben. Dann ſeufzte er nach der guten alten Zeit, in der man hatte ſterben können. Aber ſterben konnte er nicht. Wieder hatte es in ſeinem Hauſe einen wüſten Auftritt gegeben. Als nachher alle Inwohner des Hauſes an die Arbeit gegangen, nahm er ſeinen Weg zum Keller, um ſeinen Grimm und Groll im Weine zu ertränken. Heute wollte er vom beſten Weine trinken und auf einige Augenblicke und Stunden ſeinen Kummer vergeſſen, vergeſſen ſein Elend. Er ging von Faß zu Faß und ſpähte nach dem älteſten Jahrgange; da fiel ſein Blick in eine finſtere, verborgene Ecke. Hier erblickte er ein über und über mit Spinngewebe umſponnenes Lägel. „Da wird ein guter Tropfen drinn ſein," dachte er. Sein ſchwaches Gedächtnis erinnerte ſich noch, daß er früher in dieſem Lägel den feurigſten Wein verzapft hatte. Dieſes Lägel aber hatte er ſchon lange nicht mehr geſehen, ſchon lange nicht mehr. Sofort rollte er das Lägel hervor, ſtieß den Zapfen weg und hob es an den Mund. Da ſprang aber der Tod auch ſchon hervor und ſprang ihm an die Kehle und würgte ihn zu Tod. Jetzt begann aber ein gewaltiges Sterben auf den Bergen und in den Tälern von Goms. Kein Haus, keine Generation blieb verſchont. Die wütende Peſt riß den Jüngling und die Jungfrau, den Säugling und den Greis ins nimmer ſatte Grab. Ganze Weiler und Dörfer ſtanden leer und verödet. Als die Peſt aufhörte, waren nur vereinzelnte Perſonen übrig geblieben. Wie der große Tod aufgehört, waren der Ueberlebenden ſo wenige, daß für ſich allein weder Berg- noch Talleute haushalten konnten; daher beſchloß man, ſich zu einer Gemeinde zu vereinigen. Die Talleute aber wollten nicht mehr auf die Berge hinaufſteigen und ſo blieb den Gebirglern nichts anderes übrig,

als die Berge zu verlaſſen und in den Tälern zu wohnen. Wie die Berge nicht mehr von ſchaffenden Händen bebaut wurden, verwilderten ſie raſch. Wo früher blühende Gehöfte von Weinbergen umkränzt waren, dehnte ſich gar bald Geſtrüpp und nutzloſe Wildnis aus. Adr. Weger.

36. Das Gerntal.

Eine Stunde hinter dem Dorfe Unterwaſſer iſt der Gern oder das Gerntal. Nicht immer lag es ſo menſchenleer, mäuschenſtill, ſo einſam und verödet wie heute. Zwei blühende Dörfer, Ober- und Untergern waren in dieſes reizende Landſchaftsidyll hineingeſtellt. Dieſes ſchmucke Dorfgelände wiederum war umgeben von einem blühenden Kranze von herrlichen Apfel- und Kirſchbäumen und weithin dehnten ſich von knorrigen und weitäſtigen Tannen umſäumt, die ſaftigſten Wieſen aus. Es war eine Luſt, dort zu wohnen und eine zahlreiche Bevölkerung hatte ſich in dieſem Wunderlande angeſiedelt. Mehr als zwölf Schleierjungfrauen kamen am Sonntag von Gern nach Münſter zum Gottesdienſte. Und das Volk von Gern war ein freies Volk. Es hatte eine eigene Gerichtsbarkeit. Den Würdigſten aus ſeiner Mitte erkor ſich das Volk zu ſeinem Richter. Er hatte über Leben und Tod zu entſcheiden. Um Nachdruck ſeinen Mahnungen und ſeinen Urteilen zu verſchaffen, ſtund in der Nähe der Galgen. Das war Gern in längſt entſchwundener Zeit — was iſt es jetzt? Ein Trümmerfeld untergegangener Herrlichkeit. Auf den Ruinen der einſtigen Dörfer erheben ſich neben zerfallenen Mauern ein paar Ställe. Wohl haben die Väter unſerer Väter dort ſchöne

rote Aepfel gegeſſen; jetzt ſind die Kirſch- und Apfelbäume mit der reichen Blätterkrone verſchwunden und mit ihnen die Kirſchen und die Aepfel. Nichts iſt übrig geblieben als in Untergern neben der Kapelle der morſche Stamm eines weitbäuchigen Kirſchbaumes. Seither ſind vierzig Jahre dahingegangen und mit ihnen iſt auch dieſer letzte Zeuge der Vorzeit dahingeſchwunden. Wohl ſtrahlt die Sonne noch auf die weitgedehnten Fluren des Gerntales, vermag ſie aber nicht mehr zu erwärmen und bringt nur etwas Gras, Korn und Kortoffeln zur Reife. Wohl hört man dort noch hie und da die Jodler eines glücklichen Völkleins, aber es ſind nur einige Hirten in den kurzen Sommertagen, die noch träumen und ſingen von dem Wunderreiche einſtiger Zeiten.

A. Kreutzer.

37. Der Schläfer.

In der Gernalpe, die früher Eigentum der Bewohner von Viſp und Umgebung war, war einmal ein Knabe von Unterwaſſer als Hirt angeſtellt. Er war 14 Jahre alt und von Natur aus ein Vielſchläfer. Einmal ſchlief er drei Tage und drei Nächte nacheinander, ohne zu erwachen. Aus Furcht, er werde gar nicht mehr aufwachen, weckte ihn der Senn nach der dritten Nacht. Er rieb ſich den Schlaf aus den Augen und ſprach: „Taget es ſchon wieder?“

A. Kreutzer.

38. Der Schwestermord.

In einem Dörfchen zwiſchen Unterwaſſer und dem letzten Stafel der Längisalp lebten drei reiche Geſchwiſter miteinander, ein Sohn und zwei Töchter. Eine dieſer Töchter war mit wenig geiſtigen Fähigkeiten begabt, dabei aber ſehr fromm und gottesfürchtig. Den beiden andern Geſchwiſtern war dieſelbe überläſtig. Eines Nachts wurde die geiſtesſchwache Schweſter ermordet und unter eine Platte nahe beim Waſſer begraben. Das Waſſer grub den Leichnam heraus und trug ihn bis zum Wylerbach. Der Geiſt dieſes ermordeten Mädchens hatte aber die Macht erhalten, alles zu verwüſten, ſoweit das Waſſer den Leichnam getragen hatte. Gleich nach Auffindung der Leiche entſtand ein furchtbares Ungewitter. Das Faulhorn, vom Regen unterwühlt, ſtürzte herunter auf die ſchöne grasreiche Gegend und das trauliche Dörfchen und begrub alles unter Schutt und Trümmern. A. Kreutzer.

39. Der Hirt auf der Längisalp.

Vor 57 Jahren war auf der Längisalp ein Knabe von Oberwald als ſogenannter Zuhirt angeſtellt. Das Sentum war um die Mitte des Sommers in den zweitletzten Stafel zu Lichern vorgerückt, und das Vieh kehrte eben von der durchaus nicht ungefährlichen Abendweide im Seli zurück. Der Zuhirt hatte den Auftrag erhalten, die letzten ſäumenden Kühe nahe an die Hütte heranzutreiben. Plötzlich hörte er im tieferliegenden Stafel in der Gant ein lautes Rinder-

gebrüll. Sofort eilte er zur Stelle, ſah aber nichts. Er ſpitzte die Ohren und hörte dasſelbe Gebrüll im noch tiefer liegenden Stafel. Er begab ſich dahin und ſah wirklich ein Rind, welches ein Tſcheinen und ein Huter gemeinſam beſaßen. Geläute, wie ſonſt immer, trug es aber keines am Halſe. Der Knabe ſchlug wacker mit ſeiner ſchweren und breiten Lederpeitſche auf das Rind ein. Das Rind aber lief nur ſo um die Hütte herum und ſtreckte jedesmal den Kopf in die offene Hüttentüre hinein. Dem Sennen fiel das lange Ausbleiben des Knaben auf. Er eilte auf eine Anhöhe und rief aus vollen Kräften: „Wo bleibſt du ſo lang?“ Der Knabe, ebenfalls mit dem Aufwand ſeiner ganzen Stimmkraft, antwortete: „Huterhansjobs Rind kann ich nicht von der Hütte bringen.“ „So laß es da und komm!“ rief der Senn ihm entgegen. Raſchen Schrittes eilte der Knabe der Sennhütte zu. Sie machten noch einen Rundgang in dem Sentum. Es war kaum eine Minute nach der Ankunft des Hirten; als ſie zehn Schritte unterhalb der Hütte, wo Hutterhansjobs Rind gewöhnlich ſein Lager hatte, ankamen, ſahen ſie das Rind mit der Schelle am Halſe auf ſeinem Lager liegen. Derſelbe Zuhirt, der dies miterlebt hatte, lebt heute noch in Oberwald.

A. Kreutzer.

40. Das Schwein auf der Längisalp.

Auf der Längisalp, welche öſtlich von Oberwald liegt und dieſer Gemeinde gehört, iſt ein Stafel „Senzen“ genannt. Auf einer Seite desſelben iſt ein wüſtes, finſteres Loch. Wie tief es iſt, weiß man nicht. Wenn man in

dasſelbe hineinſchaut, weht einem eine ſtinkende, kalte Luft entgegen. Es ſind jetzt gegen hundert Jahre, daß einige Sommer hindurch jedesmal, wenn man die Alpſchweine getränkt hat, auch ein Schwein aus dieſem Loche kroch, zur Tränke kam und ſodann wieder in dem Loche verſchwand. Seither hat man das Schwein nicht mehr geſehen, aber unheimlich iſt die Stelle immer. A. Kreutzer.

41. Der Spielplatz bei Unterwaſſer.

Beim Dorfe Unterwaſſer dehnte ſich einſt eine große, mit Gras bewachſene Ebene aus. An die Ebene reihte ſich ein ziemlich hoher Hügel. Auf dieſem Hügel war ein Stein und auf dem Stein ein Holzkreuz. Die jungen Leute ſammelten ſich an Sonn- und Feiertagen gern in dieſer Ebene und trieben da ihre Jugendſpiele. Unter anderem wurde oft verſucht, wer ohne auszuruhen, den Hügel hinan bis hinauf zum Kreuze laufen könne. Dazu mußte man einen guten Atem und gute Beine haben. Da kam die große Ueberſchwemmung anno 1834. Der Hügel wurde weggeſchwemmt, die grasreiche Ebene mit Schutt bedeckt. Nur ein großer Stein ragt aus dem Geröll hervor; es iſt der Stein, der auf dem Hügel ſtund. Bis in die Hausgärten von Unterwaſſer wurde der Schutt hineingetragen und lange dauerte es, dieſelben wieder urbar zu machen. Der fünf Schuh hohe Schutt konnte nicht gänzlich weggeräumt werden, doch grub man bis auf die alten Zaunpfoſten den Schutt heraus und ſteckte die neuen Zaunpfoſten auf die Köpfe der alten. A. Kreutzer.

42. Obergeſteln brennt.

Einige Jahre, bevor Obergeſteln den Flammen zum Opfer fiel, war eines Abends ſpät eine ältere Frau etwa fünf Minuten oberhalb Geſchenen in der Kalbereyen mit Holzſammeln beſchäftigt. Wie ſie ſich eine genügende Laſt zuſammengelegt hatte und nach Hauſe gehen wollte, ſah ſie den Himmel ringsum flammenrot und von Rauchwolken erfüllt. In Obergeſteln aber erſchaute ſie die Mehrzahl Häuſer und Ställe in hochlodernden Flammen. Schrecken fuhr ihr durch die Glieder und händeringend ſah ſie in das ſchaurige Schauſpiel, bis ſie aufgeſchreckt wurde vom Sturmgeläute von Obergeſteln und Ulrichen. Die Frau eilte nun Geſchinen zu, um da ebenfalls Hilfe zu fordern. Und im ſelben Augenblicke hörte ſie zwei Männer keuchend an ſich vorüberlaufen, die aus Leibeskräften riefen: „Zu Hilfe! Feuer! Obergeſteln brennt! Zu Hilfe!“ Wie die Frau die Schreckensboten ins Dorf rennen ſah, hörte ſie immer noch ihren jammernden Ruf: „Obergeſteln brennt!“ Jeden Augenblick erwartete nun die Frau das Sturmgeläute und den Lärm des erſchreckten Volkes, aber alles blieb ruhig und ſtill. Und wie ſie zurück in das Feuermeer zu blicken gedachte, lag das Dorf unverſehrt da, in das Silber des aufgehenden Mondes getaucht. Das gleiche Schauſpiel wiederholte ſich den Augen und Ohren eines Obergeſtler Bürgers und auch einem von Münſter erging es ähnlich.

Zu gleicher Zeit ſahen Leute oft eine Prozeſſion von Ulrichen aus dem Oberbach, der zwiſchen Ulrichen und Geſteln der Rhone entlang fließt, pilgern. An der Spitze des Bittganges ſchritt laut betend und ſegnend ein Biſchof und trug die Geſichtszüge des hl. Nikolaus, der in der Kirche von Ulrichen verehrt wird.

Als Obergeſteln in Flammen ſtund, ſchleuderte der ſtarke Wind, der ſtets von der Furka weht, die feurigen Kohlen des brennenden Geſteln bis auf die dürren Holzdächer von Ulrichen, ohne daß auch nur eine einzige Schindel Feuer fing. Dieſe Rettung aus großer Gefahr ſchrieb aber das gläubige Volk der Hilfe des Himmels zu.

Adr. Weger.

43. Der Tennibock.

Im obern Dorf von Ulrichen lebte vor Jahr und Tag ein alter Junggeſell, der ſeine eigene Freude hatte, die harmloſen Kinder zu plagen. Wo er kleine Kinder antraf, ſchreckte er ſie oder fügte ihnen ſonſt eine Bosheit zu, daß ſie laut aufweinten. Der Junggeſell ſtarb. Um ſeine vielen Quälereien zu büßen, wurde er in einen großen, grauen Bock verwandelt. Seine gebogenen Hörner reichten bis auf den halben Rücken, ſein Bart hing tief hinunter, ſein Haar war lang und zottig. Seinen Aufenthalt hatte er beim obern Dorfbrunnen, wo ſich unter einem kleinen Speicher ein Stall befand. Der Bock wurde oft geſehen und hieß im ganzen Dorf der Tennibock. Aber ſo majeſtätiſch er einherſchritt, war er doch der Spott der Kinder. Oft verſammelten ſich die Kinder beim Brunnen und ſchrieen ſo laut ſie konnten: „Tennibock! Tennibock!“ und liefen eilig davon. Allerdings kam der Bock aus dem Stalle heraus, um die ſpottenden Kinder mit ſeinen Hörnern zu ſtoßen, aber ſobald ſie über den Kennel hinüber waren, hatte der Bock ſeine Gewalt verloren und mußte beſchämt in ſeinen finſtern Stall zurückkehren.

P. Am Herd. Denkwürdigkeiten von Ulrichen S. 126.

44. Der Falkenfriedhof.

Mit dem alten Sennen auf Blasen waren die Ulricher nicht mehr zufrieden und stellten einen jungen aus dem Bernerbiet an, der sich tüchtig zu stellen wußte. Als der Senn auf die Alpe kam, war er heiterer Dinge und jodelte nach Herzenslust. Aber es schien, daß sein Frohmut einen Fehler hatte; er kam nicht aus reinem Gewissen. Der Senn wurde krank und lag auf dem Sterbebett. Auf die Frage, wo er begraben werden wolle, antwortete er: „Nirgends anderswo, als auf der schönen Ebene auf Mellingen.“ Man staunte, daß der Senn für sein Grab keine geweihte Erde haben wolle; doch wollte man seinem letzten Willen nicht widersprechen. Als er gestorben war, begrub man ihn an der bezeichneten Stelle. Alsogleich flog eine Menge von Falken herbei, die fort und fort das Grab umkreisten nnd ein wildes Geschrei erhoben. Die Hirten, welche dies sahen und hörten, gerieten in Schrecken und das Grab des leichtsinnigen Sennen wird bis auf den heutigen Tag der Falkenfriedhof genannt.

P. Am Herd. l. c. S. 124.

45. Der Waldbuel.

Auf dem Waldbuel bei Ulrichen stund ein geheimnisvoller Baum. Dieser verbarg in einer viereckigen Vertiefung ein merkwürdiges Marienbild, das nicht von Menschenhand gemacht, sondern aus dem Baum herausgewachsen sein soll. Mitten in der Nacht hörte man von dort her hell die Glocken läuten, wobei der Gesang der Priester und der

Klang der Orgel ertönten, kurz es war nicht anders, als wenn daſelbſt in Gegenwart einer großen Volksmenge feierliches Hochamt gehalten würde. Dabei ſah man, wie in Laternen Lichter brannten, die hell und klar in die Nacht hineinleuchteten. Man vermutete, daß die Engel des Himmels auf den Hügel herniederſtiegen und dort Gottesdienſt hielten. Das Volk ſchaute mit großer Verehrung zu dieſem Hügel hinauf und zog gern dahin. Die Pfarrgeiſtlichkeit ſah in der ganzen Geſchichte nur einen gefährlichen Aberglauben und eine Gelegenheit zur Ausſchweifung, indem der Betbuel zuerſt zum Pleiderbuel, nachher zum Schletterbuel wurde. Eine Kapelle, die dort erbaut werden ſollte, wurde nicht erbaut. Der Biſchof verbot es. Nichtsdeſtoweniger hörte der Rummel noch nicht auf. Eines Abends ſtiegen zwei rüſtige Theologen mit ſcharf geſchliffenen Aexten hinauf auf den Hügel und fällten in 10 Minuten den Wunderbaum, von dem das Volk glaubte, es könne keine menſchliche Kraft ihn zum Falle bringen. So hat denn auch der Spuck der Mitternachtmeſſe aufgehört.

Nach P. Am Herd. l. c. S. 130.

46. Die St. Annakapelle im Loch.

Im Jahre 1664 zogen fünf Handelsmänner, die Unterwaldner Götſchi, Schälli, die Eſchentaler Gebrüder Binoi, der Pomatter Zurſchmitten, aus dem Teſſin über die Rovina nach dem Wallis. In der Nähe der Walliſergrenzen wurden ſie von Räubern angefallen. Die Angegriffenen aber ſetzten ſich wacker zur Gegenwehr und zwangen die Banditen zur Flucht. Der Ort, wo dies geſchah, wird bis auf den heutigen Tag „Mörderloch“ genannt. Darauf ſetzten

die Kaufleute ruhig ihren Weg fort, bestiegen die Anhöhe und erreichten im Eginental den Walliserboden, wo sie neben dem Kapellchen des hl. Niklaus sich niedersetzten und ausruhten. In dankbarer Erinnerung an ihre Errettung gelobten sie, eine Votivtafel in dieses Bethäuschen hinzustellen. Als die Niklauskapelle später dem Zerfalle anheimfiel, wurde das Votivbild in die St. Annakapelle übertragen.

Burgener. Die Wallfahrtsorte der Schweiz II. B. S. 182.

47. Der Tauben- und St. Antoniwald.

Zwei der schönsten Wälder im Oberwallis sind der Tauben- und St. Antoniwald, wo die prächtigen und riesenhaften Tannen am hellen Tage ein geheimnisvolles Dunkel verbreiten. In diesen Wäldern soll es zeitweise unheimlich sein. Bergleute und Jäger, die ohne Not nachts dieselben passierten, sollen oft kreuz und quer bis am hellen Tage in der Irre herumgeführt worden sein. Solch wiederholten Irrgängen sollen die Kapellchen mitten in diesen von Geistern bewohnten Wäldern ihren Ursprung verdanken.

T. W. S. Nr. 34.

48. Belohnte Ehrfurcht.

Ein Bürger von Geschenen hatte gar eine große Ehrfurcht gegen die Geistlichen. Auch wenn er hoch oben in den Bergwäldern seine Rinder hütete und zufällig auf der Straße, die im Talgrunde in tausend Krümmungen sich

vorwärts wand, einen Priester wandern sah, zog er alsogleich seine Mütze und machte eine Verbeugung gegen den Priester hin.

Oft bildete er deshalb das Gespötte der andern Leute, die ihn einen törichten Menschen nannten. Sie sagten öfters zu ihm: „Was hast du von deinem Mützenheben und Knixenmachen? Der Priester, dem es gilt, sieht es ja doch nicht!“ Mit einem sanften Lächeln auf den Lippen erwiderte er gewöhnlich: „Wohl sieht mich der Knecht nicht, aber was verschlägts? Dann sieht mich der Meister, den ich in seinem Diener ehre.“

Als dieser Mann zum Sterben kam, trug es sich zu, daß alle Geistlichen des Dekanates Goms sein Sterbelager umstanden und für die scheidende Seele beteten. An diesem Tage aber spottete niemand mehr über den frommen Mann, sondern man sagte: „Das ist der Lohn für sein Mützenheben.“ Dieser Verehrer der Priester aber war der Großvater des nachherigen Bischofs Hildebrand Jost, des großen Staatsmannes und Gesetzgebers des Landes Wallis.

Eine ähnliche Begebenheit wird auch in der Hockmatte, Gemeinde Grengiols, erzählt. Adr. Weger.

49. Die Warnung des Toten.

In der Grafschaft, Bezirk Goms, war irgendwo eine Alpe, auf welcher ein sehr guter Stafel mit prachtvollem Graswuchs war, aber leider war der Weg dahin sehr gefährlich. Er war so gefährlich, daß fast jedes Jahr, wenn man mit dem Sentum in den Stafel oder wieder zurückfuhr, ein oder das andere Stück Vieh mit seinem Führer zu Tode fiel.

Eines Jahres, als man wieder bereit war, dieſen Stafel zu benutzen, rief ihnen der Tote: „Löifät alli Dörfer, löifät alli Dörfer, ihr värliärät alli Jahr där wägſcht Ma!“

Von da an wurde dieſer Stafel nicht mehr benutzt.

Das gleiche wird erzählt von Mörel-Ried. Da ſtürzten auf der Oberrieder Waſſerleitung öfters Männer ab. Auf den gleichen Ruf wie oben: „Löifät ꝛc.“ wurde die Waſſerleitung ebenfalls aufgegeben. Adr. Weger.

30. Die Abendſitzerin in Ritzingen.

Eine kräftige, lebensmutige, alleinlebende Bauerntochter hatte auch die Sucht, jeden Winterabend mit dem Rad am Arm die Abendſitzſtube aufzuſuchen. Wie ſie eines Abends ſpät nach Hauſe kam, ſtand eine Mannsgeſtalt an der Haustüre. Einen Geſellen vermutend, wollte ſie ihn urchig bei Seite ſchieben, ſteckte den Schlüſſel an und warf ſchnell die Türe hinter ſich ins Schloß. Aber o weh! als ſie in die Stube trat, ſtellte ſich die Geſtalt grinſend vor ſie hin, gab ſich als ſtrafenden Geiſt zu erkennen. Von jener Stunde an war ihr rechter Arm gelähmt und begann zu ſiechen.

J. Lauber.

31. D'Ebi-Lauwine oberhalb Blitzingen.

Vor uralten Zeiten ſahen die Leute eines Winters öfters, wie ein Stier da oben eifrig Schnee zuſammentrug. Um Mitte Jänner brach die Lawine los, der Stier war vor-

gespannt, während ein grausiger Mann das Gefährt zu leiten schien. Sofort fingen die Kapellenglöcklein von Gadmen und Wyler fest zu läuten an. Der Mann kommandierte dem Zugstier: „Leits aufs Dörfli!“ Dieser aber erwiderte unwirsch: „I mag uit, z'Leni und z'Vreni schriend fetig.“

J. Lauber.

52. Der Untergang von Groß-Ernen.

Vor vielen und vielen Jahren war Groß-Ernen ein großes Dorf in der Gegend bei Fiesch. Die Bewohner waren lieblos, hartherzig und bös; darum wollte sie der liebe Herrgott strafen zum warnenden Beispiel für andere Menschen. Bevor jedoch der Himmel sein Strafgericht losließ, wollte er die Bewohner des Dorfes noch einmal auf die Probe stellen. Er sandte darum zwölf Engel in Gestalt armer Leute ins Dorf, die an allen Türen vergebens um Einlaß baten. Ja man beschimpfte sie sogar von den Fenstern herab und jagte sie mit Steinen aus dem Dorf. Bei einer armen Witwe aber außerhalb des Dorfes fanden die Fremden bereitwillig Einlaß und Nachtherberge. Da war nun freilich das Maß voll. Ein furchtbarer Sturm mit Blitz und Donner entlud sich in das Gebirge, welches gelockert unter schrecklichem Krachen zu Tal stürzte und Groß-Ernen mit Mann und Maus verschüttete. Das Dorf lag im sogenannten „Lauwili“. Nur das Haus und die Wiese der barmherzigen Witwe blieben verschont.

R. W. S. Nr. 79.

53. Der Kirchenbau von Reckingen.

Reckingen hätte gerne eine eigene Pfarrei gehabt. Wer den rauhen Winter in Obergoms kennt, wird den Wunsch verstehen. Münster aber wollte nichts von einer Trennung wissen, und in Sitten fand man kein Gehör; da wandte man sich an die Nuntiatur nach Luzern. Der Nuntius schickte nun zur Untersuchung des Falles den Priester J. J. Härsimann nach Reckingen. Hier mußte er einen Winter lang bleiben. Aber wie hatten die Reckinger diesen Winter zu klagen! Und doch war der Winter so mild und angenehm, wie es in Goms keines Menschen Lebtag vorkommt. Aber die Leute jammerten: „Jetzt ist es mit der Kirche fertig und aus.“ Der Gesandte schwieg, dem Nuntius in Luzern aber berichtete er: „Gebt den Reckingern nur eine Kirche, in Goms möchte ich trotz Kirche im Winter nicht tod, geschweige lebendig sein.“ So wurde Reckingen eine Pfarrei.

Adr. Weger.

54. Die Pfarrkirche von Ernen.

Zur Zeit, als die noch jetzt stehende Pfarrkirche von Ernen erbaut werden sollte, lebten in Niederernen mehrere große, ansehnliche Familien wie: Grassen, Tschampen, Kämpfen, Holzer, Gumpisch. Auch die Familie Aufdersluh (Supersaxo) soll zu Niederernen bei Z'Brück gewohnt haben. Jakob Supersaxo, welcher der Vater des berühmten Walliser Bischofs Walter Supersaxo war, wird in den Akten betreffs eines Brückenbaus in Niederernen genannt. Diese Herren verlangten, daß die neue Kirche zwischen Ernen und Nieder-

ernen auf den ſogenannten Schuflen erbaut werden ſollte. Damit waren die Erner nicht einverſtanden. Es wurde darum eine gemeinſame Ratsverſammlung aller beteiligten Ortſchaften angeſagt, um ſich über den Standort der zu erbauenden Kirche zu beſprechen. Als die Abgeordneten von Ernen ſich zu jener Verſammlung begaben, riefen ihnen die Leute von Ernen nach: „Machet dann, daß die Kirche im Ort bleibt.“ Mit dieſem geflügelten Worte überſtimmten die Erner die übrigen Gemeinden. Es wurde beſchloſſen, daß die neue Kirche wieder im Dorfe Ernen erbaut werde. Doch machten die Herren von Niederernen den Vorbehalt, es dürfe an Sonn- und Feiertagen nicht eher zum Hochamt geläutet werden, bis man vom Kirchturme aus die zwölf Herren von Niederernen in Mänteln und hoch zu Roß auf den Schuflen heranreiten ſehe. C. Clauſen.

In Viſp hatte der Sigriſt den gemeſſenen Befehl, nicht eher zum Gottesdienſt zu läuten, bis er vom Turm aus die Baronen von Eich in weiten Mänteln und Seitendegen mit ihrer Dienerſchaft gegen Viſp heranreiten ſah.

R. W. S. Nr. 42.

55. Der Brand in Ernen.

Mitten im Dorfe Ernen entſtand einſt ein fürchterlicher Brand. Mitten unter andern Häuſern brannte ein Haus lichterloh und ſchon begann das verheerende Element ſeine vernichtende Arbeit an den daneben gebauten Häuſern. Man ſchrie nach Waſſer, aber es herrſchte eine ſo furchtbare Kälte, daß der Dorfbach abgefroren war und ſelbſt die Dorfbrunnen vereist waren. Das ſchöne Dorf ſchien gänzlich dem Feuer

preisgegeben und machtlos ſtanden die Bewohner dem entfeſſelten Element gegenüber. Man wußte ſich weder zu raten noch zu helfen. In dieſer äußerſten Not fiel alles auf die Knie und flehte inbrünſtig um Rettung des geliebten Heimatdorfes. Da ſah man auf einem der zunächſt am Feuerherd gelegenen Häuſer eine Frau ſtehen, die mit ihrer leinenen Schürze dem Feuer wehrte und es am Weitergreifen zu verhindern ſchien. In der Tat ließ auch das Feuer allmählich nach und erloſch von ſelbſt an den ſchon angebrannten Wänden der umſtehenden Häuſer. Das Haus, welches zuerſt gebrannt hatte, brannte nieder bis auf den Grund inmitten der andern, ganz nahe gebauten Häuſer, die gänzlich verſchont blieben. Aus Dank für dieſe außerordentliche Hilfe beſchloß nun die Gemeinde alljährlich am Feſte der hl. Agatha ein Lobamt halten zu laſſen, was fürderhin ſtets geſchah.

Dieſe Sage wird auch ſo erzählt:

In der Bedrängnis habe man das Gelübde gemacht, zwölf Mann nach Maria-Einſiedeln pilgern zu laſſen, wenn das Feuer nicht weiter um ſich greife. Auf das hin ſei über dem brennenden Hauſe ein Marienbild geſehen worden. Das Feuer habe dann abgelaſſen und das ſchwebende Bild ſei erſt verſchwunden, als das Feuer ziemlich erloſchen und keine Gefahr mehr war. Al. Clauſen.

56. Das Launerhaus in Ernen.

Gewiß ſchon manchem Beſucher von Ernen wird ein Haus, das an Größe alle andern weit übertrifft, aufgefallen ſein. Dieſes dreiſtöckige Holzhaus mit vollſtändigen Woh-

nungen für sechs Familien, das wohl seinesgleichen an Größe sucht, ist das sog. Lauinerhaus. Der Erbauer war ein Junggeselle, Martin Lauinen, der das Haus nur bauen ließ, um seinen Reichtum zur Schau zu tragen. Als er dem Baumeister seinen Plan auseinanderlegte, fragte dieser: „Und ist wohl Holz genug dazu?" „Vierhundert Stämme sind bereit und noch alle Schleifen voll," gab der andere protzig zurück. Das Haus ward gebaut und die Arbeiter mußten, weil dazumal noch wenig Geld war, mit Käse, Fleisch und andern Naturalien ausbezahlt werden. Wie dies geschehen, fing ein Mann von Ernen über den Erbauer an zu spötteln und sagte: „Nun werden dem Lauinen der alte Käse und die Schinken wohl abgenommen haben." Der Protz ließ den Spott nicht auf sich sitzen und am nächsten Tage erblickten die erstaunten Bewohner von Ernen in jedem der neunzig Fenster einen alten Käse. So reich hatten die Erner den Lauinen doch nicht geglaubt, aber wie groß war erst ihr Erstaunen, als am folgenden Morgen vor jedem Fenster neben jedem der gestern hingelegten Käse noch ein alter Käse und ein Schinken lagen und die Wohlhabenheit des Besitzers den Verblüfften kund taten.

Al. Clausen.

57. Die Kapelle im Ernerwald.

Ein frommer Mann wollte ungefähr 200 Meter oberhalb der Burgschaft Ernen im sogenannten Kalberboden eine Kapelle bauen und hatte sich bereits an die Ausgrabung des Fundamentes gemacht. Sonderbarerweise fand er jeden Morgen die Instrumente weiter oben im Walde bei einem

Bildhäuschen. In der dritten Nacht hatte er einen sonderbaren Traum. Er sah nämlich im Traume an jener Stelle, wo das Bildhäuschen stand und die Instrumente sich alltäglich vorfanden, eine wunderschöne Kapelle, welche glänzte, als wäre sie aus lauter Kristallen erbaut. Auf dem Altare tronte die seligste Jungfrau mit dem Jesuskinde. Ein Lichtstrahl drang von der Kapelle aus tiefer in den Wald hinein zu einem reichen Kristallager. Da erkannte der fromme Mann, daß Maria diesen Ort zum Kapellenbau ausersehen hatte. Er forschte nach dem Kristallager und fand es; es war ergiebig genug, daß er mit dem Erlös der Kristalle die Kapelle erbauen und dotieren konnte. Seitdem ist die Kapelle im Ernerwald ein berühmter Wallfahrtsort geworden.

Kl. Clausen.

In vielen Zügen ähnlich lautet die Sage von der Entstehung der Wallfahrtskirche auf dem Glisacker. Bischof Leudemund von Sitten (612—617) soll die erste Kapelle auf dem Glisacker erbaut haben. Er begann den Bau an der Stelle, wo heute die Englischgrußkapelle steht; über Nacht jedoch wurde das Baumaterial von unsichtbarer Hand an jene Stelle gebracht, wo jetzt das Marianische Heiligtum sich erhebt. Dort stund auch schon eine wunderschöne Muttergottesstatue, die in Stein gemeißelt im Ganter gefunden und ebenfalls von unsichtbarer Hand auf den Bauplatz getragen war.

P. Joller.

58. Der Hirte auf der Fieschеralpe.

Auf der Fieschеralpe lebte ein frommer Hirte. Als einst im Ernerwald das Kapellenfest gehalten wurde, schaute

der gute Mann wehmütig zu der Kapelle hinüber und dachte: „Ach könnte ich doch auch da drüben ſein vor dem Gnadenbilde Mariens und auch den Ablaß gewinnen, der heute da gewiß ſo vielen zu teil wird. Doch die liebe Mutter Gottes wird mich wohl auch hier erhören, wenn ich ſie eifrig anrufe, da es mir unmöglich iſt, hinüber zu gehen.“ Der fromme Mann kniete nieder nnd betete inbrünſtig zu ſeiner Mutter im Himmel droben. Wie er ſo da kniete und betete, hielt drüben vor der Kapelle ein Kapuziner gerade die Predigt. Er ſprach über die unzählbaren Gnaden, die den Gläubigen zu teil werden auf die Fürbitte Mariens hin, wenn man die Mächtige nur anrufe mit wahrem Vertrauen. Zum Schluſſe der Predigt aber ſtellte er die Frage an ſeine Zuhörer: „Und wißt ihr auch, wer am heutigen Tage mit dem größten Vertrauen gebetet, ſomit die größten Gnaden empfangen wird? Ich will es euch ſagen. Keiner von euch, wohl aber jener Hirte da drüben auf der Fieſcheralpe, der da eben kniet und voll Vertrauen betet zu ſeiner himmliſchen Mutter.“

Al. Clauſen.

59. Das Bildhäuschen im Räift (Ernen).

Vor Zeiten lebte in Ernen eine beſondere Verehrerin des ſeligen Bruder Klaus. In deren Haus befand ſich eine Statue des Seligen, vor welcher die Frau ſtets ihre häuslichen Andachten verrichtete. Als dieſe Frau eines Abends am Fenſter ſaß und den Roſenkranz betete, gewahrte ſie weit unten oberhalb Z'Brigg im ſog. Räift (Ranft) ein blaues Lichtchen. Erſtlich achtete die Frau nicht weiter da-

rauf. Das Licht aber zeigte ſich von da an jeden Abend und an derſelben Stelle. Durch dieſes aufmerkſam geworden, ſchickte ſie eines Abends, als ſich das Licht wieder zeigte, ihren Knecht, um nachzuſehen, was da wohl ſein möchte. Der Knecht, nicht ängſtlich wie er war, ging und ſah zu ſeinem Erſtaunen neben dem genannten Licht die Statue des ſeligen Bruder Klaus, die vorher ſtets im Hauſe ſeiner Herrin aufgeſtellt war. Er eilte zurück und erzählte das Geſehene. Man ſchaute nach und wirklich war die Statue aus dem Hauſe verſchwunden. Die fromme Frau betrachtete dieſe Begebenheit als einen Fingerzeig von oben, ließ die Statue vergolden und da, wo die Statue mit dem Lichte allabendlich geſehen wurde, eine Kapelle zu Ehren des ſeligen Bruder Klaus erbauen. Die Kapelle ſteht noch und drinnen befindet ſich bis auf den heutigen Tag dieſelbe Statue, die auf ſo wunderbare Weiſe von Ernen in den Räift kam. Al. Clauſen.

60. Die Brücke zwiſchen Ernen und Fieſch.

Wenn man von Ernen nach Fieſch will, muß man ſich unwillkürlich fragen, warum man denn einen großen Umweg mache und nicht mehr wie früher die viel kürzere gerade Strecke, die alte Fieſchgaſſe benütze. Das hat nun folgenden Grund. Als man noch den alten Weg benützte, ſpuckte es unten auf der Brücke ganz gewaltig. Perſonen, die von Ernen nach Fieſch wollten und umgekehrt, verſchwanden oft auf der Brücke auf unerklärliche Weiſe und niemals fand man von den ſo Verſchwundenen mehr eine Spur. Einſt wollte

man auch ein Kind von Fiesch nach Ernen zur Taufe bringen. Dieses Kind verschwand nun wieder samt Paten und zwei weitern Begleitern auf unerklärliche Weise bei dieser berüchtigten Brücke. Alles Suchen war umsonst, die fünf Personen blieben verschollen. Auf diese traurige Begebenheit hin verbrannte man die Brücke, warf die Reste ins Wasser, damit das Brückenholz von niemanden könne benützt werden und baute dann weiter unten die neue Brücke, die noch jetzt Ernen mit Fiesch verbindet. Al. Clausen.

61. Die geschätzte Trichel.

Eine gute Trichel soll unser Bauer schon in grauer Urzeit sehr wertvoll erachtet haben; so wurde vor vielen, vielen Jahren in Niederernen eine solche der schönsten Trichelkuh gleichgeschätzt, so zwar, daß bei der Verteilung das eine Los die Trichel, das andere als Gegenwert die Kuh erhalten hat. J. Lauber.

62. Die unschuldig Hingerichteten.

In der Gemeinde Geschenen kam das Gemeindegeld auf unerklärliche Weise abhanden. Auf dieses hin wurden drei, sonst als ehrliche Männer angesehene Bürger, von einer höher gestellten Persönlichkeit von Geschenen selbst angezeigt. Alsogleich wurden die drei Männer verhaftet und nach Ernen in sicheren Gewahrsam gebracht. Sie beteuerten fortwährend ihre Unschuld, doch man schenkte ihnen keinen

Glauben, weil eben der und der sie angezeigt. Man spannte sie auf die Folter, doch die drei blieben standhaft und legten kein Geständnis ab. Erst am dritten Tage bekannten die Angeschuldigten, durch das Uebermaß der Folterqualen getrieben, eine Schuld, die sie gar nicht begangen hatten. Unter den Richtern befand sich auch der Mann, der die Angeklagten verzeigt hatte und auf seinen Rat hin stimmte man auf sofortigen Tod durch den Strang. Schon am folgenden Tage wurden sie hingerichtet. Als der Henker ihnen unterm Galgen die Stricke umwarf, rief der eine: „Ich sterbe am Galgen, doch ich sterbe ehrlich.“ Der zweite sagte: „Unschuldig bin ich wie die Sonne da droben am Himmelsblau.“ Als auch der dritte die Leiter emporstieg, rief er aus: „Die ehrlichen Männer müssen also sterben für den Dieb, der unterm Galgen unsern letzten Atemzug erwartet.“ Alles erschrack ob diesen Aussagen, ohne daß man nur daran dachte, die Exekution aufzuschieben. Als der erste Schrecken vorbei war, stieg nun im Volke ein furchtbarer Verdacht auf. Man hatte sicher drei Unschuldige hingerichtet auf das Drängen des Schuldigen. Unverhohlen gab das versammelte Volk seinem Unwillen Ausdruck gegen den Richter, der die drei angezeigt hatte und bald bezeichnete man ihn allgemein als den Dieb. Stürmisch verlangte das Volk am folgenden Morgen den unehrlichen Richter vor ein strenges Gericht. Doch zu spät. Er war während der Nacht auf und davon und blieb für immer verschollen.

Al. Clausen.

63. Der Schuſter von Niederwald.

Luſtige Geſellen ſind die Schuſter; ſchneller bei Hackbrett und Kanne als bei Klopfſtein und Kienruß. In Niederwald hatte einer der loſen Zunft richtig herausgedüftelt, daß am Abend in Bellwald Tanz ſei. Koſt' es was es will, da muß er auch dabei ſein! In damaliger Zeit hätte die Welt barfuß laufen müſſen, hätte ein Schuſter in einem Tage nicht ein Paar Schuhe auf der Stör fertig gebracht, ehe er aber ein zweites Paar begonnen hätte, hätte auch vorerſt der Himmel einfallen müſſen. Das war damals ſo die Regel auf der Stör. Aber was tun? Tag's über hatte er mit den Töchtern des Hauſes geſcherzt und geplaudert und die Arbeit auf den Abend verſpart.

„Ei was, bergab helfen alle Heiligen," denkt unſer Schuſter, „ſie werden auch mir helfen. Das Sohlleder wird weniger geklopft und auf jede Naht fallen mehrere Stiche weniger, ſo kommt man eher fertig mit der Arbeit und der Arbeitgeber merkt gar nichts davon."

Das Mittelchen half vorzüglich. Frühzeitig ſchon beim erſten Mondſchein iſt er in Bellwald. Um ſich zu orientieren, blieb er vor dem Hauſe, in welchem getanzt wurde, ſtehen und ſpähte die Gaſſen auf und nieder und horchte auf die Töne des Hackbrettes, das ſeine luſtigſten Tänze erſchallen ließ.

Aber was iſt das? Im Takte der Muſik drehte ſich gerade vor ihm eine dunkle Geſtalt. Und ſiehe, er irrt ſich nicht, die tanzende Geſtalt ſchleppt einen langen Schweif hinter ſich her. Und wie der Tänzer aus dem Schatten der Häuſer ins Mondlicht trat, ſah unſer Schuſter, daß ſeine Füße in neuen Schuhen ſteckten. Aber o weh, die

Nähte davon waren aufgeplatzt. Und jetzt erkannte er es deutlich: das waren gerade die Schuhe, die er heute in Niederwald verpfuscht hatte. Getanzt hat jener Schuster selben Abend nicht mehr; aber den Draht an den Nähten der Schuhe weniger gespart hat er für alle Zukunft.

Adr. Weger.

64.
Die Beschwörung des Fieschergletschers.

Im Erner-Wasen stand ein Christkind-Mirakelbild; dies nahm ein heiligmäßiger Erner Pfarrer, (Michael Felifer † 1653), um dem starken Zunehmen des Gletschers Einhalt zu tun. Erst nach dreistündigem Beten, Segnen und Beschwören kam er ganz schweißtriefend aus den Schlünden. Zum Gelingen mußten die Fieschertaler drei Dinge auf ewige Zeiten versprechen: 1. jährlich eine Prozession (30. Juli) in den Erner Wald zu machen, 2. nie mehr verborgene Tänze zu veranstalten oder zu gestatten, 3. z'Wibervolk keine rote Schürze mehr tragen zu lassen.

Ersteres wird noch gepflegt, letztere zwei Bedingungen mögen wohl in Vergessenheit geraten sein. —

J. Lauber.

65. Der Schwinger.

Man erzählt erstaunliche Dinge von der Kraft einzelner Riesen aus früheren Zeiten. Besonders viel erzählt man von riesenstarken Schwingern. Sie bildeten den Stolz der Gemeinden. In diesem Selbstgefühl erlaubten sich dieselben

öfters, andere Ortſchaften zum Schwingen herauszufordern. Ein ſolcher Schwinger ſoll auch im Weiler Z'moos bei Fieſch gewohnt haben. Auf deſſen Kraft vertrauend und heimlich von demſelben aufgemuntert, forderten die Fieſcher die Erner zum Schwingen heraus und beſtellten den reckenhaften Schwinger von Z'moos zu ihrem Partner. Von den jüngern Männern in Ernen durfte keiner mit dem Rieſen den Schwung wagen. Auf der Binnegge aber wohnte ein bereits älterer Mann mit Namen Neſſier, der ſich mit dem Schwinger von Fieſch meſſen konnte. Auf die Anfrage der Erner hin ſagte er unter der Bedingung zu, daß die Fieſcher auf die Binnegge kommen; denn in ſeinen alten Tagen könne er nicht mehr anderswohin gehen, um einen Hoſenlupf zu machen. Die Fieſcher ſchlugen ein und rückten mit froher Siegeshoffnung unter Jauchzen und Johlen auf der Binnegge ein. Als nun zum Angriffe kommandiert wurde, wollte der Fieſcher wieder ſeinen alten Kunſtſtreich ausführen, indem er durch einen heftigen Vorſtoß gegen die Beine den Erner über den Rücken werfen wollte. Der Erner, die Liſt ſeines Gegners merkend, ſtellte ſich ſo, daß der Fieſcher mit ſeinem Kopf zwiſchen die Beine des Erners eingeklemmt wurde, worauf der Erner ihn ſo derb beim Hinterteil anfaßte und anzog, daß er ihm den Rückgrad brach und dann ſiegesſtolz zu den Umſtehenden ſprach: „Nun holt eine Leiter, und traget ihn nach Hauſe; denn dieſer ſchwingt nicht mehr.“ Kl. Clauſen.

Einſt kam ein Fremder nach Grächen, der ſich für einen Schwinger ausgab. Er forderte in Grächen den beſten Schwinger heraus. Man erwiderte ihm, zum Hochſtadel ſeien die zwei Brüder Karlen; die könnten es vielleicht mit ihm wagen. Der Schwinger verfügte ſich alſogleich zu deren Haus in Begleitung vieler Bewohner, welche dieſen

Zweikampf mitanſehen wollten. Die Brüder waren augenblicklich abweſend, weshalb die Mutter gefragt wurde, welcher von ihren zwei Söhnen der ſtärkere ſei. Die Mutter gab zur Antwort, das wiſſe ſie nicht: nur wiſſe ſie, daß der ältere zwei Finger geſottenen Anken im Keſſel tiefer hinabſaufen könne als der andere. Bald kamen die zwei Söhne aus dem Walde und jeder brachte auf der Achſel ein Zimmerholz. Der Schwinger forderte ſie trotzdem heraus. Der, welcher vom geſottenen Anken im Keſſel zwei Finger tiefer zu ſaufen vermochte, nahm die Einladung an. Als ſie aufeinander losgingen, faßte der Grächer den Schwinger um die Mitte und preßte ihn mit ſolcher Kraft an ſeinen Leib, daß derſelbe flach gedrückt zur Erde fiel.

T. W. S Nr. 15.

Von einem Außerberger wird erzählt, daß er in Sitten eine junge Birke als Schlinge um den Leib wand und dieſelbe auf einmal gegen den fremden Schwinger ſo losſchnellen ließ, daß dieſer über die Mitte des Leibes entzwei gehauen wurde. Der Vater dieſes Außerbergers ſoll einem jüngern Sohn, der die Kraft nicht hatte, wie deſſen Brüder, Bäume ſamt den Wurzeln auszureißen, mit der Hand die Hirnſchale eingedrückt haben. Monatsſchrift Nr. 3. 1862.

66. Die St. Vinzenznacht.

Not lehrt beten, die Wahrheit dieſes Spruches weiß jeder, der je in Gefahr war, zu würdigen. Die Dörfer in Goms ſind ſehr oft großer Lawinennot ausgeſetzt. Wo anderſt ſoll man dann Hilfe erflehen und erwarten als vom Himmel. Mit Nutzen wird in dieſen fürchterlichen Stun-

den, in denen von jedem Hügel, von jedem Berge der Tod dräut, der hl. Vinzenz angerufen. In den meiſten Ortſchaften wird auch ſein Feſt als Feiertag begangen. Wehe aber den Frevlern, die mit frechem Wagemut die Hilfe des Himmels verſchmähen und mißachten.

In Lax wohnte einſt ein Schuſter, der ſollte auf den Vinzenztag ein Paar Schuhe abliefern, hatte aber die Zeit über ſtatt an der Werkbank am Wirtstiſch geſeſſen. In der Nacht aber machte er ſich an die Arbeit. Als ein Nachbar nachts um 12 Uhr an ſeinem Hauſe vorüberging, hörte er ihn luſtig darauf loshämmern. Er klopfte ihm ans Fenſter und rief ihn beim Namen. Der Schuſter eilte ans Fenſter, öffnet und hörte aus dem Munde des Nachbars einen Verweis und eine Mahnung, daß er am St. Vinzenzfeſte die Arbeit ruhen laſſe. Der Schuſter lachte: „Vinzenz hin, Vinzenz her, die Schuhe müſſen morgens fertig ſein und ſollte mir der Heilige den Kopf umdrehen.“ Dann warf er das Fenſter zu, ſchob die Klappe vor und hämmerte luſtig weiter. Gleich folgte die Strafe dieſen läſternden Worten. Oberhalb des Dorfes brach die Muhr los, ſtürzte ſich aufs Dorf, riß das Haus des Schuſters ein und ergoß ſich ohne andern Schaden zu verurſachen durch die Gaſſen des Dorfes. Am andern Morgen grub man den Schuſter tot, das Antlitz auf den Rücken gedreht, aus dem Schnee. Neben ihm lag ein faſt fertiger Schuh.

Eine ähnliche Begebenheit wird in Geſchenen erzählt. Hier wollte ein alter Soldat, der lieber Geigenſpiel als Roſenkranzgebet hörte, am Vinzenzabend einen Tanz veranſtalten. Aber niemand ſchenkte an dieſem Abende dem alten Geiger, ſo wurde der alte Soldat genannt, Ohren und der Tanz mußte unterbleiben. Darob wurde der Geiger wütend vor Zorn. In ſeinem Grimme läſterte er nun

gegen Gott und den hl. Vinzenz. „Wenns einen gerechten Gott im Himmel gibt, ſoll er mir den Platz, auf dem mein Stall ſteht, dieſe Nacht noch räumen.“ So frevelte er. Während der Nacht brach in Birch, oberhalb Geſchenen, eine gewaltige Lawine los, ſtürzte unter Höllenkrachen ins Dorf ein und riß den Stall des Geigers, der mitten in einer Gebäudegruppe ſtund, nieder, ohne auch nur eines der andern Gebäude zu beſchädigen.

Eine gleiche Schuld ſoll das große Lawinenunglück von Biel auf dem Kerbholze haben. Tarok und Tanz waren in Biel und Selkingen ſeit langem ſtark im Schwunge. Selbſt das Vinzenzfeſt vermochte dieſem Uebel nicht zu ſteuern; ja, die Fiedel tönte an dieſem Tage luſtiger als je. Da kam aus dem Tale zwiſchen Selkingen und Biel mit kläglichem Geſchrei ein Vögelein geflogen. Es umflog alle Häuſer, die ſpäter zertrümmert wurden, flatterte angſtvoll um die Fenſterſcheiben und ſang mit herzbrechender, tieftrauriger Stimme: „Tod und Not, Tod und Not.“ Sodann machte es in Selkingen gleichfalls die Runde, immer die traurigen Worte ſingend: „Tod und Not, Tod und Not.“

Dann flog es wieder troſtlos klagend in das Tal zurück, aus dem dann nachher die zerſtörende Lawine hervorbrach, aber niemand wollte des Vögleins warnende Stimme hören. Bald darauf kam die fürchterliche Stunde, die zwei blühende Dörfer faſt vollſtändig zerſtörte und viele Menſchen ins frühe Grab riß. Eine mächtige Lawine ſtürzte aus obgenanntem Tale hervor und begrub gleichzeitig die zwei Dörfer, Tod und Tränen ſonder Zahl zurücklaſſend.

Adr. Weger.

67. Das Ochſenfeld.

Ein reicher Vater hatte zwei Töchter. Als er zum Sterben kam, drängten ihn ſeine Verwandten, er möge, um Zwiſt und Hader zu verhüten, ſein Vermögen ſelbſt durch Teſtament unter ſeine Töchter verteilen.

Lange blickte der Kranke ſinnend vor ſich nieder und ſagte dann: „Das Ochſenfeld iſt mein und mein iſt das Ernerfeld und meine Töchter ſind mir gleich lieb. Hätte ich zwei Ochſenfelder, aber ich habe nur ein Ochſenfeld.“ Sodann zog er bedächtig die Hand unter der Decke hervor und ſagte: „Was denkt ihr? Seht dieſe Finger an meiner Hand. Ich mag hineinbeißen, in welchen es immer iſt, ein jeder ſchmerzt mich. So iſt es mit meinen Töchtern. Es ſchmerzt mich auch nur daran zu denken, daß die eine ein widerwärtiges Erbe erhalte. Nach meinem Tode mag alſo das Los über ihr Glück entſcheiden.“

Der Vater ſtarb. Das Los wurde geworfen. Der ältern Tochter fiel das Ochſenfeld zu, die jüngere aber erhielt das Ernerfeld. Da jammerte die jüngere und ſprach weinend: „Jetzt bin ich eine Bettlerin.“ Längſt ſchon iſt das Ochſenfeld im Binntal eine tote Wüſte, während das Ernerfeld heute noch von tauſend Fruchtbäumen überſchattet iſt. Adr. Weger.

Nach einer andern Faſſung lautet dieſelbe Sage. Ein Graf hatte drei Töchter, welche unter ſich das Ernerfeld unterhalb der Burgſchaft Ernen, das Feld in Binn, nordweſtlich vom Weiler „Feld“ und das Ochſenfeld, jetzt ein Alpſtafel am Albrunpaß, als Erbe zu verteilen hatten. Die jüngſte Schweſter hatte das Vorrecht, eines dieſer Felder auszuwählen. Sie wählte das Ochſenfeld. Dasſelbe

mag zu jener Zeit ſchöner und fruchtbarer geweſen ſein, als es jetzt iſt, da im Hochſommer während 20 Tagen ca. 40 Kühe kaum genügend Nahrung finden, während die zwei andern Felder fruchtbare Wieſen und Aecker aufweiſen.

Kl. Clauſen.

Dieſelbe Sage wird über die Verteilung der obern und untern Alegi des Lötſchentales unter zwei Schweſtern erzählt.

J. Werlen.

68. Die Lichtmeſſe auf Ebenmatte.

Einen beſchwerlichen Kirchgang hatten vor 500—600 Jahren die Binner, als ſie noch nach Ernen eingepfarrt waren. Des Sommers mußten ſie die ſteilen Felſen der Twingen durchklimmen. Das war der kürzeſte Weg nach Ernen. Aber dieſer Kirchgang wurde im Winter oft zum Todesgange, denn auf den Bergen brütete die Lawine, und den ſchmalen Weg, nicht breit genug für den Sommer, hielt obendrein Schnee und Winter verrammelt. Dann nahm man den Weg über einen Bergrücken, Ebenmatte genannt, um Sonntags zum Gottesdienſte zu gelangen.

Einſt war zur Lichtmeßzeit eine gewaltige Schneemaſſe gefallen. Dieſe hielt aber zehn kühne Jünglinge nicht ab, ſich über Ebenmatte den Weg nach Ernen zu erzwingen. In einer Zeile, einer hinter dem andern, ſchritten ſie bergan, oft bis an die Schultern im Schnee verſinkend. Wenn der erſte, den Weg bahnend müde war, trat ein anderer an ſeine Stelle. So waren alle wohl dutzendmal als Schneebrecher vorangeſchritten.

Nach endloſen Mühſalen gelangten ſie endlich auf den

Bergrücken. Sie hielten ein wenig inne, um auszuruhen. „Bergab wird's ſchneller gehen," ſprachen ſie. Eine Lawine wirbelte den Wind ihnen ins Geſicht. In dieſem Augenblicke rauſchten auf den Flügeln des Windes majeſtätiſch die Klänge der Meßglocke von Ernen an ihr Ohr. Sie läutete zur Wandlung, daran war kein Zweifel, ſie erkannten es an den drei Streichen hintendrein. „Zu ſpät!" jammerten ſie. Traurig aber doch voll heiligen Glaubens warfen ſie ſich im tiefen Schnee auf die Knie, klopften an die Bruſt und beteten den vom Himmel auf den Altar herniedergeſtiegenen Herrn an. Aber Wunder Gottes! Wie ſie ſo knien in Schnee und Kälte, entzünden ſich plötzlich die Lichtmeßkerzen in ihren Händen und flackern ſtill und ruhig zum grauen Himmel empor. Ringsum aber raste fürchterlich der Schneeſturm. Die Jünglinge vergaßen Trauer und Mattigkeit und kehrten jubelnd und dankerfüllt gegen Gott nach Hauſe zurück. Adr. Weger.

69. Die Gnadenkapelle Heiligkreuz im Langental.

Die Wogen heiliger Begeiſterung, die einſt Hunderttauſende chriſtlicher Helden vom Boden der Heimat losriſſen, um das hl. Land aus den Händen der Türken zu retten, gingen auch im Wallis hoch. Die meiſten dieſer Kreuzfahrer ſahen nie mehr ihre Heimat. Viele ſtarben unter dem Krummſäbel der Türken. Groß war auch die Zahl der Gefangenen, die den türkiſchen Paſchas als Sklaven dienen mußten. Unter dieſen Unglücklichen befand ſich auch ein Gommer.

Viele Jahre ſchon war er ein Gefangener und ebenſo viele Jahre hatte er um ſeines Glaubens willen gräßliche Qualen erlitten. Eines Tages wurde er wieder beſinnungslos von der Baſtonade fort in ſeine Zelle geſchleppt.

Als er nachts zu ſich kam, richtete er ſich von dem faulenden Maisſtroh, das ihm als Lager diente, auf und flehte zu Gott um Erbarmen. Und ſiehe! eine innere Stimme ſagte ihm: „Mache eine Wallfahrt ins Langtal nach Binn.“ Sogleich machte er das Gelübde.

Da rief ihm die gleiche Stimme zu: „So ſtehe doch auf und gehe nach Binn.“ Er folgte der Stimme, ſtund auf und weder Feſſeln noch Wunden hemmten ihn am Gehen. Und er wanderte und wanderte die ganze lange Nacht hindurch und ging, wie ihn däuchte, in ſeiner Zelle längs den Wänden auf und nieder. Wie aber der Morgen graute — o Wunder — langte er gerade vor der Heiligkreuzkapelle im Langentale an und klirrend fielen die Fußfeſſeln und das Halseiſen auf die Steinſtufen nieder. Hier weihte er nun freudig dem hl. Kreuze die Fußfeſſeln und das Halseiſen, welch' letzteres an der Wand der Kapelle noch zu ſehen iſt. Sodann kehrte er dankerfüllt in das Dorf ſeiner Kindheit zurück, von dem er als Gefangener ſo oft geträumt und das er nicht mehr zu ſehen wähnte.

Adr. Weger.

70. Das Fräulein mit dem weißen Stabe.

Eine der ſchönſten Matten im Binntal war in den Gießen, wo eine Marienkapelle ſtund und noch ſteht. Dieſe

Matte hieß ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit wegen die „englische Matte“. Jetzt liegt sie unter Schutt und Geröll.

Das gläubige Volk von Binn verehrte in dieser Kapelle die allerseligste Jungfrau Maria. Das war dem Teufel nicht recht. Er beschloß, Kapelle und Matte zu verwüsten. Daher ließ er oben im Gebirge eine schreckliche Muhr losbrechen. Aber im selben Augenblicke erschien vor der Kapelle ein Fräulein von wunderbarer Schönheit. Es trug einen weißen Stab in der Hand. Mit diesem Stabe lenkte es Stein und Schutt hinweg, so daß die Kapelle unversehrt blieb. Adr. Weger.

71. Das offene Bekenntnis.

In einem Bergdorfe des deutschen Wallis, so wird erzählt, wurde die Ziegenherde für den Sommer einem jungen, aber ziemlich aufgeweckten Hirtenbuben anvertraut. — Es ist vielerorts Mode, alle Ziegen eines Dorfes in eine Herde (Hut) zu sammeln und gemeinschaftlich auf die Weide zu treiben. Nachts werden diese Haustiere entweder von jedem Eigentümer selbst eingeheimst oder, was nicht selten, in einer gemeinschaftlichen Herberge — Gemeindegeißstall — übernachtet. Ist das letztere der Fall, so wird über das Geschäft ein eigener Amtsmann gestellt. Dieser Amtsmann hat die Polizei über den Geißstall und der Geißhirt steht unter seiner Ordre.

Im Laufe des Sommers begann es erst bei den Weibern dann bei den Männern und zuletzt im ganzen Dorfe herum zu murmeln, der Geißbub sauge die Geiß! — Die Hausmütter wollten nämlich am Abend zu wenig Milch von den Ziegen

bekommen und alle glaubten am Hirten die Wangen röter zu finden als es sonst bei diesem Amte der Fall ist. — Kurz, der Lärm wurde bald so arg, daß sich der Gewaltshaber gezwungen fand, den Gemeinderat einzuberufen, um Ordnung zu machen.

Die Wichtigkeit des Geschäftes fühlend eröffnete derselbe die Verhandlung mit hohem Ernst. „Meine Herren!" sprach er, „ihr kennt die inhaltsschwere Frage, die uns heute beschäftigt. Man sagt, unser Geißbub sauge die Geiß. Ich beanspruche euere Weisheit und euern Rat, wie da zu helfen sei." — Nach einiger Ueberlegung meinte der erste, der Deliquent solle gemahnt werden. „Wird wenig nützen," glaubte der zweite, „er muß beaufsichtigt werden." „Wird schwer halten," stimmte der dritte, „er soll seines Amtes entsetzt werden." „Das ist nicht genug," fügte der vierte hinzu, „er muß als Dieb bestraft werden." — Und es folgte eine schwüle Pause — Kleinlaut nahm der Gewaltshaber nochmals das Wort: „Ihr wißt wohl, meine Herren! die Gesetze erlauben nicht, jemanden zu belästigen oder gar zu strafen für Missetaten, die nicht vom Uebeltäter selbst eingestanden sind. Glaubt ihr nun, unser mutmaßliche Deliquent werde bekennen? Wir dürfen ihm vorderhand kein Haar krümmen. Seine Mutter ist ein Weib, welches das halbe Dorf regiert und die andere Hälfte ist noch froh, von ihm gnädiges Urteil zu erflehen. Wir alle riskieren ernstlich für unsere Ehre und unser Amt." — Man wußte keinen Rat. — Endlich wurde mit Stimmenmehrheit beschlossen, weil man eben nichts Besseres ersann, den verworrenen Handel dem Geißstallvogt zu überantworten.

Dieser, ein junger rüstiger Gemeinder, fand sich durch den klugen Ratsbeschluß sehr beehrt; er ließ gleich den Hirtenbuben vor sein Angesicht treten. „Sieh mein Junge," be-

gann er mit vornehmer Amtsmiene, „du haſt Anlagen, der wichtigſte Mann unſeres Dorfes zu werden; die Hoffnungen der ganzen Gemeinde ruhen auf dir. Sollte Garibaldi nochmals Luſt haben, in Brig Papſtbirnen zu koſten, ſo will ich dich an ſeinen Kutſchenſchlag hinführen, damit er dir die Hände auflege und dich ſegne. Kein anderes Amt kömmt gegenwärtig an Wichtigkeit dem deinigen gleich; die armen Mütter blicken auf dich, um ihre Kinder zu ſtillen; das Wohl und das Weh der Gemeinde hängt von der treuen Erfüllung deiner Amtspflicht ab. Verſtehe das wohl! Du weißt es, wenn den Kühen die Milch nicht fleißig gezogen wird, ſo leiden ſie Schaden und verlieren die Milch. So iſt's auch mit den Ziegen, dieſen kleinen Kühen der armen Leute. Es iſt Pflicht eines guten Geißhirten, fleißig nachzuſehen, ob es Ziegen gäbe, die gar zu volle Euter haben, um ſtets bei Zeiten nachzuhelfen und den guten Tieren Erleichterung zu bringen."

Und der milchrote Bube wurde noch röter im Geſicht und ſagte: „Sei ohne Sorge, ich bin kein Kind mehr. Ich tue das." R. W. S. Nr. 59

72. Familiennamen.

Viele Familiennamen verdanken ihren Urſprung dem Orte, wo dieſe Familien ſich anſiedelten oder ſchon lange anſäßig waren. So nannten ſich die Familien Furrer nach dem Orte unter den Furren bei Zeneggen, Imahorn nach dem Orte im Ahorn bei Ulrichen, Imboden nach den Orten im Kleeboden bei Eiſten und im Maſſaboden unter Bitſch, Ambort nach dem Orte am Bort bei Grengiols, Amherd nach dem Orte am Herd in Zwiſchbergen, An-

denmatten nach dem Orte an den Matten in Saas, Anderledy nach dem Orte an der Ledin im Langental, Aufdenblatten nach dem Orte Blatten in Zermatt, Aufdereggen nach dem Orte auf der Eggen zwiſchen Biel und Selkingen, Bellwalder nach dem Dorfe Bellwald, Bieler nach dem Weiler an den Bielen in Brigerberg, Ambüel nach dem Orte am Buel in Leukerbad, Bürcher nach dem Orte im Birchi bei Fieſch, Burgener nach dem Orte Burgen bei Törbel, Lauber nach dem Orte im Laub bei Simpeln, Z'Lauwinen und Lowiner nach dem untergegangenen Dorfe z' Lauwinen zwiſchen Mühlebach und Steinhaus, Kalbermatten nach dem Weiler zur Kalbermatte in Saas, Meſchler nach der Alpe Meſchlen bei Agarn, Riedmatten nach dem Dörflein Riedmatten am Ufer des Riedbachs, Eggel nach dem Orte auf der Egge beim Holzij, Belalp.

Als die Peſt das Dorf Betten faſt ganz entvölkerte, ſiedelten einige der Ueberbliebenen nach Eiholz bei Viſp über und nannten ſich Eiholzer. Riedin ſind Auswanderer von Augſttal, die ſich im Riedji bei St. Niklaus niederließen und den Namen Riedin annahmen. Auf Mund iſt die Sprunghalde; dort traf man eines Tages ein Findelkind an, man gab ihm den Geſchlechtsnamen Sprung und dasſelbe wurde der Stammvater der Familie Sprung. Bei Simpeln heißt ein Ort an der Halden. Daſelbſt hielt ein Mann eine Schmiede. Er wurde nur der Schmidhalter genannt und iſt der Stammvater der Familie Schmidhalter geworden. Vergl. Blätter aus der Walliſ. Geſch.

Oberhalb Waſen (Brigerberg) iſt ein Felsrücken, die Bärenfalle genannt. Hinter dieſem Rücken liegt eine Alphütte gleichen Namens. Hier wohnte einſt ein rieſenſtarker Brigerberger. Als er einſt ſeine Herde auf dem Berges-

rücken weidete, wackelte ihm ein grimmiger Bär entgegen. Im Augenblicke, da derſelbe ihn mit ſeinen Tatzen zu Boden ſchlagen wollte, umfing er die Beſtie mit den Worten: „Oho Schurke! willſt du von Arm, ich will auch von Arm.“ Seine beiden Rieſenarme um ihn ſchlingend, hielt er den Bären ſo feſt, daß dieſer mit Rachen und Tatzen nur noch die Luft zu beißen und zu peitſchen vermochte. Indem ſie ſo beide miteinander rangen, ſtürzten beide miteinander in den Abgrund, wo der ſchwerere, der Bär, zuerſt auffiel und zerplatzte. Der Ort hieß ſeither die Bärenfalle und die Familie erhielt den Namen Bärenfaller.

Vergl. T. W. S. Nr. 55.

Eine kleine Strecke oberhalb Berisal iſt die Stockalpe. Hier wohnte ein edler mailändiſcher Ritter, Anton de Oltery. Von da an nahm die Familie den Namen Stockalper an.

Von dem Nanztale her ſtammt der Familienname Nanzer.

Im Ganter wohnte die Familie Dorner. Ein handfeſter Burſche nahm einſt mit einem dahergelaufenen Schwinger einen Zweikampf auf. Zum Zeichen ſeiner Kraft riß er einen Baumſtamm aus dem Boden und ging mit demſelben ſeinem Gegner entgegen. Im Schwingkampfe ſelbſt überwand er mit Leichtigkeit den fremden Schwinger. Von dieſer Zeit an nannte man ihn und ſeine Nachkommen Kämpfen. J. Brindlen.

In Arbel bei Außerberg ſchickte eine Mutter ihr Kind zum Trog um Waſſer zu holen. Nach einer Weile kam das Kind zurück und rief in die Küche hinein: „Ich bekomme kein Waſſer, es iſt ein ſilberner Deckel drauf.“ Als der Vater dies hörte, fing er derart an zu lachen und zu „hauren“, daß die Leute herbeiliefen, aber verdutzt wieder auseinander gingen und ſagten: „Ach, der Haurer ſchreit wie-

der um nichts." Aus dieſem Worte bildete ſich ſpäter der Geſchlechtsname Heinen. Von dieſen wiederum erhielt der Letzte, der in Leiggern wohnte, den Namen Leiggener.

Im untern Eſch, etwas unter dem jetzigen Eſch, ſoll früher ein kleines Dorf geſtanden haben. In dieſes Dörflein kam einſt ein junges Ehepaar mit einem Knäblein und bat die Bewohner um Nachtherberge. Gerne wurde ſie ihnen bewilligt. Nachdem ſie Gott und den lieben Leuten gedankt, legten ſie ſich zur Ruhe. Plötzlich um Mitternacht brach Feuer aus. Bald war das ganze Dörflein in Flammen. Das fremde Ehepaar war ſchon in den Flammen verbrannt, nur das Knäblein konnte gerettet werden. Betrübt zogen die Bewohner ins nächſtgelegene obere Eſch, das Knäblein mitnehmend. Woher die Eltern waren und wie ſie hießen, konnten ſie nie vernehmen. Auf dem Hemdchen des Knaben fand man die zwei Buchſtaben A. und S. Aus dieſen Buchſtaben bildete man den Namen Andres und ſo ſoll die Familie Andres von dieſem Knaben herſtammen. Fr. Lagger.

Im Eſch bei Zeneggen lebte vor vielen und vielen Jahren ein Ehepaar. Beide, Mann und Weib, waren ſehr fromm und haushälteriſch und ſie mögen wohl ein ſchönes Vermögen beſeſſen haben, aber ſonderbarer Weiſe ging der Vermögensſtand aus unbekannter Urſache immer mehr zurück. Zuletzt beſaßen ſie nichts mehr als ihr niedliches Holzhäuschen. Da kam der Mann auf den Gedanken, ſein Häuschen zu Kohlen zu verbrennen und dieſe dann dem Schmied in Viſp zu verkaufen. Geſagt, getan. Das Haus wird abgeriſſen, die Stämme werden zu Kohlen verbrannt, die Kohlen werden dem Schmied verkauft. Doch nach einiger Zeit ſtellte ſich der Schmied zahlungsunfähig, er hatte Bankerott gemacht. Jetzt war alles hin und der arme

Mann ſtund mit leeren Händen da. Nun hieß es von neuem anfangen. Mit friſchem Mut und Gottes Segen brachte er es in kurzer Zeit ſo weit, daß er wieder ein Haus bauen konnte. Er baute dasſelbe nahe bei einer Eſche. Nun ſteigerte ſich raſch ſein Vermögen bis zur Wohlhabenheit. Dazu ſchenkte ihm Gott noch drei Söhne; die bildeten den Stolz und die Hoffnung der Eltern. Von dieſen Söhnen zog der erſte in die Fremde, ohne daß man wußte wohin; der zweite ging, um Handel zu treiben, nach Simpeln. Seine Nachkommen nannten ſich Eſcher. Der dritte blieb bei den Eltern und teilte daſelbſt mit ihnen Freud und Leid. Seine Nachkommen erhielten den Namen Imeſch, weil ihre Wohnung bei einer Eſche ſtund. (Wappen ein abgeſägter Eſchenſtock.) Fr. Lagger.

Oberhalb Staldenried iſt das Dörflein Gſpon. Zur Zeit der Chriſtianiſierung des Rhonetales trat ein Teil der Bewohner bereitwillig zum Chriſtentum über; dieſelben wurden Gotſponer, nachher abgekürzt, Gſponer genannt; ein anderer Teil aber wollte heidniſch bleiben und kehrte immer wieder zu ſeinem „Abgott“ zurück. Dieſe Bewohner erhielten darum den Namen Abgotſpon.

73. Das Wappen von Mörel.

Während man ſonſt annimmt, daß die Fruchtbarkeit des Bodens und die ſchöne Viehraſſe, welche von jeher in Mörel und Umgebung eifrig gepflegt wurde, der Grund ſei, warum Mörel das Wappen in Form eines Stierkopfes mit Kornähren trage, meldet uns die Sage, daß dieſes Wappen einem ganz andern Umſtande ſeinen Urſprung verdankt.

Zur Zeit, als noch die sogenannten Herren von Mörel auf ihren Schlössern von Thurnberg (Dürrenberg) und Mangepani hausten und die Leute erpreßten, belästigten sie auch mit unerfüllbaren Zumutungen junge Eheleute. Als einst ein junger Mann sich dagegen sträubte, wurde er von diesen zu harter Strafe verurteilt; doch könne er sich davon frei machen, wenn er ihnen an keinem Tage weder tags noch nachts, weder früh noch spät einen Stier mit 18 weißen Hörnern einzuhändigen imstande sei. Der junge Mann sann hin und her, suchte landauf landab. Endlich fand er in der Hockmatte, Gemeinde Grengiols, ein Tier, welches den gestellten Bedingungen entsprach. Es war dies ein schöner Stier mit weißen Hörnern, weißen Hufen und weißen Fißlingen. Damit er an keinem Tage der Woche, nicht tags und nicht nachts, nicht früh und nicht spät ihn vorführe, rückte er mit dem Stiere an einem Mittwoch abends in der Dämmerung ein. Da er fürchtete, sich zu verspäten, trieb er den Stier direkt durch die Kornäcker, wobei der Stier ein Maul voll Kornähren ausraufte, welche dieser der großen Eile wegen nicht ganz verzehrt hatte, als er vor dem gestrengen Herrn erschien. Der junge kluge Mann wurde seiner Verpflichtung enthoben. Von da an bildete ein Stier mit zwei Kornähren im Maul das Wappen des Bezirkes Mörel.

J. Ittig.

74. Die Entstehung der Kapelle zu hohen Flühen.

Der Binntalbach trug ein aus Holz geschnitztes Bild der schmerzhaften Mutter mit ihrem göttlichen Kinde auf

dem Schoße in die Rhone. Dasſelbe blieb nun an der Stelle, wo jetzt die Kapelle ſteht, mehrere Tage mitten in der reißenden Strömung auf der Oberfläche liegen. Die Leute ſchloſſen daraus, dieſes möchte nach Gottes unerforſchlichen Abſichten zu etwas Außerordentlichem beſtimmt ſein. Sie enthoben es dem Waſſer. Die Bewohner von Bitſch entſchloſſen ſich, daſelbſt der ſchmerzhaften Mutter eine Kapelle zu erbauen. Peter Walker von Bitſch, Meier von Mörel, beförderte das Unternehmen. Er fand einen eifrigen Mithelfer in ſeinem Bruder Chriſtian. Die Bewohner halfen mit. Bald ſtund der Bau vollendet da. Da geſchah ein neues Wunder. Das Bild wurde auf den Choraltar geſtellt. Allein es wurde von unſichtbarer Hand bald da, bald dorthin verſetzt. Man entſchloß ſich ſchließlich, das Bild auf der Vorderſeite des Kapellendaches anzubringen, wo es noch heute ſteht.

Vergl. Burgener, Wallfahrtsorte der Schweiz. II. B. S. 200.

75. Mangepani.

Auf einem hohen Hügel weſtlich vom Dorfe Mörel befand ſich einſt die Burg Mangepani (Brodeſſen), worin ſich damals Raubritter aufhielten, welche die Leute auf allerlei Weiſe bedrängten. Ein unterirdiſcher Gang ſoll von der Burg bis hinunter zum Land- und Saumwege bei hohen Flühen geführt haben. Dieſen benutzten die Zwingherren, um die Vorbeigehenden aufzufangen und auszuplündern. Die Bevölkerung von Mörel und Umgebung war ihnen zinspflichtig, indem jede Haushaltung einen Sack voll

Korn und beim Metzgen das saftigste Stück Fleisch ihnen einhändigen mußte. Auch erfrechten sich die Zwingherren, ganz willkürlich Frauen zu rauben.

Da geschah es einst, daß ein Hochzeitszug unter der Burg vorbeizog. Gleich eilte der Zwingherr herbei und wollte die Braut mit sich in die Burg führen. Der Bräutigam stellte sich anfangs ganz willfährig und sagte, er wolle mit der Braut zuerst heimgehen, um das Hochzeitsmahl einzunehmen — der Herr Ritter sei auch dazu eingeladen. Dabei drückte er dem Ritter so kräftig die Hand, daß das Blut zwischen den Nägeln hervorspritzte. Gern oder ungern mußte der Ritter mit zum Hochzeitsmahle, wo er gleich von einigen starken Bauern umringt wurde, welche ihn unter Todesandrohung zwangen, mitzuteilen, auf welche Art die Burg einzunehmen sei. Widerstrebend gab er dann den Rat, man solle einen großen starken Lärch fällen, daraus eine Armbrust machen, womit man dann starke Holzblöcke nach der Burg schießen könne. Dieser Rat wurde befolgt und der Ritter selbst mußte das Wurfgeschoß bedienen. Erst durch den dritten Schuß wurde eine Bresche in die Mauer geschlagen, die Bauern drangen nun in die Burg ein, zerstörten dieselbe bis auf den Grund und verjagten die noch übrigen Zwingherren. J. Ittig.

Dieselbe Sage wird von dem letzten Zwingherrn auf der Burg Raron erzählt. R. Studer.

76. Das Hohgericht bei Mörel.

Hohgericht heißt ein Platz an der Landstraße oberhalb der Hohenflühkapelle. Hier stand der Galgen, noch sieht man einen

Sockel; daneben auf einem Felsen fand die Hinrichtung mit dem Schwerte statt. Rote Flecken, die am Steine zahlreich zu sehen sind, hält man für die Spuren unschuldigen Blutes. — Es war vor mehr als hundert Jahren. Der Bäcker im Bach hatte an einem Samstag Abend sein Töchterlein mit Mehl herabgeschickt zum Hans Christen, der im obern Dorfe Mörel wohnte. Das Mädchen kehrte nicht mehr heim. Christen wollte von dessen Verbleiben nichts wissen. Am folgenden Tage war Tanz auf Ried. Hans war auch dabei, er war lustig wie noch nie, geradezu unheimlich lustig. An den weißen landtuchenen Strümpfen, die bis an die Kniehosen reichten, zeigten sich verräterische Blutspuren. Plötzlich verstummt die Musik mitten im Tanz. Die Gerichtsdiener sind da, sie verhaften den lustigen Tänzer Christen. Man hatte inzwischen die arg verstümmelte Leiche des vermißten Mädchens gefunden; man hatte Christens Haus untersucht und noch frische Blutlachen entdeckt. Angesichts solcher Tatsachen gestand der Verhaftete sein Verbrechen. Weil das Mädchen seine schlimmen Zumutungen zurückgewiesen, habe er es mit der Axt erschlagen. Mit der gleichen Axt wurde ihm die ruchlose Hand abgehauen und er darauf mit dem Schwerte hingerichtet. E. Clausen.

77. Das Dorf Betten.

Auf dem gleichen Platze, wo heute das Dorf Betten steht, stund vor etlichen hundert Jahren die Ortschaft mit dem Namen Rotdorf. Ueber die Ursache des Wechsels dieser Ortsnamen gibt uns nachfolgende Sage Aufschluß.

Eine ansteckende schreckenerregende Pestkrankheit wütete

im Lande: — man nannte ſie nur der große Tod. Am fürchterlichſten hauſte dieſer Würgengel aber doch in Rotdorf. Eine Zeitlang wurden faſt täglich etliche Perſonen vom Tode dahingerafft. Entſetzliches Jammern und Wehklagen erfüllte die verpeſtete Luft. Die ſo ſchrecklich heimgeſuchte Bevölkerung nahm aber auch Zuflucht zum Gebete, bis hinüber in Biſter und Grengiols hörte man die bedrängten Leute laut aus Leibeskräften beten. Von da an erhielt die Ortſchaft Rotdorf den Namen Betten. Die ziemlich zahlreiche Bevölkerung von Rotdorf wurde ſämtlich eine Beute des Todes mit Ausnahme von drei männlichen Perſonen, welche außerhalb des Dorfes das Vieh beſorgten. Der eine beim ſogenannten Ebnetboden, der zweite beim Sterbbitſch und der dritte bei den Stadlen. Dieſe drei, welche ſich mit Rufen verſtändigen konnten, verſprachen ein kleines Gotteshaus zu bauen, wenn der lb. Gott ſie vom Tode erretten wolle. Ihr Gebet fand Erhörung und es entſtund das erſte kleine Gotteshaus in Rotdorf (Betten). Dieſe drei Ueberlebenden verteilten nun die Liegenſchaften unter ſich. Der eine, Mathias mit Namen, erhielt einen anſehnlichen Teil oberhalb des Dorfes, welcher dann die Benennung Matte erhielt. Der zweite, welcher Thomas hieß, bekam ſeinen Teil weiter oben, welcher Ort noch jetzt Domen genannt wird. Der dritte hieß Martin und dieſem fiel der Martisberg zu, der auch noch jetzt den Namen des einſtigen Beſitzers trägt. J. Ittig.

78. Die Rieſenſchlange.

In Goppisberg gingen einſt einige halberwachſene Mädchen in die Heidelbeeren, die da oberhalb des Dorfes in

üppiger Fülle wuchsen. Wie sie gerade um eine kleine Ecke bogen, sahen sie zu ihrem Entsetzen eine lange Schlange, die so dick war, wie ein Ankenkübel und Augen hatte so groß, wie schwarze Kirschen. Die Mädchen ließen Heidelbeere Heidelbeere sein und liefen atemlos nach Hause. Im darauffolgenden Winter sahen die Bewohner von Goppisberg eine lange Bahn durch den Schnee gezogen, so tief und so breit, wie etwa ein großer Holzstamm eine solche sich ausgehöhlt hätte. Und doch war nirgends die Spur eines Mannes zu sehen, der diesen Stamm teils durch steile Abhänge, teils aber durch lange Ebenen gezogen hätte; nur von Strecke zu Strecke sah man im Schnee die Spuren, die ein geflügeltes Wesen mit starkem Flügelschlage eingedrückt hatte. Es war die Riesenschlange, die zu Tal gezogen war.

Die gleiche Sage wird auch in Birchen erzählt.

Im Gorp, Gemeinde Eggerberg, hat eine Frau Maria Margelisch eine lange mannsdicke Schlange gesehen, welche über Felsen und Tschuggen fliegend dem Rohrgraben zuschoß.

Im wilden Räftli des Baltschiedertales, einer Viehalpe, die früher Eigentum des Bischofs von Sitten war, verbarg sich in einer Höhle eine gewaltige Schlange, welche alle anzog, die unten den Talweg aus- und eingingen. Alle bisherigen Versuche, diesen nimmersatten Todfeind unschädlich zu machen, waren vergeblich gewesen. Noch einmal versuchten drei Männer das lebensgefährliche Wagnis. Zwei Männer banden sich unten im Talwege zusammen und stellten sich dort auf, um die Schlange aus ihrem Verstecke herauszulocken und zugleich mit ihrer Schwere ihrem Atemzuge Gegengewicht zu halten. Der dritte aber war mit einer geladenen Büchse hinaufgestiegen bis nahe an das Schlangennest. Während nun die Schlange sich umsonst bemühte, die Doppellast der beiden zusammengebundenen Männer aus der Tiefe an sich

zu ziehen, band ſich der Schütze, um ebenfalls einen Haltpunkt zu haben, an einen Baum und feuerte den erſten Schuß auf die Schlange ab. Die Schlange bäumte ſich hoch auf und ſchoß in weitem Bogen auf den Baum los, an welchem der Schütze gebunden war. Doch ſie war tötlich getroffen worden und ſtürzte krachend in die Tiefe des Tales hinab. Im Falle aber riß ſie noch 10 Klafter weit das Bort der Gorperwaſſerleitung fort. Fr. Lagger.

79. Der Brudermord am Mörjerberg.

Im Mörjerberg abwärts Ried hat einmal ein Bruder den andern erſchlagen und ihn dann unter dem Stadel verſcharrt. Seither hat's da „g'ſchaffet und g'wütet", bis man den Mörder erwiſcht und hingerichtet hat.

Aber auch ſeither iſt's bei dieſem Stadel noch „unghür" und wer nachts da vorbei muß, der wird verhext, daß er ſich verliert und die ganze Nacht irren muß, bis er etwa in ein Killer hinabſtürzt und Hals und Beine bricht, oder, wenns gut geht, in einem G'fäll erwacht, wo weder Vorwärts- noch Rückwärtsgehen mehr möglich iſt.

R. W. S. Nr. 87.

80. Der Brudermord auf der Belalpe.

Vor uralter Zeit, ſo geht die Sage, ſoll die ſchöne, große und futterreiche Belalpe im Natersberge zwei glücklichen Brüdern angehört haben. Weil ſie in der gemein-

schaftlichen Abätzung oft miteinander zankten, kamen sie überein, die Alpe zu teilen und zwar verabredeten sie, beide Brüder sollen zu gleicher Zeit von Naters abgehen, der eine rechts, der andere links hinauf und oben wieder zusammen kommen. Der Ort, wo die Brüder einander begegnen würden, solle die Mittelgrenze zwischen den zu teilenden Alpen werden.

Beide machten sich laut Verabredung auf die Straße. Der Bruder, der links hinauf über Birgisch ging, handelte redlich und hielt sich am vorgezeichneten Wege fest. Nicht so der andere Bruder. Anstatt gegen Aletsch hinanzusteigen ging er geraden Wegs hinauf in die Belalpe und übervorteilte so seinen Bruder, dem er nun in der tiefen Schlucht, ungefähr in der Mitte zwischen Belalp und Nessel, begegnete. So soll diese Alpgrenze gesetzt worden sein. Doch diese Teilung befriedigte den betrogenen Bruder nicht. Die Brüder gerieten miteinander in heftigen Streit. Angekommen beim großen Stein in Kapbag — zu unterst in den Belalpmatten — prügelten sie einander so gewaltig, daß beide Brüder sterben mußten. Auf den Stein wurde die Jahreszahl 121 gesetzt, die noch zu lesen ist und an diesen Brudermord erinnern soll. R. W. S. Nr. 88.

81. Der Untergang von Olmen.

Drinnen in Olmen am Fuße des hochragenden Olmenhorns in einer lieblichen Gegend zwischen dem Mittel- und dem Großen-Aletschgletscher befand sich einstens ein stattliches Dorf. Fette Matten und saftige Weiden boten zahlreichen Rinderherden ergiebige Nahrung. Zur Zeit des großen Todes verödete aber das Dorf zum größten Teil, so daß

ſchließlich nur noch zwei Bauern mit ihren Familien übrig blieben. Der eine war ſehr reich und hatte viele Kühe und Rinder; der andere aber war arm und beſaß nur eine Kuh. Eines Tages erkrankte nun der arme Bauer ſehr ſchwer und ſeine einzige Tochter Kathri kam zum reichen Nachbar und bat ihn flehentlich: „Ach gebt mir doch einen Tropfen Milch. Der liebe Vater leidet ſo furchtbaren Durſt und wir haben gar keine Milch; denn unſere Kuh iſt jetzt galt.“ Der Reiche aber wies ſie hartherzig ab mit den Worten: „Für Bettelvolk habe ich keine Milch.“ Nach einigen Tagen lief die Kathri wieder zum Nachbar und ſagte ihm: „Ach ſeid doch ſo gut und gehet hinunter nach Naters und holet den Pfarrer, um den Vater zu verſehen. Ich kann ſelber nicht fortkommen, ſonſt iſt ja der kranke Vater ganz allein.“ „Was nach Naters hinunter ſoll ich?“ wetterte der reiche Bauer, „das tue ich nicht, dazu habe ich keine Zeit.“ Weinend ſprach hierauf das Mädchen: „Dann muß ich ſelber gehen; denn unverſorgt kann ich den Vater nicht ſterben laſſen. Aber um Gotteswillen ſchauet doch hie und da nach dem Vater und gebt ihm etwas zu trinken.“ Und in größter Eile lief ſie nach Naters. Aber der Weg war lang und erſt nach vielen Stunden kam ſie mit dem Geiſtlichen nach Olmen zurück. Inzwiſchen aber war der Vater geſtorben, verſchmachtet vor Durſt, denn der reiche Nachbar und ſeine Hausleute hatten nicht ein einziges Mal nach dem Kranken geſchaut. In wildem Schmerz verfluchte dann Kathri den unbarmherzigen Nachbar und all' ſein Hab und Gut. Alsbald entſtand ein ſchreckliches Ungewitter und vom Olmenhorn löſten ſich gewaltige Felsmaſſen los und begruben das Dorf und den reichen Bauern mit ſeiner ganzen Familie.

D. Imeſch.

82. Der Kirchgang nach Naters.

Vor uralten Zeiten war Visperterminen pfarrgehörig nach Naters. Es mußten deshalb die Leichen über gefährliche Wege und Stege, an etlichen Orten über ganz schmale Kennel nach dem Friedhof zu Naters getragen werden. Es ist nun oft vorgekommen, daß auf so gefährlichem Kirchgange Leichen in schauerliche Tiefen hinunter fielen. Einmal soll es geschehen sein, daß aus einer Leiche neun Leichen wurden, indem auch die acht Träger in die Tiefe mitgerissen wurden. Auf dieses traurige Ereignis hin wurde Visperterminen kirchlich von Naters getrennt und der Kirche von Visp zugeteilt. Das geschah am Anfange des XIII. oder am Ausgange des XII. Jahrhunderts, denn schon 1221 ist Visperterminen der Kirche von Visp zinspflichtig (Gremaud I. 228.) Vergl. Chronik von Leuk, S. 87.

83. Der Kirchturm, Glocken und Kirche in Naters.

Man erzählt, daß der Kirchturm von Naters sehr alt, schon von den Heiden erbaut und erst Jahrhunderte später für den katholischen Gottesdienst eingerichtet worden sei. Die zwei großen Glocken in diesem Turme seien auch von den ältesten im Wallis. Die große Glocke wiegt 50 Zentner und erhielt in der Taufe die Namen Morizius, Antonia; Moriz, weil derselbe der Landes- und Kirchenpatron ist; Antonia, — weil die Gotte derselben oder die Taufpatin — eine Gräfin Antonia Blandra von Weingarten in Naters

war. Als dieſe Gräfin beim Glockenguß dieſer großen Glocke gegenwärtig war und den Meiſter verzagen und jammern hörte, daß der Guß fehlen müſſe, weil zu wenig geſchmolzenes Metall vorhanden ſei, eilte ſie mit einem Vorſchoß voll Silbergeſchirr herbei und warf dasſelbe in den Schmelztigel. Jetzt war der Guß geraten und weil viel Silber hineinkam, erhielt ſie auch einen ſo majeſtätſchen Ton wie ſelten eine Glocke im Wallis. So weit man den Ton dieſer Glocke hört, ſoll ſie einen heilſamen Einfluß auf die Ungewitter ausüben und die Kräfte der ſchädlichen Geiſter hemmen. So wollten einſt bei einem großen Ungewitter zwei Berggeiſter das Fuchs-Gufer ob Naters auf das Dorf herunterſtoßen. Ein Geiſt rief dem andern zu: „Stoß, ſtoß!“ Der andere aber erwiederte: „Ich mag nimme, hä kei Chraft meh, denn die groß Dona lütot.“ Was ſo viel ſagen wollte: „Ich höre den Ton der großen Glocke Antonia und habe keine Gewalt mehr zu ſchaden.“ — Die zweite große Glocke ſoll gegen 500 Jahre alt ſein und heißt deswegen auch d'Alta, — hat griechiſche und hebräiſche Aufſchriften, ſagt man und ſoll bei 20 Zentner wiegen.

Man erzählt auch, die Kirche ſtehe auf Erlen, was wohl ſoviel ſagen will, als auf Pfeilern von Erlenholz, weil der Boden unter ihr ſo ſumpfig ſei, daß man kein rechtes Fundament habe graben können. Dieſe, eine der älteſten Pfarrkirchen von Wallis, hat in dem vorletzten großen Erdbeben ſtark gelitten. Dies Erdbeben fand den 9. Dezember 1755 nachmittag um halb drei Uhr ſtatt, ſtürzte in Naters den dritten Teil des Kirchengewölbes ein und zerſchmetterte das Portal und die Orgel ſamt den Stühlen.

Merkwürdig iſt auch das düſtere, große Beinhaus, in welchem eine zahlloſe Menge von Totenköpfen aufgeſchichtet ſind, die den Vorübergehenden predigen: „Memento homo,

quia pulvis etc.! Gedenke o Menſch, daß du Staub biſt und in Staub zurückkehren wirſt!" T. W. S. Nr. 28.

84. Das Natterloch.

Das Natterloch, von welchem Naters ſeinen Namen haben ſoll, befand ſich eine kleine Strecke öſtlich von Naters. In einer Felſenhöhle lebte vor alten Zeiten ein gräulicher Drache, welcher ringsum, ſelbſt von Brigerberg herab Menſchen und Vieh durch ſeinen giftigen Atem anzog und verſchlang. Einem zum Tode Verurteilten verſprach man, das Leben zu ſchenken, wenn er die Gemeinde von dieſem Ungeheuer befreie. Er ließ ſich eine Lederkleidung anfertigen, umgab dieſelbe ringsum mit ſchneidenden und ſtechenden Werkzeugen und ging dann mit einem ſcharfen Schwerte und einem Dolche dem Drachen entgegen. So tapfer ſich der Kämpfer gegen den Drachen verteidigte, ſo wurde er doch von dem giftigen Atem, der aus dem Rachen der Natter ihm anwehte, ſo betäubt, daß er überwunden und verſchlungen wurde. Aber Gott, den er vorher inbrünſtig angerufen, verließ ihn nicht. Die ſchneidenden Waffen, mit denen er umgeben war, durchſchnitten und durchſtachen die Eingeweide der Natter, ſo daß er ſich mit Hülfe des Dolches einen Ausweg aus dem Bauche verſchaffen konnte. Wie er nun aus dem ſcheußlichen Grab erſtanden und den Drachen tot zu ſeinen Füßen liegen ſah, zog er ſeine ledernen Handſchuhe aus und hob dankend ſeinen von Gift getränkten Dolch zum Himmel empor. Aber in dieſem Augenblick fiel von dem furchtbaren Nattergift ein Tropfen auf ſeine Hand und dieſer Tropfen gab ihm den Tod. T. W. S. Nr. 33.

Auch anderswo erzählt man von feurigen fliegenden Drachen, welche von einem Berge zum andern flogen, durch ihren giftigen Atem die Berge öffneten und die Goldadern und Goldbrunnen bloslegten. Diese Goldadern dienten ihnen zur Nahrung. Sobald die Goldader aufgezehrt war, mußte der Berg zusammenfallen. So hausten in Saas drei große Drachen, von denen einer in das Mittaghorn, der zweite in das Schildhorn und der dritte in unbekannte Gegenden flog.

T. u. R. W. S. Nr. 84 u. 20. 41

85. Das leere Weihwassergeschirr.

Auf der Belalpe blieb ein Hirt ganz allein mit seinem Vieh zurück, während die andern längst die Alpe verlassen hatten. Eines Abends, als er sich gar sehr langweilte, legte er sich ohne langen Abendsitz zu Bette und schlummerte im halben Mondlichte ein. Bald hörte er aber ein leises Geräusch. — Ein weißgekleidetes Kind öffnete sanft die Türe und schlich sich behutsam auf die Fensterbank hinter dem Tische, dem gegenüber der Hirt im Bette lag. Das Kind stützte seine kleinen Ellbogen auf den Tisch, nahm das Köpfchen zwischen die Hände, sah zum Schläfer hinüber und fing an herzlich zu lachen. Es lachte so eine Zeit lang fort. Endlich faßte der Hirt Mut und fragte: „Kind, warum lachst du so?“ „Da muß ich wohl lachen,“ antwortete dieses, „du so mutterseelenallein in dieser großen Alpe, mehr als eine Stunde weit von jedem menschlichen Wesen entfernt und dabei das Weihwassergeschirr leer! Ist das nicht zum Lachen?“ Sogleich war das Kind seinen Augen entschwunden. Was aber der Alpeneinsiedler am

folgenden Tage nicht vergaß, war, ins nächste Dorf hinab zu gehen und Weihwasser zu holen. R. W. S. Nr. 57.

86. Die Stunde ist da aber der Mann noch nicht.

Wer ob dem Großstein etwa eine halbe Stunde nordöstlich von Naters den waldigen Anhöhen zuwandert, wird, wenn er aus dem Buschwerk heraustritt, nicht wenig überrascht, daß er plötzlich am Rande eines gähnenden Abgrundes sich befindet. Auch den kühnsten Bergsteiger überläuft es eiskalt, wenn er in diese schauervollen Schlünde des Massachins hinunterschaut. Das lauschende Ohr vernimmt hier ein fernes und hohles Getöse, das aus einer furchtbaren Tiefe von einem reißenden Bergstrome herrührt. Die grauschwarzen Felswände, die an manchen Stellen nur in schmalen Zwischenräumen sich trennen und aus einer unheimlichen Tiefe zu einer schwindelnden Höhe emporragen, umkränzen Waldbäume, die teils zitternd über den Abgrund hinüberschwanken und gleichsam wie schweigende Wächter dastehen, um die unvorsichtigen Wanderer zu warnen. In der schwindelnden Tiefe drängen sich die Felsen so enge zusammen, daß es da ganz Nacht wird. Es nimmt uns nur Wunder, wie die wilde Massa, welche aus dem Aletschgletscher entspringt, im Sommer ihre brausenden Wogen durch diese Engpässe durchzudrängen vermag. Diese Totenstille des Waldes, die nur zufällig die Axt des Holzhackers oder das Geschrei der herumschwärmenden Raben oder das gellende Pfeifen eines Raubvogels stört, der furchtlos und majestätisch über dem Abgrunde kreist, diese finstern Tiefen, aus welchen

ein kalter Hauch uns anweht, dieſes unterirdiſche dumpfe Toſen des Gletſcherſtromes, das an den Felswänden ſchaurig widerhallt, — iſt für den vorwitzigen Bergwanderer etwas Unheimliches und Grauſenerregendes, ſo daß er baldmöglichſt dieſen Ort verläßt. Man ſieht auf der andern Seite mit Staunen an den grauſigen Felswänden eine wahrhaft kühne und koſtſpielige Waſſerleitung, die wie in der Luft ſchwebend aus dem Maſſachin heraus bis nach Mörel-Ried hinübergeführt wird. Neben den hölzernen Kenneln ſind nur ſchmale Balken angelegt, über welche der Hüter der Waſſerleitung dem ausbleibenden Waſſer nachgehen muß. In ſo ſchwindliger Höhe über ſo ſchmale Bretter fortzuwandeln, erfordert einen kühnen und verwegenen Burſchen, dem es im Kopfe nicht ſchwindlig wird.

Von ſolchen kühnen Männern, die dieſes gefährliche Amt übernahmen, ſoll ſchon mancher in dieſe grauſigen Abgründe gefallen ſein. Der Volksglaube meint, Geiſter ſeien Schuld an ihrem Tode geweſen. Eine uralte Sage meldet, daß an dieſen ſchauerlichen Orten eine verführeriſche Waſſernixe oder gar eine Eisjungfrau aus dem Aletſchgletſcher ihre Wohnung habe und von Zeit zu Zeit auf Männer Jagd mache und, wenn ſie des erſten überdrüßig geworden, denſelben ohne Bedenken in die Maſſa hinunterſchicke, um dann wieder einen andern zu bezaubern und in ihre kalte Umarmung, in das ſchaurige Brautbett herabzulocken. Vielleicht mögen dieſe Meinungen ihren Urſprung folgender Sage zu verdanken haben: Einſt ſoll ein Hirt ſeine Ziegen in dieſe Gegend auf die Weide getrieben haben. Da hörte er mit heller Stimme aus dem Maſſachin rufen: „Die Stunde iſt da aber der Mann noch nicht,“ und dieſes zum zweiten und dritten Mal. Da kam plötzlich ein junger Mann mit raſchen Schritten über die ſchwindlige Waſſerleitung daher — und

kaum daß er ſich dem Orte näherte, wo man die Geiſterſtimme hörte, fiel er in den ſchrecklichen Abgrund hinunter und die Eisjungfrau hatte ihren Mann, den ſie dreimal gerufen, endlich gefunden. T. W. S. Nr. 72.

87. Die weiße Gemſe.

Zur Zeit als in Naters ein gewiſſer Biderboſt Pfarrer war, lebte dort ein ausgezeichneter Gemsjäger, mit Namen der große Lerjen; er war ein guter Freund des Pfarrers, der auch ein großer Liebhaber der Jagd war. Als Lerjen demſelben erzählte, daß er in den ſchauerlichen Gredetſchbergen ein ſchönes, ſchneeweißes Gemstier geſehen, dem er aber nicht habe beikommen können, mahnte ihn der Pfarrer, künftig nicht mehr auf die Jagd zu gehen. Einſt als der Pfarrer in Birgiſch einen Schwerkranken in der Nacht verwahren mußte, traf er auf der Rückreiſe noch im Morgendunkel den großen Lerjen an. Die Büchſe auf der Achſel und vollſtändig zur Hochjagd ausgerüſtet, vom Schweiße triefend, begegnete er ihm ſo eilig, als wenn er ſehr preſſierte. „Wohin, wohin, Lerjen, ſo im Sturm?“ fragte ihn der Pfarrer. „Nach Gredetſch, das weiße Tier holen — koſte es was es will!“ gab er zur Antwort. „So — das wird dir doch nicht Ernſt ſein?“ fragte wieder der Pfarrer. „Ernſt, Ernſt!“ erwiderte Lerjen. „Nun denn, ſo lebe wohl, wir ſehen einander nicht mehr!“ ſagte der Pfarrer, — drückte ihm noch herzlich die Hand — und ging ſeinen Weg vorwärts. Abends kam von den Hirten die Nachricht, der Jäger ſei in den Gredetſchbergen erfallen. Er ſoll ſich von dem weißen Tiere in die gefährlichſten Felspfade haben verführen

laſſen und von dort in den ſchwindlichen Abgrund geſtürzt ſein. Der unglückliche Lerjen wurde klein zerſchmettert gefunden und in einem Leintuche zuſammengebunden auf den Kirchhof nach Naters gebracht. T. W. S. Nr. 34.

88. Der Waldbruder.

In Finnen ob Eggerberg lebte vor vielen Jahren ein Waldbruder. Die Gemeinden Finnen-Eggerberg und Mund hatten ſich verpflichtet für ſeinen Unterhalt zu ſorgen. Mit der Zeit weigerte ſich die Gemeinde Finnen, der übernommenen Pflicht nachzukommen uud ſo zog der Waldbruder nach Gredetſch in eine Felſenhöhle. Dort in ſtiller Abgeſchiedenheit nährte er ſich mit Wurzeln und Heidelbeeren und diente Gott in Gebet und heiliger Betrachtung. Eines Tages wurde dem Pfarrer von Mund angezeigt, der Waldbruder ſei erkrankt. Schnell begab er ſich dahin, verſah ihn mit den hl. Sakramenten, tröſtete ihn und beſchenkte ihn reichlich mit Lebensmitteln. „Herr Pfarrer", ſprach der Bruder beim Abſchied, „bemühen Sie ſich nur nicht mehr, ſo weit hieher zu kommen. Ich werde ihnen meinen Tod dann ſchon anzeigen." Der Pfarrer kehrte heim. Kaum heimgekehrt fingen die Glocken im Turme der Pfarrkirche von ſelbſt zu läuten an, wie an einem Feſttag mit feierlichem Klang. Abends traf auch ſchon der Bote ein, welcher meldete, daß der Waldbruder geſtorben ſei. Noch jetzt heißt die Höhle in Gredetſch die Waldbruder-Schipfe und eine Stelle auf dem Friedhof das Waldbrudergrab. Fr. Lagger.

Nach einer andern Sage war dieſer Einſiedler Pfarrer Rüdi von Naters, der ſich hochbetagt in den Gliſerwald

zurückzog, dort ob des Geſtankes der Hoffart der Umgebung es nicht mehr aushalten konnte und nach Mund in das Gredetſchtal wanderte. P. Joller.

89. Der Bleſchiſtafel in Gredetſch.

Es iſt ein feierlicher, poeſievoller Augenblick, wenn in der Abenddämmerung der Senne hinauseilt auf einen Hügel und mit lauter weithintönender Stimme das St. Johannes Evangelium „Im Anfange war das Wort" in die ſchweigende Nacht hinausruft. Soweit der Schall der Stimme hinausreicht, hat der Böſe keine Gewalt mehr über das Vieh. Eines Abends hatte der Senne von Gredetſch dieſen Alpſegen vergeſſen. Er hatte ſich auf ſein hartes Lager niedergelegt und war ſchon halb eingeſchlafen. Da drang an ſein Ohr der Schall all der Tricheln und Schellen ſeines Sentums. Schnell erhob er ſich vom Lager, eilte hinaus und vernahm nur mehr ſtilles Geläute, das in der Ferne allmählig zu verhallen begann. Der Böſe hatte das Vieh entführt über Berg und Tal. Bei einem Lärchbaum nahe der Hütte ſtellte der Senne ſich auf und rief aus Leibeskräften: „Bleſchi chu! loba, loba!" Auf dieſen Ruf war das Vieh gebannt. „Zurück, wo du ſie genommen!" rief er nochmals, und immer deutlicher und immer lauter tönten die Schellen an ſein Ohr. Nach kurzer Zeit war das ſämtliche Vieh wieder in dem Stafel. An den Bleſchilärch ließ aber der Senne ein Mutter Gottes Bild anbringen, das mit der wachſenden Rinde einen herrlichen ſchützenden Rahmen erhielt. Fr. Lagger.

90. Der Munkiſtein.

Zwei Stunden im Gebirge weſtlich von Naters ob dem Dorfe Mund liegt eine große, ſchwarze, runde Fluh. Auf derſelben ſteht ein Kreuz. Von dieſer Fluh lautet die Sage, der Teufel habe einſt dieſelbe auf das Dorf Mund wälzen wollen aus Zorn, weil man daſelbſt anfing eine Kirche zu bauen. Aber weiter als dort, wo der Felſen noch ruht, habe er ſie nicht fortbringen können. Damit man aber dem Teufel die Luſt benehme, nochmals ſo was zu verſuchen, habe man ein Kreuz auf den Felſen geſteckt.

T. W. S. Nr. 46.

91. Die Kapelle im Gſtein.

Am 11. April (Oſtermontag) 1887 wurde die Kapelle U. L. Frau von Lourdes in der Wartfluh-Wildi bei Mund eingeſegnet. Seit alter Zeit befanden ſich hier unter einem vorhangenden Felſen ein Kreuz und ein Bild U. L. F. Zur Zeit des Pfarrers Gattlen betete hier eine Perſon und es erſchien ihr U. L. Frau und trug ihr auf, zu ihrer Ehre allhier eine Kapelle zu erbauen. Sie berichtete die Erſcheinung dem Pfarrer, welcher ihr aber keinen Glauben ſchenkte. Da ereignete es ſich, daß er eines Abends an dieſer Stelle vorbeiging und graben und hämmern hörte, ohne jemanden zu ſehen. Sein Nachfolger, Pfarrer Joſt hörte dasſelbe. Er gab nun die Einwilligung zur Erſtellung der Kapelle. Seither ſtrömt das Volk von allen Seiten herbei, um U. L. Frau in allen Nöten anzurufen. P. Joller.

92. Das sonderbare Gesicht.

Zur Zeit, als die Jesuiten noch in Brig waren, hörte ich von einem Professor auf einem Spaziergange ein seltsames Ereignis den Studenten mitteilen, welches einem frommen Bruder aus ihrer Gesellschaft soll begegnet sein. Dieser Bruder betrieb die Feldarbeit. Er war eben in den Driesten emsig damit beschäftigt, als es um 11 Uhr zum Angelus läutete und er andächtig sein Gebet verrichten wollte. Er schaute nach der Klosterkirche in Brig und sah zu seinem größten Erstaunen weder Kloster noch Pensionat wohl aber die Kirche. Er traute anfangs seinen Augen nicht und meinte, es sei eine Versuchung vom bösen Feind, der ihn im Gebete stören wolle. Er wandte darum seine Augen ab und verrichtete das Gebet, konnte sich jedoch nicht enthalten, hie und da nach dem Kloster umzublicken, aber die Erscheinung hatte sich nicht verändert. Nach Abbetung des englischen Grußes nahm er wieder rüstig die Stechschaufel zur Hand und setzte die Arbeit fort. Doch das seltsame Gesicht, das er eben hatte, ließ ihm keine Ruhe. Er schaute wieder hinauf und jetzt sah er zu seinem größten Schrecken weder Pensionat, noch Kloster, noch Kirche mehr und so oft er von diesem Standpunkt hinüberschaute, sah er die gleiche trostlose Erscheinung. — Nach 1 bis 2 Stunden kam jedoch die Kirche und das Kloster wieder zum Vorschein. Was damals belächelt wurde ist zum traurigen Ernst geworden. Pensionat und Kloster der Jesuiten sind verschwunden. Möge Gott verhüten, daß die Kirche, d. h. die Religion nicht auch von Brig verschwinde.

T. W. S. Nr. 81.

93. Die Gräfin von Grundbiel.

Unterhalb Glis auf dem Grundbiel ſind die Ruinen eines Grafenſchloßes, daß der Familie Blandrati gehörte. Wer um die Mitternachtſtunde ſich dieſem Hauſe nahte oder den Mut hatte, in dasſelbe einzutreten, der hörte die Ahnfrau des Schloßes in dieſen Räumen herumwandeln. Schlag 12 Uhr erhob ſich die Gräfin von ihrem Sitze, langte nach dem Kellerſchlüſſel an der Wand, durchſchritt den weiten Saal — rauſchend in koſtbaren Kleidern, öffnete die ſchwer mit Eiſen beſchlagene Saaltüre, ſchritt langſam die Wendeltreppe herunter und langſam verhallte jeder Tritt im leeren Gemäuer. Auf einmal hörte man den Schlüſſel an die Kellertüre anſetzen, er drehte ſich im altmodiſchen Schloßgeläufe und es knarrten die roſtigen Angeln. Man hörte den Krahnen drehen und wieder zumachen. Dann ſtieg ſie langſam wieder hinauf, ſtellte Becher und Kanne auf den Tiſch. Es war blutroter Wein, den ſie allnächtlich in der Geiſterſtunde holte. Doch kein Zecher wollte ſich einfinden zum Gelage um Mitternacht. Und ſo mußte ſie holen und wieder holen, ſeitdem auf der Rhonebrücke bei Naters ihr letzter Sprößling Anton von den Knechten der Herren von Turn ermordet worden war. Allmählig zerfiel das Gemäuer und mit ihm iſt auch die Gräfin verſchwunden.

J. Brindlen.

94. Die Häuſer von Georg Supersaxo in Naters und Glis.

In Naters ſteht nicht weit unter den Ruinen des Schloſſes auf der Fluh ein ſtattliches Haus Es war Eigentum des

Landeshauptmanns und edlen Ritters Georg Superſaxo, der in einen ſo hartnäckigen, für das Land ſo verderblichen Kriege mit dem Kardinal Schinner verwickelt war. Es iſt im ganzen großartig, obwohl meiſtens aus Holz gebaut. Noch vor nicht vielen Jahren ſah man in einem alten Saale die Porträte der ganzen Familie Superſaxo, unter welchen Ritter Georg, der Landeshauptmann, in ſeiner reichen, maleriſchen und altväteriſchen Tracht bei weitem der ſchönſte war.

Derſelbe Georg Superſaxo beſaß auch ein ſchloßähnliches Haus in Glis auf der Werri, deſſen großer Ritterſaal mit kunſtvollem Getäfel und Wandmalereien ausgeſchmückt war. In der Küche befand ſich ein kunſtvoller Schornſtein (Kamin-Mantel), auf welchem ſinnreich der Sündenfall unſerer Stammeltern dargeſtellt war. Dieſes Kamin iſt 1894 ins eidg. Muſeum nach Zürich gewandert. Vom Keller aus ſoll ein unterirdiſcher Gang bis in die von Georg geſtiftete St. Anna-Kapelle geführt haben, wo auf der Rückſeite der Altarflügel ebenfalls die Porträte der Familie zu ſehen ſind.

T. W. S. Nr. 31.

95. Das ſilberne Hufeiſen.

In der Stadt Turin ſoll einſt ein Graf aus Wallis am Hofe oft erſchienen ſein, um dem Herzoge von Savoyen ſeine ergebenſte Aufwartung zu machen. Wegen ſeiner bürgerlichen Kleidung aus braunem Trilch, welchen ſeine edle Frau und Töchter ſollen geſponnen haben, wie es dazumal auf Ritterburgen noch oft im Brauche war, ſollen die Hofſchranzen über ihn die Naſe gerümpft haben und ſogar ihm verächtlich begegnet ſein. Man ſchrieb nämlich ſeine einfache Kleidung

bald seiner Armut, bald seinem Geize zu: nur beim Herzog stand er in hoher Gunst und wurde von selbem immer mit Auszeichnung behandelt. Da fand man einst in der Hauptstraße der Stadt ein Hufeisen, und zwar von geschlagenem Silber. Das machte nicht wenig Aufsehen. „Wer mag wohl der vornehme Herr sein," so ging es von Mund zu Mund, „der sein Reitpferd mit Silber beschlagen läßt?" Der Ruf von diesem seltsamen Funde kam selbst bis an den Hof. Aber die Verwunderung stieg jetzt bis auf's höchste, als man vernahm, dasselbe gehöre dem Grafen aus Wallis im braunen Trilchrocke. Mehrere Hofherren, die ihn bisher kaum über die Achseln anblickten, schickten sogar Auskundschafter nach Wallis, um sich über seinen Vermögensstand zu erkundigen. Als aber diese zurückkehrten und von seinem großen Ansehen, in welchem er im Wallis und bei vielen Monarchen stehe, von seinem Palast, dessen drei hohe Türme man meilenweit sehen könne, von seinen Gütern und wie er in seinen Häusern von Brig bis Mailand und bis Genf übernachten könne, kurz von seinem Reichtume erzählten; ja damit nicht genug, überdies seine Freigebigkeit gegen Kirchen, gegen Klöster und Arme hervorhoben und berichteten, welche ungeheure Summen er zur Verschönerung der Gotteshäuser, zu öffentlichen Bauten und wohltätigen Instituten verwende — da machte das Hofgesinde, welches ihn wegen seiner Armut und seines Geizes so verächtlich angeblickt, große Augen und das Spötteln über seinen braunen Trilchrock wurde kleinlaut — und so wie man zuvor viel und halblaut von seinem Geize und seiner Armut sprach — so redete man jetzt allgemein und ganz laut von seinem Reichtume und seiner Freigebigkeit. Diese Tonveränderung und diesen guten Klang verursachte das silberne Hufeisen. T. W. S. Nr. 74.

96. Der Bratenwender.

Von dem Freiherrn Kaſpar von Stockalper erzählt die Sage viel Merkwürdiges. Wegen ſeiner ſchönen Naturgaben, ſeiner Talente, ſeines Sprachreichtums, ſeiner Gelehrſamkeit und großer Umſichtigkeit in Geſchäften ſoll er bei den Königen von Frankreich, Spanien, England und beſonders beim Herzog von Savoyen in großer Gunſt geſtanden haben. Auch rühmte man ſchon früher an ihm ſeine ritterliche Kühnheit, wie folgendes verwegene Wageſtück hievon einen Beweis liefert.

In den Rohrflühen hielt ſich eine Mörderbande auf, die ſchon lange der Schrecken der Reiſenden und der Nachbarſchaft war und ihre nächtlichen Raubzüge mit Mord und Plünderung bezeichnete. Die Maßregeln, welche man bisher ergriffen hatte, um die öffentliche Sicherheit herzuſtellen, waren nicht genügend. Da ſoll Herr Kaſpar von Stockalper auf eigene Fauſt zu einem kühnen Wageſtück ſich entſchloſſen haben. Er verkleidete ſich als unſauberer Bettler und Narr, ging nachts durch den gefahrvollen Wald und ließ ſich von den Räubern fangen, um ſo ihre Pläne und ihren Aufenthalt auskundſchaften zu können. Er wußte ſich ſo gut zu verſtellen, daß man von ihm keinen Argwohn eines Spions ſchöpfte. Mit wilder Freude und unter Gelächter wurde er von den Räubern aufgenommen und bei dem Feuer in ihrer Mitte als Bratenwender angeſtellt. Weil er aber den Braten oft ſtatt vorwärts, rückwärts getrieben, machten ihm die Räuber darüber Vorwürfe. Da erwiderte ihnen der verſtellte Bratenwender: „Es geht wohl nicht immer ſo, d. h. vorwärts — es geht wohl auch ſo, d. h. rückwärts“. — Die Räuber lachten über dieſen, wie ſie meinten, einfältigen Einfall; doch einige von ihnen betrachteten ihn mit arg-

wöhnischen Blicken und sagten: „Dieser Narr gefällt uns nicht, er hat zu gescheite Augen; wer weiß, ob er nicht ein verstellter Spion ist.“ Diese Worte erregten eine plötzliche Aufregung unter den Räubern, so daß er fürchtete, alle Augenblicke erdolcht zu werden. Doch er wußte sich so gut zu verstellen, daß die meisten diesem Verdachte kein Gehör gaben; und damit dieser Narr nicht ein Zankapfel unter ihnen werde, jagte man den vermeinten Narren mit Schimpf und Fußtritten aus der Räuberhöhle.

Wir können leicht denken, daß der Fortgetriebene erst frei aufatmete, als er den schrecklichen Wald hinter sich hatte. Schnell sammelte er eine hinlängliche Mannschaft, umzingelte zur Zeit, als die Räuber im Schlafe waren, ihre Höhle und nahm sie gefangen. Einige von ihnen machten den andern Räubern die wütendsten Vorwürfe: „Haben wir nicht recht gehabt, als wir euch sagten, dieser Narr sei ein verstellter Spion!“ „Und“ — erwiderte Kaspar von Stockalper, „hatte der Bratenwender nicht auch recht gehabt, als er sagte, es gehe nicht immer so vorwärts, es gehe rückwärts wohl auch!“

T. W. S. Nr. 73.

97. Der Welt Dank.

Die Verleumdung war zu allen Zeiten erfinderisch. Dies soll auch einst, so erzählt die Sage, ein vornehmer und reicher Herr von Brig erfahren haben. Daß dieser Herr lange Zeit Wallis mit Salz soll versehen und damit große Summen gesammelt haben; daß er alle Pensionen, Fried- und Gemeingelder der Landschaft an sich gezogen und solches nach Belieben zu seinem Privatinteresse soll verwendet haben; ja daß er sogar heimlich Waffen zur Unterjochung des Lan-

des in seinem Hause soll aufgehäuft haben, und noch andere dergleichen Verdächtigungen suchten seine Feinde zu verbreiten und damit das Volk aufzureizen, welches den hohen Günstling des Glückes, den Wohltäter der Kirchen und Klöster, den Vater der Armen mit immer neidischern und verdächtigern Blicken betrachtete, bis endlich die harte Verfolgung, die nur Neid und Mißgunst anzettelte, über ihn losbrach. Die Gewalttätigkeiten, durch welche er größtenteils seines Vermögens und aller seiner Aemter und Habschaften beraubt wurde, waren so streng, daß er sich mit seiner Familie nach Domo d'Ossola flüchten mußte. Unter anderem soll man ihn auch aufgefordert haben, all' sein Geld, das er besitze, auf einem gewissen Nebenaltar in Glis aufzuhäufen und mit darübergehaltenen Händen den Eid zu schwören, daß sein gesamtes Geld sich da befinde. In dieser Not habe er heimlich zu einem Pater Jesuit seine Zuflucht genommen, wie er doch einen Teil seines Vermögens, ohne sein Gewissen zu verletzen, retten könne. Dieser gab ihm den klugen Rat, er solle die Hälfte auf den Altar legen und die andere Hälfte unter demselben vergraben, dann könne er mit darübergehobenen Händen mit gutem Gewissen schwören. Diese fromme List hatte ihm glücklich einen Teil seines Vermögens gerettet. Es ist in aller Welt bekannt, daß große Verdienste um das Vaterland oft mit Undank vergolten werden. Somit wäre dieser Freiherr nicht der erste und nicht der letzte, der so etwas erfahren hätte.

T. W. S. Nr. 77.

98. Der Schatzgräber im Wikert.

Schon seit einer halben Stunde stund Hypolit an der Napoleonsbrücke und er fror, daß ihm die Beine schlotterten; denn es war 11 Uhr nachts am Abende der Lichtmeß, als er dort anlangte und er hatte die Weisung ja nicht vor der Geisterstunde die Brücke zu passieren. Endlich schlug die Glocke im Kollegium zu Brig die verhängnisvolle Mitternachtsstunde. Hypolit ergriff Schaufel und Spaten und ging über die Brücke; aber wie erschrack er, als er am Ende der Brücke einem Mann begegnete, der raschen Schrittes daher kam und durch den langen Schatten, den der blasse Mond warf, eine schauerliche Gestalt annahm. Doch bald erkannte er in dem Manne seinen Jugendfreund. „Heda," sprach dieser, „was kommst du hieher — um Mitternacht — mit Schaufel und Spaten?" „In den Wikert will ich," sprach Hypolit, „dort bei der Kapelle liegt ein großer Schatz begraben, den will ich heben." „Ach sei doch nicht so einfältig und abergläubisch!" sprach der Jugendfreund, „kehre heim, sei sparsam und arbeitsam. Das ist der Schatz, den du in deinem Hause heben kannst." Hypolit folgte seinem Freunde und ging nach Hause.

Walliser Wochenblatt 9. Ap. 1869.

99. Die Kapelle auf dem Burgspitz in Brigerberg.

Auf einem waldigen Hügel zwischen Termen und Ried befand sich in einem Baumstamm eingefügt ein Marienbild. Eine fromme Jungfrau von Obertermen nahm dasselbe in

der Absicht es auszubessern nach Hause. Am andern Morgen war das Bild aus ihrem Hause verschwunden und befand sich wieder an seinem ursprünglichen Orte. Das wiederholte sich zum zweiten und dritten Male. Sie machte den Geistlichen Anzeige über das sonderbare Ereignis. Man beriet sich und fand in dem sonderbaren Vorfall eine höhere Weisung, daß Maria an diesem Orte besonders verehrt sein wolle. Sofort schritt man zum Bau einer Waldkapelle, welche im Jahre 1760 vollendet und eingeweiht worden ist.

Wesentlich die gleiche Sage wiederholt sich von der Entstehung der Kapelle zu der hohen Stiege in Saas. Hier tritt noch der so oft wiederkehrende Beweggrund der Uebertragung der Werkzeuge an den gewünschten Bauort hinzu. (Vergleiche die Entstehung der Kapelle auf der Fluh bei Leukerbad.)

Burgener. Die Wallfahrtsorte der Schweiz II. Band S. 203 u. 213.

100. Verschüttete Wasserleitungen.

Wir staunen im Wallis die großen Werke der Wasserleitungen an, deren Erstellung die Not des Landes unsern Vorfahren gebieterisch aufgedrungen hat. Galt es ja, die Wiesen unserer Berggebiete versengen zu lassen oder auf Mittel zu sinnen, dieselben bewässern zu können. Eine ungeheure Summe Kraft- und Kostenaufwand war erfordert, um durch loses Geröll, über Felsenklüfte viele Stunden weit eine Wasserleitung auszuhöhlen und das notwendige Wasser auf die trockenen Wiesen zu führen. Wie viele Opfer an Menschen hat das gekostet! Es ist das ein monumentaler Beweis für den Unternehmungsgeist, die

Tatkraft und Ausdauer unſeres Volkes, der ſpricht für viele Jahrhunderte. Was Wunder, wenn die Sage auch hier ihren reichen Flor der Dichtung geſponnen hat.

Durch die Schweibe führten einſt die Brigerberger ihr Wäſſerwaſſer aus dem Steinengletſcher heraus. Der Mann aber, der unter dem Gletſcher hindurchkroch, um das Waſſer in das richtige Becken zu ſchöpfen, kam niemals mehr heraus. Jedes Jahr ein Menſchenopfer — das war zu viel. Und ſo ſieht man heute nur mehr die Spuren der alten Waſſerleitung. J. Brindlen.

Die Außerberger führten das Wäſſerwaſſer durch hölzerne Rinnen (Kennel) über abſchüſſige Abgründe aus dem Bietſchtal nach Leiggern. Aber bei den jährlichen Ausbeſſerungen der Waſſerleitung kamen ſo viele Männer ums Leben, daß es zwölf Witwen gab. Die reiche Familie Jakober warf ihr ganzes Vermögen hin zum Unterhalt der Waſſerleitung und verarmte vollſtändig. Seither iſt die Waſſerleitung eingegangen. Fr. Lagger.

101. Der Tanz in den Brenden.

Als die Gemeinde Ganter noch eine eigene, richtige Burgerſchaft bildete, wohnten die Bewohner oder Bürger das ganze Jahr im Tal. Die Jugend vom Tal beſchloß eines Abends einen verborgenen Tanz abzuhalten in der Alpe Brenden in einem Hauſe, wo ſich nur junge Leute befanden mit einem Einfältigen (Gauch).

Aus Furcht, ſie könnten von demſelben verraten werden, ſetzten ſie denſelben vor die Haustüre, trotzdem es Winter war. Als die Jugend am Morgen herauskam, war der-

ſelbe erfroren und tot. Erſchrocken legten ſie den Leichnam auf eine Bank in der Kapelle und abwechſelnd hielten Buben und Mädchen Wache. Als ein Geſelle Wache hielt, ſetzte er den Leichnam unter die Bank und legte ſich ſelbſt auf die Bank. Wie nun die Mädchen kamen, um Wache zu halten, bewegte er ſich unter der Decke. Die Mädchen liefen in voller Angſt davon. Der Tote aber nahm den Tänzer mit ſich und zog ihn hinunter bis zum Twingſteg im Ganterloch und man konnte von ihm nichts mehr finden als Haar und Blut an den Steinen und Bäumen, wo er vorbeigezogen wurde. J. Steiner.

Dieſelbe Sage wird von Obermatt bei Ergiſch erzählt.
Fr. Zehnder.

102. Der feurige Wagen.

Der Mond war eben hinter den Tannen von Rotwald verſchwunden. Gleichwohl ſchritt er rüſtig weiter der einſame Wanderer von Brigerberg, der noch vor Tagesanbruch den Simpelberg erreichen wollte. Soeben war er aus dem dunkeln Forſte unterhalb Waſen herausgeſchritten und zur Waldlichtung der Eggenalpe gelangt. Da hörte er vom Durſtbache her ein unheimliches Geraſſel. Kaum hatte er Zeit aufzublicken, da ſchnob ſchon im raſenden Laufe ein feuriger Wagen an ihm vorbei. Auf dem feurigen Wagen aber ſaßen ihm ganz wohlbekannte Herren. Wie er ſich von ſeinem Schrecken erholte — es war kaum eine Minute — wollte er dem feurigen Geſpann nachſchauen. Er kehrte ſich um, und ſiehe, der Wagen raste ſchon beim Schalberg vorüber. Er empfahl ſich und die Inſaſſen des Wagens

dem Schutze und der Barmherzigkeit Gottes und schritt nicht ohne ein geheimes Grauen weiter durch den finstern Tann.

J. Brindlen.

105. Der Schafhirt auf der Klene.

Heute wie alle Abende ging das alte Stafelmütterchen hinauf zu der Alpkapelle auf Roßwald, um dort vor dem Bilde der Mutter Gottes vom guten Rat zum Trost der armen Seelen ein Lichtlein anzuzünden und gemeinsam mit den andern Alpenbewohnern das Nachtgebet zu verrichten. Doch heute hatte das Mütterchen einen doppelten Schnitt gesottener Butter und einen längern baumwollenen Docht mit sich genommen. Während es im giltsteinern Töpfchen das Licht zurecht richtete, dachte es bei sich selbst: „So wird's langen bis am Morgen und es wird dann einer neuen armen Seele ebenfalls noch leuchten." Und an die Abendandacht fügte es noch ein eigenes Gebet hinzu. Das fiel den Betenden auf und sie fragten nach der Andacht um die Ursache dieses ausnahmsweisen Benehmens. „Ihr wißt es nicht," sprach das Mütterchen, „was der Pater heute gesagt hat, morgen werde der Schafhirt, ein frommes Blut vom Lande, erfallen." Noch vor der Morgendämmerung begab sich der Hirt von der Mattalpe hinauf zu seinen Schafen. Aber auf der Klene betrat er am westlichen Abhange einen abschüssigen Felsenvorsprung, ein lockerer Stein löste sich los und er fiel hinunter in den Abgrund. Als das Leben des frommen Hirten erloschen war, flackerte auch das Lichtlein auf Roßwald dem Erlöschen entgegen.

J. Brindlen.

104. Die Feuerkugel.

Es war eine ſtockfinſtere Herbſtnacht. In ſeiner Wohnung im Gantergrund verrichtete eben ein Hirt ſein Nachtgebet. Dann wollte er ſich zur Ruhe legen, denn er hatte den Tag über hin und her den Ziegen und Schafen nachſpringen müſſen und war müde. Da ſah er plötzlich die Wohnſtube ſo hell erleuchtet, daß er hätte leſen können. Er trat ans Fenſter und ſah durch den alten Saumpfad im Ganter von der Taverna her eine große Feuerkugel hinunter rollen. Er ſah, wie nahe an ſeinem Hauſe der feurige Ballon ſich fortwälzte. Dann ſtieg die Feuerkugel den Saumpfad hinauf bis nach Schalberg und verſchwand dann hinter dem Roßwald. J. Brindlen.

105. Der Mord in der Markuskirche von Gondo.

Bei Paglino nicht weit von der Walliſergrenze auf italieniſchem Boden oberhalb der Simplonſtraße ſieht der Wanderer die Ruinen einer eingefallenen Kirche, welche einſt die Pfarrkirche der Umgebung war, ſowohl für die Italiener als für die Walliſer. Beide Teile hatten zwar eigene Prieſter aber nur eine gemeinſame Pfarrkirche. Der Pfarrer der Italiener wohnte in Trasquera, der Pfarrer der Walliſer aber in Ruden. Um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, hatten dieſe Pfarrer das Recht und die Verpflichtung, je eine Woche abwechſelnd in der Pfarrkirche die Pfarrrechte auszuüben. An einem Sonntag, da die Reihe an dem italieniſchen Pfarrer war, den Gottesdienſt am Morgen zu

halten, geschah es, daß derselbe nicht eintraf. Voll Ungeduld wartete das Volk bis Mittag und, als der Pfarrer noch immer nicht ankommen wollte, gingen zwei Männer nach Ruden, um den deutschen Pfarrer zu rufen. Ungern, weil er den heftigen Charakter seines Mitbruders kannte, folgte dieser dem Rufe. Als er eben angekleidet zur Feier des hl. Opfers an die Stufen des Altares hintrat, erschien der italienische Pfarrer, der sich auf der Jagd verspätet hatte. Als er seinen Mitbruder am Altare sah, nahm er sein Jagdgewehr von der Achsel, schlug an und erschoß seinen Kollegen, der sich in seine Pfarrechte, wie er meinte, widerrechtlich eingemischt hatte.

Infolge dieses Mordes wurde die Pfarrei getrennt. Die Deutschen blieben in Ruden und wurden dem Bistume Sitten einverleibt, die Italiener in Trasquera und blieben unter dem Bistume Novara. R. W. S. Nr. 89.

106. Anton Gerwer.

An einem schönen Sommertage gingen zwei Söhne des Hauptmanns Anton Gerwer von Brig mit einem Diener bei der Bortelalpe über den Livipaß in das Livital, Alpe di Veglia auf die Jagd. Die große schöne Alpe mit einem schmucken Hüttendorfe gehört der ossulanischen Gemeinde Daveder (Varzo). Müde von dem langen beschwerlichen Marsche übernachteten die drei Jäger sorgenlos in einer Alphütte. Um Mitternacht aber umzingelten Welsche dieselbe, ergriffen die beiden Gerwer, warfen sie zu Boden, „stachen und brühten sie, wie man Schweine pflegt zu metzgen.“ (Paffen). Weil aber die ruchlose Tat an der Vigil von

St. Bartholomä geſchah, ſo werden „zur ewigen Gedächtnis und Straf Gottes“ in der Alpe di Veglia nach der genannten Vigil keine Schweine mehr geduldet. Werden ſie nicht fortgeführt, verderben ſie. Dem Diener der Gemordeten gelang es, durch das Hüttendach zu entkommen und die entſetzliche Kunde dem unglücklichen Vater zu überbringen. Außer ſich vor Schmerz und Wut ſammelte der alte Hauptmann ſofort 300 verwegene Kriegsgeſellen und in nächtlicher Stille gings vorwärts über den Simplon, Simpeln, Ruden hinab nach dem großen herrlichen Dorf Daveder, jetzt Varzo. Es war vor Tagesgrauen als die racheſchnaubende Bande bei Fontana die Dorfmarken betrat. Alles lag noch im ſorgenloſen Schlummer. Jetzt begann die blutige Rache ohne Erbarmen. Faſt alle Männer wurden ermordet, 99 Frauen zu troſtloſen Witwen gemacht, der Sigriſt, als er Sturm läuten wollte, am Glockenſeil aufgeknüpft. Darauf plünderten ſie das Dorf und die umliegenden Weiler, erbeuteten ein Kriegsfähnlein, einen großmächtigen ehernen Hafen (bis in letzter Zeit im Gemeindehaus Termen aufbewahrt), einen eiſernen Riegel (an der Kellertüre des Meiſters Joh. Zeiter in Niederernen). Eilends wie ſie gekommen, kehrten Gerwer und ſeine Söldner über den Simplon zurück. Der Vorbeimarſch des geraubten Viehs ſoll drei Stunden gedauert haben. Als der Zug bei z'Werren Höhe oberhalb der Saltinaſchlucht anlangte, wurde er durch Zauber gebannt, daß ſämtliches Vieh ſtille ſtund. Da ſchritt Gerwer voraus, zerſchnitt kreuzweiſe die erſte Kuh mit dem Schwerte; der Bann war gebrochen, der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung.

Blätter aus der Walliſ. Geſch. I. Bd. S. 69.

107. Das Wirtshaus in Gondo eine Mördergrube.

Ums Jahr 1630 wirtete zu Gondo ein gewisser Pera (Peira) von Trasquera. Nach der Sage hatte er in der Gemeinde noch drei Brüder, von denen zwei in den Bielen auf Alpien seßhaft waren. Der Wirt in Gondo aber beraubte und ermordete viele der bei ihm einkehrenden Fremden. Endlich war das Maß seiner Frevel voll. Es kehrte bei ihm ein Herr aus Vigezzo ein, der bereits seine Familie von seiner bevorstehenden Ankunft in Kenntnis gesetzt hatte. Er wurde von Pera ermordet. Umsonst warteten die Seinigen auf seine Ankunft. Böses ahnend, ritt seine Frau nach Gondo. Schlau, wie sie war, hatte sie absichtlich einen fast unbrauchbaren Sattel mitgebracht. Dem Wirte eröffnete sie ihre Not mit der Bitte, ihr einen andern Sattel zu verschaffen. Pera, sie nicht kennend, zeigte sich ganz bereit dazu. „Ich besitze," sagte er, „vierzehn Sättel; es wird wohl einer passen." Sie probierte alle der Reihe nach; der vierzehnte war der ihr wohlbekannte Sattel ihres Gatten. Sie wußte jetzt genug. Auf dem Sattel ihres Mannes ritt sie nach Simpeln und setzte den Richter von dem Mord in Kenntnis. Sofort schickte dieser vierzehn Mann nach Gondo, den Pera zu verhaften. Er leistete verzweifelten Widerstand und konnte erst unter dem Wirtshause an der Doveria gefesselt werden. Auf ein Pferd gebunden, wurde er nach Brig abgeführt und hingerichtet. Nach seinem Tode ging er im Wirtshause als schwarzer Hund umher und noch bis heute will man ihn hie und da gesehen haben. P. Joller.

(Historisch kommen in Zwischbergen 1638 Balthasar, Peter, Johann und Georg Pera vor.)

108. Der ſchwarze Hund.

Karl Seiler, Poſtmeiſter von Simpeln († 13. Aug. 1847), fuhr oft von Simpeln nach Domo. Bei G'ſtein, ſo geht die Sage, folgte ihm faſt jedesmal ein unheimlicher ſchwarzer Hund und begleitete ihn bis in die Nähe von Ruden. Sobald aber Seiler von Ruden abfuhr, folgte ihm der Hund wieder, verſchwand aber bei dem Kapellchen ob der italieniſchen Grenze. Seiler verlor nach und nach das anfängliche Grauſen vor dem unheimlichen Begleiter und „ſchmützte" ihn hie und da ſogar mit der Peitſche. Da vernahm er auf einmal mit Grauen die Worte: „Wir kommen ein anderes Mal zuſammen." Bald darauf ſtürzte Seiler beim Hoſteg mit Roß und Wagen in die Doveria und ertrank. P. Joller.

109. Der Brudermord in der Diſtelmatt.

In dem Berggute Diſtelmatt wohnte einſt eine Witwe mit zwei Söhnen, von denen der eine häuslich, der andere liederlich war. Beide lebten in bitterer Zwietracht. Das ſollte verhängnisvoll werden. Eines Tages verließ der Liederliche das Haus, um längere Zeit in den Wirtshäuſern zuzubringen. Wie ſein Bruder den Taugenichts durch die Diſtelmatt gegen das Haus kommen ſah, geriet er in unbändigen Zorn, ſtellte ſich mit einer Axt hinter die Türe und erſchlug ohne Erbarmen den arglos Eintretenden. Die ruchloſe Tat blieb aber nicht verborgen. Das Gericht kam, die Sache zu unterſuchen. Wie der Mörder die Richter die Diſtelmatt heraufkommen ſah, floh er auf einen nahen

Felſen, bat aber ſeine Mutter, die dem Verbrechen nicht fremd geblieben war, die Sache mit den Richtern in Güte abzumachen und in dieſem Falle einen roten Mantel vor das Fenſter zu hängen. Es geſchah nicht und der Mörder entfloh und kam nie mehr zurück. Seit dieſer Zeit aber ſpuckt es in dem Hauſe und im Stalle der Diſtelmatt. Bisweilen entſteht nachts in der Stube ein ſo grauſes Gepolter, daß man in Angſt und Schrecken gerät. Im Stalle hört man ein Raſſeln der Kuhketten und ein Muhen und Meckern, als wenn alle Tiere, los von den Ketten, mit einander im Kampfe wären. Kommt man aber hin, ſo iſt alles ruhig und in Ordnung. P. Joller.

110. Die zwei Kreuze.

Unter den Welſchmatten auf den Alpien ſieht man neben dem Bache an einem Felsblocke zwei gothiſche Kreuze eingehauen. Nach der Sage ſind es Erinnerungszeichen an zwei Geſchwiſter, die hier in der Laue umgekommen ſind. Es war nämlich hier zur Winterszeit ein Mädchen mit Waſchen beſchäftigt. Um es zu necken rief ihm ſein Bruder von einer Anhöhe zu: „Flieh, die Laue kommt!“ Die Gefoppte flieht unter dem lauten Gelächter des Bruders, kehrt aber zum Waſchen zurück. „Flieh, flieh,“ rief der Bruder wieder, „die Laue kommt!“ Die Schweſter flieht nicht, die Laue kommt und begräbt ſie und den Bruder, der herbeigeeilt war, ſie zu retten. P. Joller.

111. Die Kapelle in Maria-Brunn.

Nach der Volkssage begann man den Bau der Kapelle an dem gegenüberliegenden Abhang, wo bereits ein Feldkapellchen stund. Ueber Nacht aber wurde das Material von unsichtbarer Hand hinüber an die Stelle getragen, wo jetzt das Kirchlein steht. Beim Graben der Fundamente soll man eine Platte mit Inschrift gefunden haben. Den Inhalt dieser Inschrift weiß aber niemand anzugeben.

P. Joller.

(Vergl. R. W. S. Die Wallfahrtskapelle in Thiel, S. 143.)

112. Die Goldmühle im Sagi.

Zwischen den Berggütern Rosi und Bellegen liegt das Gut Sagi mit einer ehemaligen Hofstatt. Nach der Ueberlieferung war hier die älteste Goldmühle. Noch sieht man Spuren der Wasserleitung, die dazu gehörte, sowie die Ruinen der Mühle. In der ehemaligen Hofstatt sah man bis in die neueste Zeit nachts ein hellschimmerndes, bläuliches Licht. Und als einmal ein Mann im Gute mähte, stieß er auf eine ungeheure Schlange, deren Kopf so groß wie ein Kindskopf war und die auf ihn losging. Voll Schrecken nahm er die Flucht. P. Joller.

113. Erwerbung der Gemeindealpen.

Die Gemeindealpen waren einst im Besitze der Saaser. Da diese anfingen, auch in den Alpen der Zwischberger

Murmeltiere zu graben, kam es zu einem Prozeß. Die Saaſer verloren ihn. Um die großen Prozeßkoſten zu zahlen, verkauften ſie die Gemeindealpen an die Zwiſchberger.

P. Joller.

114. Einſtige Lage der Dorfes Simpeln.

Das Dorf Simpeln ſoll einſt auf der Bärenkumme, am Caſtellberg, ob der jetzigen Waldregion geſtanden haben. Wirklich finden ſich daſelbſt deutliche Spuren einer gepflaſterten Römerſtraße und eine uralte Mauer, vom Volke Heidenmauer genannt. P. Joller.

115. Der ewige Jude in Viſp.

Der ewige Jude kehrte einmal in Viſp bei einer armen Witwe ein. Nach dem Nachtmahl ſchob er den Tiſch in die Mitte des Zimmers und weil er nicht ruhig bleiben konnte, lief er die ganze Nacht um den Tiſch herum. Am Morgen beim Abſchied ſagte er zur Wirtin: „Als ich zum erſten Mal kam, hieß dieſer Ort „Schönbach,“ jetzt heißt er „Fiſchbach.“ Komm' ich zum dritten Male, wird er „Leidbach“ heißen.“ R. W. S. Nr. 90.

116. Die Gräfin Blandrati.

In Viſp lebte vor 1222 auf der Hübſchburg bei der Burgerkirche die Gräfin Blandrati. In dem Turm ihrer Burg hing eine Glocke aus lauter Silber. Soweit ihr

heller Schall ertönte, mußten die Bewohner der Umgebung einen Tribut entrichten. Die Bewohner von Eggen, eine halbe Stunde oberhalb Eggerberg, waren verpflichtet, jährlich an St. Martini eine schwarze Kuh mit roten Ohren oder eine rote Kuh mit schwarzen Ohren nach Visp in die Hübschburg abzuliefern. Das gab nun alle Jahre ein peinliches Suchen und zuletzt war eine solche Kuh gar nicht mehr aufzubringen. Die Gräfin aber bestund auf ihrem vermeintlichen Rechte. Das verdroß die Eggener und sie beschlossen, ihre Häuser niederzureißen und sie hinter der Ecke weit hinten gegen das Baltschiedertal wieder aufzubauen. Dort abgeschieden von der Welt, wurde das silberne Glöcklein nicht mehr gehört, ja nicht einmal die große Glocke von Visp mehr. Die Gräfin mochte nun die Silberglocke läuten so lange sie wollte, keine Kuh wanderte mehr von Eggen in die Hübschburg. Fr. Lagger.

117. Der Doppelgänger.

Vor ungefähr 40 Jahren ging ein Knabe von 15 Jahren mit einem Freunde nach der Baltschiederin. Für ihn war es eben ein angenehmer Spaziergang und er begleitete darum gern seinen Freund zu dessen Eltern, die daselbst an der Arbeit waren. Als er mittags nach Visp zurückkehrte, traf er auf dem Heimwege einen Baltschiedner mit Namen Schnydrig an, einen Mann, den er sehr gut kannte. Der Knabe grüßte den Mann und fragte ihn, wohin er gehe. „Nach Visp," lautete die Antwort. „Gut," sprach der Knabe, „dann komme ich mit." Als sie eine Weile mit einander marschiert waren, verschwand dieser Baltschiedner

auf einmal wie ein Schatten über den Rand einer Waſſerleitung, die der Klam zuging. Der Knabe erſchrak, ging eilig ſeinen Weg weiter, bis er einen Wagen Heu antraf, auf welchen er ſich dann ſetzte und nach Viſp zurückfuhr. Nicht lange nachher ſah der Knabe den vermeinten Baltſchiedner und er erzählte ihm, was paſſiert war. Doch der Baltſchiedner wollte nichts davon wiſſen. Da erkannten ſie, daß der geheimnisvolle Begleiter der Geiſt dieſes Mannes geweſen war. Sie erinnerten ſich auch an das, was der Volksmund von dieſen Geiſtererſcheinungen erzählt: wenn der Geiſt zur Kirche gehe, ſterbe die Perſon im Laufe des Jahres, wenn aber der Geiſt von der Kirche gehe, werde die Perſon ſehr alt. Dieſer Baltſchiedner, der erſt vor 6 oder 10 Jahren geſtorben iſt, iſt tatſächlich ſehr alt geworden. X.

118. Die tote Hand.

Vor vielen Jahren ereignete ſich in Viſp, daß einer Familie ein liebes, liebes, nur etwa zweijähriges Kind geſtorben war. Einige Tage, nachdem ſelbes unter großem Leidweſen der Mutter auf dem Kirchhof von Viſp iſt begraben worden, ſah man ein Händchen des verſtorbenen Kindes aus dem Grabe emporragen. So oft man ſelbes in die Erde des Grabhügels zurückgeſchoben, ſo oft ſtreckte es bald darauf ſich wieder hervor. Als die Mutter ſolches vernommen hatte, wurde ſie ſehr traurig und zeigte, weil ſie ſich nicht zu raten wußte, dieſen ſeltſamen Fall dem Herrn Pfarrer an. Dieſer fragte ſie: „Hat das Kind ſich nie etwa gegen euch verſündigt, und habt ihr es dafür nicht beſtraft?“

„Ich wüßte mich an nichts zu erinnern," gab die Mutter zur Antwort, „außer daß es mich einmal mit der Hand ins Geſicht geſchlagen, was ich ihm in Rückſicht auf ſein Alter durch die Finger ſah und ungeahndet ließ." „O, ſo!" ſagte der Pfarrer zur Mutter, „ſo geht hin, nehmt eine Rute und gebt der emporgeſtreckten toten Hand einige Streiche damit und ich hoffe, wenn das Kind die verdiente Strafe erhalten, wird es im Grabe Ruhe finden." Die Mutter tat, obwohl mit ſchwerem Herzen, wie es der Pfarrer angeraten, und von der Zeit erſchien die Hand ihres Kindes nicht mehr außer dem Grabe. T. W. S. Nr. 48.

119. Der Geiger nach dem Tod.

Ein Bauer, der ſehr dem Trinken ergeben und Geiger war, forderte vom Wirt, ſeinem Gevatermann, noch eine Maß Wein. Es ſoll ſich dies in Viſp zugetragen haben. „Bring mir noch eine Maß Wein!" ſagte der Bauer. „Du haſt ja ſchon genug," gab ihm der Wirt zur Antwort. „Um Gottes Willen bring mir noch eine Maß Wein, ich will dir nach meinem Tode dafür ſpielen." — „Gut," erwiderte ihm ſein Gevatermann, „wenn du mir nach deinem Tode eines dafür aufſpielen willſt, ſo will ich dir noch eine Maß holen: aber daß du dein Wort halteſt." — „Ja, wenn es Gott zuläßt, ſo werde ich mein Wort halten." Eines Abends ſpät in der Nacht, als der Wirt allein im Zimmer war, hörte er draußen vor dem Haus einen recht luſtigen Tanz auf einer Geige ſpielen. Als er einen Augenblick voll Verwunderung zugehört, ging er hinaus, um zu ſehen, wer es ſei. Aber weder er, noch ſeine Leute konnten den Spielmann

finden. Am andern Tag kam die Nachricht, sein Gevatermann, der Geiger, sei in der letzten Nacht und zwar um die gleiche Stunde, da er in seinem Zimmer den lustigen Tanz hatte spielen hören — gestorben.

T. W. S. Nr. 19.

120. Der Kreuzaufstecker.

Als der Kirchturm von Visp erbaut war, hatte der Baumeister nicht den Mut, das schwere Eisenkreuz über die hohen Gerüste und Leitern hinauf zu tragen und in das bereitete Loch zu stecken. Da unternahm ein Arbeiter das Wagestück. Als dieser mühsam die Spitze erreichte, schrie er herab: „Aber Meister, in welches der drei Löcher soll ich das Kreuz stecken?“ Der Schwindel hatte ihn ergriffen und ließ ihn drei Löcher sehen. Unwillig antwortete der Meister: „In das Loch in der Mitte!“ Er tats und das Kreuz hielt fest. Aber im gleichen Augenblicke fiel der Arbeiter in schauerlichem Falle hinunter auf den Sand der Vispe.

R. W. S. Nr. 90.

121. Ich will dich nicht, ich mag dich nicht.

Im innern Stafel des Baltschiedertals kam abends, während der Senn dem Käsen oblag und am Kessel den Brecher schwang, oft eine junge Ziege auf das Hüttendach und schaute durch eine Lücke neugierig dem Sennen zu. Der Senn, dessen überdrüssig, schlug mit dem Brecher nach

der Ziege. An einem Fuße gelähmt, hinkte die Ziege davon und wurde später nie mehr gesehen. Der Sommer ging zu Ende. Kein Unglück war vorgefallen und die Geteilen waren mit dem „Nutz“ (Milchertrag) zufrieden. Nur der Senn hatte keine Ruhe, denn die gelähmte Ziege kam ihm nicht aus dem Sinn. Eines Tages ging der Senn Geschäfte halber in ein Nachbardorf und traf da eine ihm wohlbekannte Person an, welche einen lahmen Arm hatte und furchtbare Schmerzen litt. Da sprach der Senn: „Ach, Kathri, was hast du mit der Hand gemacht?“ „Du bist schuld,“ sagte die Tochter, „warum hast du mir den Brecher auf das Hüttendach nachgeschmissen. Auf dem Besenstiel kam ich zu dir, um dich nur sehen zu können. Wenn du jetzt die Liebe erwiederst, werde ich von Schmerzen frei sein.“ Der Senn aber sprach: „Ich will dich nicht, ich mag dich nicht.“ Die Tochter starb bald nachher. Im folgenden Sommer erschien sie oft auf dem Hüttendache und meckerte: „Ich will dich nicht, ich mag dich nicht.“ Wieder ging der Sommer zu Ende und noch in dem gleichen Jahre starb auch der Senn. Oft aber sahen Jäger nachher den Sennen beim Hüttenherd mit der Zubereitung der Käse beschäftigt.

Fr. Lagger.

122. Die Wolfsgrube.

In Albenried zwischen Visp und Birchen wohnte vor vielen und vielen Jahren ein Ehepaar. Es führte sich redlich auf und ernährte sich so gut, als eben die Vermögensverhältnisse es gestatteten. Sie hatten das Gütlein lastenlos ererbt, bewahrten es schuldenfrei, besaßen Ziegen und

Schafe und auch einiges Großvieh. Nur glaubte der Wolf, eine Hypotheke auf ihre Habe zu besitzen, schlich sich oft heimlich in den Stall und raubte da gewissenlos eine Ziege, ein Schaf, einmal sogar ein junges Rindvieh. Damit war der redliche Bauer nicht einverstanden. Um dem nächtlichen Dieb das Handwerk zu legen, grub er in der Hellulu ein großes Loch, nach oben verengert und fest ausgemauert. Oben deckte er die Grube mit Reisern zu und legte noch eine Lockspeise darauf. Diesmal legte er eine tote Henne darauf, die er in seinem Stalle gefunden hatte. Da merkte die Frau, daß ihr eine Henne abhanden gekommen war und zwar am hellen Tag. Gleich dachte sie, der Mann werde sie als Lockspeise benutzt haben und ging abends noch hinaus zur Wolfsgrube. Als sie in später Stunde noch nicht zurückgekehrt war, ging der Mann ebenfalls hinaus zur Wolfsgrube. Dort sah er, daß die Reiser an zwei Stellen eingebrochen waren. Er blickte hinunter und sah, wie seine Frau und der Wolf friedlich neben einander saßen. Unwillkürlich brachte er die Worte hervor: „So ists gut. Der Wolf in der Falle — und die „Tampa" auch dabei." Dann zog er sein Weib heraus und erschlug den Wolf.

Fr. Lagger.

123. Der Graf vom Esch.

Im Eiholzboden, nahe dem heutigen Eschgraben (Zeneggen), lebte ein reicher Graf mit seiner Familie. Während die Gräfin und die Grafentochter sehr mildherzig gegen ihre Mitbürger und Untertanen waren, war der Graf ein harter und gewalttätiger Mann. Als eines Tages die Familie beim Abendbrote zu Tische saß und der Graf eben ein

Brot anſchnitt, tröpfelte aus demſelben Blut heraus. „Was,“ ſchrie der Graf, „ſind die Bäcker Blutmenſchen geworden?“ „Nein,“ ſprach die Gräfin, „das iſt nur das Blut, das du dem Volke aus den Adern preſſeſt.“ Der Graf geriet in äußerſte Wut und jagte die Gräfin und die Tochter aus dem Schloße hinaus. Der Graf blieb im Schloße, zählte ſein Geld, trank und ſchlief ein. Um Mitternacht vernahm er furchtbares Krachen, er wollte fliehen, aber ſchon hatte ein Bergſturz das Schloß und das Grafengut verſchüttet und begraben. Noch jetzt haben die dort liegen gebliebenen Steine die Geſtalt von Brot- und Käsausſchnitten.

Fr. Lagger.

124. Der Birnbaum.

In dem kleinen Dörflein Siſetſch bei Zeneggen lebten Jahre lang zwei Nachbarn miteinander in Streit und Hader wegen eines Gartens, in dem ein ſchöner Birnbaum ſtund. Jeder behauptete der Garten gehöre ihm. Oft ſchon waren ſie hitzig aneinander geraten und mit blutigen Köpfen auseinander gegangen. Der Hader wollte nicht aufhören. Der Streitfall kam vor den Richter. Das Gericht entſchied, aber der Urteilsſpruch galt ihnen nichts. Haß und Feindſchaft dauerten fort und böſe Zungen ſchürten immer noch das Feuer des Haßes. Es war wieder Herbſt geworden und der Birnbaum ſtund da vor den Fenſtern der beiden Nachbarn, beladen mit den ſchönſten Früchten, daß es eine Freude war, ſie anzuſehen. Am folgenden Tage mußten die Früchte eingeheimſt werden. Da hätte es ſicher zwei blutende Köpfe gegeben. Um Mitternacht in der Geiſter-

ſtunde hörten die Bewohner ein anhaltendes Krachen und Berſten, ein Rauſchen und Rutſchen. Am Morgen waren die beiden Häuslein mit ihren Inſaſſen, das Gärtlein und der Birnbaum verſchwunden. Statt deſſen ſtund da eine gähnende Schlucht, der ſteile Eſchgraben, den die Waſſer der Geiſterſtunde ſich ausgegraben haben. Unheimlich ſpuckt es in dieſem Geiſtergraben. Bei Unwettern toſet und tobet es dort fürchterlich und in ſternenhellen Nächten ſchwirren oft blaue Lichtlein dahin und verſchwinden.

Fr. Lagger.

125. Die Wahrſagerin.

In Zeneggen im Unterеſch lebte vor vielen und vielen Jahren ein wohlhabender Mann. Seine Frau war ihm viel zu früh geſtorben und hatte ihm ein Kind hinterlaſſen — das einzige freilich — ein geweckтes Büblein. Der Witwer war um dasſelbe ſehr beſorgt. Als er einſt nach Viſp ging und dort eine Wahrſagerbande antraf, erforſchte er ſich über die zukünftigen Schickſale ſeines Lieblings. Den erhaltenen Wahrſpruch jedoch verriet er niemanden. Doch ging er traurig nach Hauſe und jedesmal, wenn er dem Kinde das Eſſen brachte, weinte er. Der Sohn wuchs heran und als er den Vater immer weinen ſah, ſo oft er mit ihm zu Tiſche ſaß, oder ihm ein neues Kleid brachte, oder ihn rüſtig auf dem Felde der Arbeit obliegen ſah, wollte der Sohn mal nach der Urſache forſchen. Doch der Vater gab ihm ausweichenden Beſcheid. Auch ſtahl er ſich oftmals heimlich weg und nach Tagen und Monden ſah der Sohn, daß der Vater in einem Felſen eine regelrechte Feſtung ausgemeißelt und dieſe mit einer eiſenbeſchlagenen Türe verſehen hatte.

Und vor der Türe dieſes Steinverließes weinte wieder der Vater. Auf das Drängen des Sohnes, warum er immer ſo weine, unterbrach der Vater das Schluchzen und ſprach: „Wenn du es durchaus wiſſen willſt, ſo höre. Am 13. Juni wirſt du vom Blitz erſchlagen werden. Für dieſen Tag habe ich zu deiner Rettung dieſe Felſenwohnung ausgehauen.“ „Ach was!“ ſprach der Sohn, „Vater, ich bin in Gottes Hand. Auf dem Felde, zu Hauſe, im Felſen, überall iſt er mein Vater. Sein Blitz kann mich treffen, wo er will, gerade ſo, wie mich ſeine Hand überall beſchützen kann. Was bedarf's dieſes Verließes?“

Der 13. Juni kam heran. Ein furchtbares Gewitter brach los. Die Blitze zuckten und die Donner rollten. Grad fiel der Blitz auf die Felſenburg und zerſpaltete die Wände, daß nichts mehr übrig blieb. Der Sohn aber, der auf dem Felde gearbeitet hatte, kehrte wohlbehalten nach Hauſe zurück. Fr. Lagger.

126. Der Drache von Zeneggen.

Unter den Felſenklüften von Zeneggen am ſüdlichen Abhange hauſte ein Drache, der die Wanderer, welche den Talweg von Stalden nach Viſp oder von Viſp nach Stalden gingen, anzog und verſchlang. Einmal kehrte auch ein Soldat, der in ſpaniſchen Kriegsdienſten war, nach ſeiner Heimat Stalden zurück. In Viſp warnte man ihn, ſich ja nicht auf den Weg zu begeben, da er Gefahr laufe, von dem Drachen verſchlungen zu werden. Der im Krieg ergraute Soldat entgegnete: „Ich habe ſo oft dem Tod in's Auge geſchaut; ich fürchte mich nicht — auch vor dem

Drachen nicht.“ Zur Vorsicht legte er sich doch seinen Stahlpanzer an, in welchen er noch spitze Stahlmesser hineinfügte. Angekommen an der betreffenden Stelle, sah er noch den Drachen in weitem Bogen auf ihn zufliegen — da war er auch schon verschlungen. Der Drache flog nun wieder nach seiner Höhle zurück, seine Speise zu verdauen. Aber diese Speise war unverdaulich und verursachte ihm entsetzliche Leibesschmerzen. In diesen Schmerzen schlug er mit seinen Flügeln so heftig auf die Felsen, daß bei dieser Erschütterung die ganze Felsmasse losbrach und unten ein ganzes Dorf verschüttete. Der Drache aber flog hinüber nach Visperterminen auf's Gebüdem, wälzte sich da wieder vor unsäglichen Schmerzen, daß er ein weites Loch auswühlte, in welches Wasser floß, das dann einen See bildete. Noch einmal schwang der Drache seine Flügel und flog hinüber ins Nanztal. Daselbst aber verendete er; und noch jetzt sieht man daselbst versteinert den ungeheuren Drachenleib in seinen Schlangenwindungen liegen.

J. Gattlen.

127. Das Edelsteinlager.

„Glück auf! Glück auf!“ erscholl der alte Bergmannsruf der Arbeiter, die in gemessener Stunde sich ablösten und aus- und eingingen im Bergwerke von Zeneggen. „Glück auf!“ rief wiederum ein Bergwerker, als er tief drinnen im Bergschachte einen schönen, glänzenden Edelstein gefunden hatte. „Glück auf!“ wiederholte er nochmals und versuchte ihn in seine Taschen zu stecken; aber er war wie alle übrigen Kameraden sozusagen nackt. Kleider hatte er

keine mitnehmen dürfen; denn dieſelben, wenn er ſich ſolche irgendwie vorher hätte verſchaffen können, hätten immerhin beim Ausgange im Vorgebäude dem Aufſeher abgegeben werden müſſen. Er ſchnitt ſich deshalb eine Wunde in den rechten Arm und legte in dieſe Oeffnung den Edelſtein hinein und nähte ſie wieder zu. „Glück auf!“ wiederholte er in Gedanken wieder den alten Bergmannsſpruch und verkaufte dann, als er bei dem Aufſeher glücklich vorbeigekommen war, den Edelſtein um einige Mörſerpfunde. Die Sache wurde aber doch ruchbar. Ein Kamerad hatte ihn verraten. Er wurde eingezogen, abgeurteilt. Das Urteil lautete, es ſolle ihm der Arm abgeſchnitten und derſelbe ſolle oberhalb des Einganges zum Warnungszeichen für alle aufgehängt werden.

Kaum war das geſchehen, erhob ſich ein fürchterliches Ungewitter, das den Boden erweichte, ſo daß der Bergſchacht durch den herunterſtürzenden Trieſtfelſen ganz verſchüttet wurde. Seither hat man wiederholt nach dem alten Edelſteinlager geforſcht, aber nur mehr Gild- oder Ofenſteine herauszuholen vermocht. Fr. Lagger.

128. Der ſeltſame Kuhmelker.

Wer von Stalden aus durch einen übelbeſorgten Fußweg nach Eſch in Zeneggen geht, findet ob dem Dörflein zür neuen Brücke mitten im nachläſſig ausgereuteten Gebüſch am Saume eines lichten Wäldchens an der Straße eine nicht gar wohlgehaltene Scheune mit Stall, in welchem, ſo wird erzählt, einmal eine gute Milchkuh überwintert und gefüttert wurde. Lange ging das Ding gut und ſeinen gewöhnlichen

Gang. Bald gewahrte man aber mit Verdruß, daß die Kuh jeden Morgen weniger Milch habe, als billig zu erwarten war. Erst meinte man, die Kuh wolle krank werden und verliere darum die Milch. Diese zeigte sich aber stets munter und wohl auf. Dann glaubte man, während der Nacht müßten Diebe kommen und die Kuh melken; darum begann man den Stall sorgfältiger zu verschließen. Umsonst, kein Hälmchen wurde an der Stalltüre verrückt und die Kuh verlor doch immer ihre Milch.

Endlich wollte der Hausvater in eigener Person dem Milchdieb aufpassen und entschloß sich darum, im Stalle verborgen zu übernachten. — Die Nacht verstrich ruhig. Vor Tagesanbruch jedoch, ungefähr eine Stunde vor der gewöhnlichen Fütterungszeit, stand die Kuh auf und begann zu „trieschen" oder „trintschen" — (Stimme der Kuh, die ihrem Kalbe ruft). Und sieh! in einem Loche der alten Stallmauer wurde es lebendig: eine große Schlange kroch hervor über die Mauer herab und zur rufenden Kuh heran, unter der sie auf dem Boden einen Ring bildete und den Kopf so weit in die Höhe richtete, um bequem zum vollen Euter langen zu können. Aus allen vier Dillen oder Zitzen sog sie die Milch gemütlich und sichtlich vergnügt heraus.

Der entsetzte Lauscher getraute sich nicht, den grausen Milchdieb anzugreifen, ließ ihn ruhig gewähren und in's verborgene Quartier zurückschleichen. — Folgenden Morgens aber, mit nötiger Hülfe verstärkt, erlegte er die zur Gegenwehr sich hochauftürmende Schlange, noch ehe sie ihren gewohnten Schelmenstreich wieder beginnen konnte. — Die Kuh aber fing an sichtbar zu trauern und zu darben und es währte lang, bis sie ihren nächtlichen Melker wieder vergessen hatte. R. W. S. Nr. 64.

129. Die wunderbare Rettung.

Von einem Pfarrer in Törbel wird erzählt, er habe den Kirchenschatz beraubt. Als er fürchtete, als Dieb entdeckt zu werden, entfloh er nach Italien, wo er auf freiem Felde von Räubern überfallen wurde. In dieser äußersten Lebensgefahr machte er das Gelübde, im strengsten Orden sein Vergehen abzubüßen, wenn er mit dem Leben davon komme. Siehe! da vernahm er in nächster Nähe helles Getrampel vieler Hufeisen, als wenn ein Trupp berittener Landjäger dahertrabe. Entsetzt flohen die Räuber eiligst davon und ließen den Angefallenen laufen, der sich nun mutterseelenallein auf offenem Felde befand, ohne mehr die geringste Spur einer Reiterei wahrzunehmen. Indessen aber reute es ihn doch, ein so schweres Gelübde gemacht zu haben und ging darum nach Rom, um sich davon dispensieren zu lassen. Der Papst wollte ihn aber von der Verpflichtung des Gelübdes nicht freisprechen, weil die Rettung von oben zu offen am Tage lag. Er sandte ihn in ein Trappistenkloster, wo er als frommer Büßer im Rufe der Heiligkeit starb. R. W. S. Nr. 41.

130. Der päpstliche Legat und der Kanzler Kronig.

Kronig, Altpfarrer von Törbel, machte seine theolog. Studien in Wien. Leider hatte Kronig ein Kröpfchen, das das junge Studentlein mit den hellen Augen arg mißstaltete. Bei der ersten Vorstellung in Wien

war man daher sehr enttäuscht und man glaubte gar, Wallis erkühne sich, mit den Wienern Spott zu treiben. Die gelehrten Herren der Universität wollten den Studenten nicht annehmen und ins Wallis zurückschicken; doch könne man probieren. Und siehe! der Walliser übertraf alle an Talent und Wissen. —

Nach vollendeten Studien wurde Kronig in Sitten bischöflicher Kanzler. — Als nun der päpstliche Nuntius von Luzern ins Wallis reiste, um den neuerwählten Bischof zu weihen, wurde auch Kanzler Kronig zum Empfange des Legaten an die Landesgrenze abgeordnet. Hier empfing Kronig den Legaten mit einer glänzenden, lateinischen Rede. Der Gesandte stutzte und äußerte verwundert: „Was wird erst der Fürst sein, wenn sein Kanzler eine solche Gelehrsamkeit hat?“ Wie jedoch der Legat nach Sitten kam und ihm der Bischof vorgestellt wurde, ward er enttäuscht und er wollte nicht mehr den Erwählten, sondern den Kanzler Kronig zum Bischofe weihen. Das Domkapitel aber bedeutete ihm, er solle nur den Erkorenen weihen, den Bischof mache Kronig immerhin selbst. J. Schaller.

131. Der treue Jäger.

Wer in kalten Herbsttagen Berge bestiegen hat, weiß aus Erfahrung, wie Kälte und Ungewitter in den Bergen daheim sind. So gingen vor vielen Jahren zwei Jäger von Törbel auf die Gemsjagd ins Augstbord in ein wildes Alpental oberhalb Emd. Wie sie sich im Augstbord trennten, gaben sie einander den Platz zum Stelldichein auf einem Hofe

in der Nähe. Wie nun der eine von den zwei Freunden abends auf den bestimmten Platz kam, brach ein Ungewitter los und er kehrte sogleich heim. Abends kam der andere Jäger nicht heim und seine Frau konnte am Morgen das für ihn bestimmte Nachtessen abräumen. So auch noch die zwei folgenden Tage. Nun ging eine Anzahl Männer ab, um ihn zu suchen; sie konnten ihn aber nicht finden. So suchte man, solange es die Witterungsverhältnisse erlaubten.

Im Frühling fand ein Schafhirt den Verschollenen sitzend an dem Platze, den sich die beiden Freunde zum Stelldichein bestimmt hatten.

So war der gute Freund auf hohem Berge gestorben, nur um sein gegebenes Wort nicht zu brechen. J. Lorenz.

132. Das Schaflaufen.

Im Flecken Feld nahe bei der Schutzengelkapelle in Törbel breitet sich eine schöne Wiesenebene aus, zum Schaflaufen geeignet. Leider stößt dieselbe an einen hohen Felsenabgrund. Einst ergötzten sich auf dieser Ebene die jungen Leute mit Schaflaufen. Zwei derselben erprobten gegenseitig ihre besondere Kunst und Kraft; weder Läufer noch Fänger wollte sich überwinden lassen. Unglücklicherweise führte sie ihr fliegender Lauf von ungefähr zur gefährlichen Stelle heran. Beide schossen den schmalen Abhang hinab, fanden die Kraft nicht mehr ihren Lauf zu hemmen und stürzten beide in den Abgrund, wo man sie nur mehr als verstümmelte Leichen aufhob. Wer an Ort und Stelle gewesen, wird sich kaum wundern, die Todeskreuze der jungen

Spieler an der Straße zum traurigen Andenken aufgepflanzt zu finden. R. W. S. Nr. 77.

133. Der unheimliche Gast.

An der Schüflu, einem kleinen abgelegenen Weiler südwestlich von Törbel, wohnte mit seinem treuen Hunde ein urchiger Törbjerjunge. Eines Abends, wie er schon schlafend im Bette lag, klopfte ein Fremder an und bat um Herberge. Er wurde gastlich aufgenommen und man begab sich zu Bette. Auch der Hund nahm seinen Posten wie gewohnt auf dem alten Kasten vor dem Bette ein. Doch hatte er keine Ruhe mehr. Der finstere Fremdling bat anfänglich, als ob es sich von selbst verstünde, den knurrenden Hund zu entfernen. Der kluge Meister kannte seinen sichern Wächter und der fast freche Fremde erweckte schon beim ersten Eintreten kein volles Vertrauen; er ging darauf nicht ein. Der Hund wurde immer aufgeregter und murrte recht respektabel, daß es dem aufdringlichen Gaste ganz unheimlich wurde. Er stund auf und verlangte in befehlendem Tone, daß der Störefried aus dem Hause geschafft werde. Der brave Bursche aber erhob sich ganz kaltblütig; gab dem Hunde einen Wink. Und nun ging es los! Der Hund nahm mit einem grimmigen Gebell Stellung vor dem Fremden. Entsetzt floh dieser zur Türe hinaus und der Hund verfolgte ihn über Emd bis ins sog. Eschji. Hier konnte der Verfolgte sich in einen offenen Stalle retten und drei Tage lang soll der Hund ihn da gefangen gehalten haben.

Lange Jahre verstrichen und es wurde ein gefährlicher Bandit gefangen und zum Tode verurteilt. Bevor er den

Gang zum Galgen tat, bekannte er, daß bis heute sein Leben nie in Gefahr war, als in der Schüflu, wo ihn ein Hund fast zu Tode gehetzt habe. J. Schaller.

134. Das Weinfaß im Telli.

Telli wird das kleine Alpentälchen genannt, aus welchem der Törbjerbach herausfließt. — Daselbst werden im Sommer Schafe und Rinder gehütet. Wie nun einstmals zwei Bürschchen den Bach hinaufgingen, um nach den Schafen zu sehen, kamen sie zu einer Höhle. Wie alle Neugierigen gingen sie hinein und siehe! sie fanden so hoch in den Bergen ein Faß, das voll Wein war. Natürlich tranken die Bengel vom Weine und da er ihnen gut schmeckte, auch eins über den Durst, wie einst Noe. Als sie herauskamen, sahen sie am hellen Tage Sterne am Himmel und fanden sich gezwungen ein Schläfchen zu nehmen und die Schäfchen laufen zu lassen. So trieben's die Schlauberger eine Zeit lang ohne einem Menschen von ihrer Entdeckung ein Sterbenswörtchen zu sagen. Die Leute wußten nicht, warum die Hirten immer betrunken waren, bis sie es endlich selber sagten, denn, nachdem die fidelen Käuze das Faß ausgesoffen, fiel dasselbe zusammen und damit war auch ihre Herrlichkeit zu Ende. J. Lorenz.

135. Glück im Unglück.

Je Lähnu heißt eine Strecke der Straße von Visp-Stalden in den schroffen Felsen neben der neuen Brücke

(Zerbriggu). Hier war früher ein Geſpenſt, das ſehr gefürchtet war. Wie einſtmals ein angeſehener Bürger hier während der Nacht hinunterfiel und am Morgen tot aufgefunden wurde, ſo glaubte man allgemein, er ſei vom Bozen hinausgeſtoßen worden. Seither hütete ſich jedermann an dieſer Stelle während der Nacht vorbeizugehen.

Nach zwei Jahren erſchien der Mann einem Bekannten und ſagte ihm: „Mein Schutzengel hat mich ausgeſtoßen, denn ich habe gerade einen guten Gedanken gehabt in dieſem Augenblicke. Wäre ich nicht damals geſtorben, ſo wäre ich zwei Jahre ſpäter Zehnenrichter geworden und dann ewig verloren geweſen.“

So hat ſich dieſer in ſeinem zeitlichen Unglücke das ewige Glück erworben. J. Lorenz.

136. Kraft der Alten.

Es gibt unzählige Sagen, welche von außerordentlicher Körperkraft einzelner Menſchen aus der Vorzeit erzählen.

Auf der Furren bei Törbel hatten die Zimmerleute beim Bau einer hohen Scheune beraten, wie ſie den Firſtbaum hinaufbringen könnten. Weil ſie nicht gleich einig wurden, gingen ſie zum Abendeſſen, um dort die Sache reiflicher zu überlegen. Als die Arbeiter, nun im Plane einig, wieder erſchienen, ſiehe! da war die Firſt oben auf der Scheune. Ein hochgewachſener lediger Burſche hatte die Beratung angehört. Nun nahm er während ihrer Abweſenheit den Baum allein auf die Achſel und trug ihn hinauf an Ort und Stelle.

Von einer großen, ſtarken Frau von Törbel, Anna

Kalbermatten, wird erzählt, daß ſie einmal ihrem kleingewachſenen Manne auf der Matte geholfen habe, dürres Heu zuſammen zu rechen. Der Mann nahm eine für ihn etwas zu ſchwere Bürde auf den Kopf und hatte die Kraft nicht, dieſelbe über die Leiter hinauf in die Scheune zu bringen. Da ſchalt ſein Weib ihn einen Nichtsnutz, band ihn mit einem Strick auf die Bürde nieder und trug in einem Zuge Heu und Mann die Leiter hinauf in die Scheune.

Aus Zermatt wird erzählt, daß einmal drei Söhne einen Zimmerbaum daherzogen, den ſie nur mit größter Mühe vorwärts brachten. Der alte Vater, der ihnen vom Hauſe aus zuſah, ärgerte ſich darüber, ging auf ſeinen Stock geſtützt hin, jagte die Söhne von dem Baume und ſprach: „Ihr unnützen Buben habt das Brod umſonſt gegeſſen“ und zog allein den Baum.

Von Anton Furrer wird erzählt, er habe die Steinſäulen, auf denen das Portal der Kapelle in Winkelmatten ruht, getragen. Dieſe Säulen ſind auf dem Miſchiſand nahe am Gornerbache ausgehauen worden und der Träger mußte über ziemlich ſteile Felſen barfuß gehen, um ſichern Stand zu haben.

Stephan Heinzmann von Viſperterminen wurde einſt auf ſeiner Heimreiſe von Brig nach Viſperterminen von der Nacht überfallen. In den Rohrſtühen ſtellte ſich ihm ein Strolch entgegen mit den Worten: „Blut oder Geld!“ Der handfeſte Heinzmann packte ihn mit ſeiner Rechten ſo feſt, daß der Strolch willenlos folgen mußte. In Viſp ließ er ihn los, fand aber, daß ſeine Hände mit Blut überronnen waren, welches der Schelm unter ſeinen Nägeln hervorgeſchwitzt hatte. R. W. S. Nr. 51. 54.

157. Die Waldkapelle bei Visperterminen.

Ein sonst rechtschaffener und braver Mann wurde derart geisteskrank, daß er den traurigen Entschluß faßte, sich zu erhängen. Er nahm darum einen Strick und ging hoch in den Wald hinauf. Angekommen an einer Stelle, die ihm für sein schlimmes Vorhaben passend schien, durchlief es ihn eiskalt. Dessenungeachtet machte er sich an's Werk; doch wollte er vorher noch ein Vaterunser beten. Da gewahrte er auf dem untersten Aste eines nahen Lerchbaumes ein grünes Männlein, das ihm einen langen Strick hinreichte. Alsogleich erkannte er die ganze Bosheit und die schrecklichen Folgen seines unseligen Vorhabens, bereute ernstlich seinen Schritt und bat Gott um Verzeihung. Als auf gemachtes Kreuzzeichen der Böse verschwand, machte er das Gelübde, hier eine Kapelle zu erbauen. Sogleich wurde er vom Wahnsinn befreit. R. W. S. Nr. 33.

158. Der Chinbrückenbau.

Jeder Wanderer, der von Stalden nach dem Saasertal gehen will, muß die Brücke, die in kühnem Bogen die Zermattervispe überspannt, überschreiten. Wie viel Arbeit und Geld diese Brücke gekostet hat, sehen wir daraus, daß man, wie die Sage berichtet, Eier ins Pflaster (Mörtel) gemischt hat, was doch sehr kostspielig ist. Da wegen des wenigen Geldes, das man hatte, die Arbeiter mit andern Wertsachen bezahlt wurden, so ging man soweit, daß jeder Arbeiter am Abend entweder einen Batzen oder ein Fischel-

Korn nehmen konnte. Endlich gingen auch die Batzen und das Korn aus und man wäre gezwungen gewesen, die Arbeit einzustellen, wenn nicht ein Wahrsager gesagt hätte, in der sogenannten Blattmatte (etwa 5 Minuten unter dem Dorfe Törbel) lägen 10 Pfund nach altem Walliserwert auf einem Haufen. Sofort wurde nach denselben gesucht und als man die 10 Pfund gefunden hatte, konnte die Brücke fertig gebaut werden. J. Lorenz.

159. Die Mischabel.

In der Bergkette, welche die beiden Visptertäler von einander scheidet, zwischen dem Balfrin und der Monte Rosa liegt das gewaltige dreizackige Gebirge, die Mischabelhörner, deren höchste Spitze der Dom heißt. Einige wollen den Namen Mischabel herleiten von seiner Form und sagen, es komme von Mistgabel; andere sagen, es sei ein arabisches Wort und bedeute ganz was anderes. Die Spitze wurde nach der Sage zuerst von einem verwegenen Touristen bestiegen, der in Saas-Fee nebst seinem Proviant eine Garbe Stroh mitnahm, um auf der Spitze der Mischabel ein Freudenfeuer anzünden zu können.

Am dritten Tage sah man deutlich auf der Spitze der Mischabel ein Freudenfeuer — aber der mutige Bergsteiger kam nicht wieder zum Vorschein. R. W. S. Nr. 22.

Glücklicher als die Mischabel läßt die Sage das Fletschhorn bei Simpeln ersteigen. Dem kühnen Bergsteiger dieser nie betretenen Bergspitze wurde die Roßbodenalpe als Lohn versprochen. Man riet ihm an, einen Hund, einen Hahn und eine Katze als Begleiter mitzunehmen. Doch der Hahn erfror, der Hund stürzte von einem Felsen, die Katze fiel

in den Abgrund und das Haupt des Bergsteigers drohte vor Schwindel zu zerspringen. Er kehrte heim. Aber das Lachen und Spotten der Leute verdroß ihn. Er wagte noch einen Anlauf, versicherte aber zuvor sein Haupt vor dem Zerspringen durch einen starken Eisenring. So gelang er glücklich zu der Spitze und zum Besitze der schönen Alpe.

Seither (1901) ist der Kopf des Fletschhorns zersprungen und die Roßbodenalpe wieder zum Teil in dessen Besitz gelangt. R. W. S. Nr. 23.

140. Die sorglose Mutter.

Zu Brnnnen, einem Bergweiler am südlichen Ufer des Triftbaches im Tale Saas, wohnte laut der Sage in einem Hause eine Mutter allein mit ihrem kleinen Töchterlein. Die Mutter pflegte fast jeden Abend auszugehen, um sich bei Nachbarn lang in die Nacht hinaus in muntern Abendsitzen zu belustigen. Das Kind nahm sie nie mit; legte selbes zu Bett und schloß es im Hause ein. Die so verlassene Kleine klagte der Mutter oft, wie sie doch immer fortgehen, so lange ausbleiben und sie so mutterseelenallein lassen möge; es sei im Hause so unheimlich und es fürchte sich immer so sehr. — Das half nichts: die Abendsitze wurden nur desto länger. — Bald fing das Kind an, mit weinender Stimme zu bitten: „Mutter bleibe doch bei mir und laß mich nicht allein! es kommt ein böser Mann ins Haus, der will mich forttragen!“ Die Mutter hörte nicht. Folgenden Abends, als das arme Kind merkte, die Mutter wolle wieder fort, fing es bitterlich zu weinen an. „Mutter“, jammerte es, „wenn du doch nicht bleiben und mich so allein lassen willst, so gib mir doch Weihwasser und

ſegne mich, damit wenigſtens Gott und mein Schutzengel mich bewahren.“ Aber laut lachte die liebloſe Mutter und, ſich entfernend, ſchlug ſie die Türe hinter ſich zu. — Leider blieb die Strafe diesmal nicht aus; die unbarmherzige Mutter fand ihr Kind nicht mehr; das Haus war leer. — Nach langem Suchen fand ſie endlich im nahen Chin, das der Triftbach ſich gegraben, nur noch das leere Schühlein, welches das Kind am linken Fuße getragen.

R. W. S. Nr. 72.

141. Die unvorſichtige Mutter.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts führte Katharina Briggeler, Gattin des Johann Tamatter von Viſperterminen, ihre Kinder ſamt einer kleinen Viehheerde aus der Voralpe Hothen nach Oberſtalden herab. Ein kleines Töchterlein, Maria Katharina, konnte oder wollte im Theelwalde dem Zuge nicht ſchnell genug folgen. Darüber ungeduldig wollte die Mutter die Kleine ſchrecken und ſagte ihr: „Wenn du nicht ſchnell kommſt, ſo wird dich der ſchwarze Mann packen und fortführen.“ Das kleine Mädchen lief aber immer noch nicht nach, wie es die Mutter wünſchte; dieſe ſchrie darum in den Wald hinein: „Komm, ſchwarzer Mann, und hole das faule Kind!“

Als die Mutter bald darauf wieder umſchaute, was das Kind nun anfange, ſah ſie dasſelbe nirgends mehr. Glaubend, es ſei in die Voralpe zurückgelaufen, brachte ſie ſchnell die übrigen Kinder und das Vieh nach Hauſe und ging wieder hinauf, um ſelbes abzuholen. Aber das Töchterlein war nirgends zu finden. Jammernd trieb nun die troſtloſe Mutter Leute zuſammen, um das Kind aufzuſuchen —

aber umsonst. Am zweiten Tage fand man im Walde ein Schühlein, so das Mädchen getragen. Erst am dritten Tage abends fand es seine Patin, Katharina Heinzmann, tief im Walde zwischen zwei Felsen eingeklemmt. Das Kind erzählte nun, der schwarze Mann sei gekommen, dem die Mutter gerufen, und habe es an der Hand dahin geführt. Er habe kein Wort mit ihm gesprochen; aber ihm auch nichts zu Leide getan. Es hätte die Leute schon gestern und vorgestern gehört und gesehen, aber der schwarze Mann habe Wache bei ihm gehalten und es weder gehen noch schreien lassen. Erst als die Gotta gerufen, sei der Schwarze verschwunden, und es habe Antwort geben können.

Von der Zeit an fing das Mädchen an zu kränkeln und endete bald sein junges Leben. R. W. S. Nr. 73.

142. Die sorgende Mutter.

Was eine Mutter für ihr Kind wagen kann und oft großmütig einsetzt, erzählt folgende traurige Sage: Die Wiesen des Bergweilers Höllelen in St.-Niklaus grenzen gegen Nordost an tiefe und gefährliche Schluchten, die der Riedbach ausgegraben. In einer dieser Wiesen wollte eine Mutter Futter sammeln und nahm ihr Kind mit, weil sie selbes nicht allein zu Hause lassen durfte. Während nun die Mutter ihrer Arbeit oblag, spielte das Kind im Grase. Aber sieh'! in einem unbewachten Augenblicke glitschte das sorglose Kind aus und rutschte eine steile Halde hinab dem Abgrunde zu. Gar zu hastig eilte die sorgende Mutter nach, verlor das Gleichgewicht und stürzte selbst am 31. August 1771 in den Riedbach hinab. Der Knabe rettete sich an einem Baumstamme. — Der unglückliche

Vater, der seine liebe Gattin so traurig verloren, und mit dem armen Kinde trostlos zurückblieb, starb vor Gram noch im gleichen Jahre. R. W. S. Nr. 74.

143. Der Mordstein.

In der Stafelalpe des Saastales, in der Höhe, wo der Holzwuchs aufhört, liegt in einem mit fetter Weide begrasten Boden ein Stein. Er heißt der Mordstein. Diesen sonderbaren, scheinbar nicht gerechtfertigten Namen erklärt eine Sage.

Drei Hirtenkinder weideten in dieser futterreichen Gegend ihre nicht zahlreichen Herden. Zur Mittagsstunde, als diese, des beständigen Grasens müde, entweder im Schatten stehend mit neckenden Fliegen herumscharmützelten, oder auf weicher Erde liegend gemütlich das emsig gesammelte Futter wiederkauten, saßen auch die Kinder sorgenfrei nebeneinander im Grase. Jedes der Kinder hing seinen eigenen Gedanken nach und vertrieb die Zeit für sich allein. Zur Höhe eines gemeinschaftlichen Spieles brachten sie es eben nicht: sie schienen etwas verstimmt, daher ihr diplomatischer Verkehr kalt. — Auch Hirtenkinder haben ihre bismarkischen Staatsstreiche, die leicht durchkreuzt werden können.

Der erste Knabe lag auf dem Boden und grub mit dem Sackmesser kleine Löchlein in die Erde zum Seelenwägen. — Ein Loch in der Mitte bedeutet die Welt; hinauf führen Staffel erst ins Paradies dann zum Himmel; hinunter aber zum Fegfeuer und zur Hölle. Das Messer wird in die Luft geworfen, vertritt die Stelle des Würfels und zeigt, nach der Art wie es niederfällt, ob der Spieler eine Stufe aufwärts

oder abwärts ſteigen müſſe. Dieſes Spiel heißt Seelenwägen und wird von Kindern gern geſpielt; doch nicht unter den Augen der Mutter, die darüber losſchimpft, weil ein alter Pfarrer in der Chriſtenlehre geſagt habe, mit der Seele ſolle man nicht ſpielen.

Der zweite Knabe flickte was an ſeinem Schuhe herum, der ſchadhaft zu werden drohte, während das dritte Kind — ein Mädchen — ſich mit einer kleinen Strickerei beſchäftigte.

Zuerſt brach das Stillſchweigen der Schuhflicker. Müßig den Bergabhang hinaufgaffend ſagte er: „Aber wenn da oben der große Stein auf uns herabrollen würde, was wollten wir wohl anfangen?“ — Der Seelenwäger ſprach gleich: „Ich ſpringe in die Welt zurück; ich bin noch nicht im Fegfeuer.“ Der Fragende ſelbſt lachte und ſprach: „Dann ſchleife ich wieder in meinen Schuh“; aber das Mädchen meinte, es empfehle ſich dem Schutzengel. — Und der Stein fiel im gleichen Augenblicke, die Hirtenknaben für immer begrabend. — Nur das Mädchen entkam. —

Dieſe Geſchichte erzählen fromme Mütter oft ihren Kindern, die dann ergänzend hinzufügen, man ſehe noch jetzt unter dem Steine einen zerbrochenen Geiſelſtock und höre da weinen. Als man das mir zum erſten Male neben dem warmen Stubenofen daheim erzählte, ſah ich die Bruchſtücke des Stockes auch deutlich und hörte das Seufzen der erſchlagenen Kinder, ſpäter aber nicht mehr, da ich als Hirtenbube Gelegenheit hatte, in eigener Perſon genaue und unparteiiſche Nachſchau zu halten. R. W. S. Nr. 76.

144. Der gefundene Tote.

Man fand einst in Saas in einer Hütte von Almagel einen fremden Toten. Ohne Zweifel hatte er im Winter diese hohen und wilden Berge passiert, hatte sich, von Kälte und Strapazen erschöpft, in diese Hütte geschleppt und war dort entschlafen, um nimmer zu erwachen. Weil man aber nicht wußte, ob er ein Christ oder Heide gewesen, so hatte man ihn nicht fern von der Hütte im Sand vergraben. Leute, die nicht lange nachher da vorüber gingen, sahen, daß vom Toten eine Hand hervorguckte und hörten nicht weit davon ein Vögelein wunderschön singen. Man scharrte die Hand wieder unter die Erde; aber bald darauf schaute wieder ein Fuß vom Toten heraus. Auch dieser wurde wieder unter den Boden geschoben. So oft man da vorüberging, schaute von diesem fremden Toten bald ein Fuß, bald eine Hand aus dem Grabe hervor; vergebens bestrebte man sich, selbe mit Erde zu bedecken und immer hörte man in der Nähe ein Vögelein wunderschön singen. Da kam man auf den Gedanken, den Toten wieder auszugraben und ihn auf die Friedhofmauer der Pfarrkirche zu legen. Diese Mauer hatte die Eigenschaft, zu enträtseln, ob die auf den Bergen gefundenen, unbekannten Toten katholisch oder nichtkatholisch seien. Dies geschah auf folgende Art: War die Leiche, welche man auf die Mauer legte, während der Nacht auf einen Raum außerhalb des Gottesackers geworfen worden, so hielt man sie für nichtkatholisch; fand man sie aber am Morgen auf geweihtem Erdreiche, so nahm man an, der Verstorbene sei katholisch gewesen. Am Tage darauf fand man diese Leiche zur allgemeinen Freude fast mitten auf dem Friedhofe liegen Das war ein gutes Zeichen. T. W. S. Nr. 52.

145. Die Schlittenfahrt.

In der Gemeinde Eisten, früher zur Pfarrei Stalden gehörig, liegt der Bergweiler Schweiben hoch in schroffen Bergabhängen auf einem vorspringenden Felsengebirge, das fast ringsum schreckliche Abgründe abschließen. Die guten Leute hatten einen drei Stunden langen Weg zur Pfarrkirche nach Stalden, der besonders im Winter sehr mühsam und gefährlich ist. Dennoch unterließen sie den Kirchgang nur in der größten Not.

Als an einem schönen Wintertage bei solcher Gelegenheit nur halberwachsene Kinder zu Hause blieben, wollten sich einige derselben mit Schlittenfahren ergötzen. Die Eltern würden das an diesem so gefährlichen Orte nie zugegeben haben. Auch fanden die Kinder keine Schlitten, nahmen aber eine große Muolte (Holzbecken), setzten sich darin und vollzogen ihre beabsichtigte Fahrt. Das Ding ging anfangs sehr gut; aber bald ebnete die Muolte ihre Wege immer besser, fuhr immer schneller und gewann bald solche Kraft, daß sie über das Ziel hinausgetrieben, ihre unbesonnene, um Hülfe laut aufschreiende Ladung rettungslos in den schrecklichen Abgrund führte. Es starben da sieben Kinder, deren Leichname, in Stücke zerrissen, mühsam gesammelt und in einem Sarge zu Grabe getragen wurden. — Wer den Ort sieht, kann's glauben.

R. W. S Nr. 78.

146. Der erſte Meier in Kipfen.

Einſt fiel in den Kipfen zwiſchen Kalpetran und St. Niklaus ein Mann in die Viſpe und wurde von den ſchäumenden Wellen fortgetragen. Das ſah ein am Ufer arbeitender Holzhacker, ſprang nach, packte und zog ihn mit ſeinem Eiſenhacken wieder ans Land — freilich etwas unvorſichtig, denn der angeſetzte Hacken riß dem Geretteten ein Auge aus. Darüber beſchwerte ſich dieſer bei der Obrigkeit und belangte ſeinen Retter um Schadenerſatz für das ausgeriſſene Auge. Das war nun eine ziemlich verfängliche Rechtsfrage, bei der man einerſeits das Recht, anderſeits aber die Billigkeit nicht recht vereinbaren konnte. Mit ganz verzogenen Mienen und ſehr verſtörten Geſichtern nahmen die Rechtsgelehrten Ort und Stelle in Augenſchein. Ein zufällig anweſender Ziegenhirt bemerkte die Verlegenheit der wohlweiſen Herren und, nachdem er ſich über den Handel erkundigt, ſprach er lächelnd, da wiſſe er ſchon Beſcheid; der Kläger ſolle ſich an der gleichen Stelle wieder in's Waſſer werfen und weiter tragen laſſen; rette er ſich ohne Hülfe des Holzhackers, ſo müſſe dieſer ihm das Auge bezahlen; wenn nicht, ſo ſei es wohl gleich, ob er mit einem oder zwei Augen ſterbe. — Welch ein glücklicher Einfall! Die Richter atmeten wieder freier. — Zum Andenken an den merkwürdigen Rechtsfall wurde Kipfen zum Meiertum erhoben und der Hirtenbube ſeiner Weisheit wegen daſelbſt als erſter Meier eingeſetzt. R. W. S. Nr. 30.

147. Der zukünftige See in St. Niklaus.

Ein frommer Pater ſoll einſt, von Törbel aus das Tal betrachtend, ausgerufen haben: „O armes Tal! ein Bergſturz wird die Viſpe ſo aufſtauen, daß der Hahn auf dem Glockenturm in St. Niklaus Waſſer trinken wird!“ Die Erfüllung dieſer Prophezeiung wird kaum möglich geglaubt, auch wenn der ſchlüpfrige Kipferwald ſamt dem ſchönen Bergflecken Grächen ins Tal hinabrutſchen ſollte. — Das Erdbeben von 1855 hat zwar gezeigt, welchen Maßſtab der Bergrutſch annehmen könnte. Eine Erdſenkung von ungefähr anderhalb Schuh durchzieht den Wald ob Grächen und zeigt ringsum die Grenzen des ſinkenden Bodens. — Schreiber dieſes überſchritt den Erdriß an mehreren Stellen, wünſchte darum eben nicht, die großartige Schlittenfahrt in die Kipfen mitzumachen! Hoffentlich wird dieſer etwas loſe Bergkegel vor der neuen projektierten Fahrſtraße Reſpekt haben und der traurigen Prophezeiung des frommen Paters in Törbel noch lange ſpotten. R. W. S. Nr. 34.

148. Die Kirche in St. Niklaus.

Der hl. Biſchof Nikolaus hat ſeinen Namen der Gegend und dem Dorfe gegeben, wo er in einem ſchönen Gotteshauſe gegenwärtig verehrt wird: — vorher mag der Ort Gaſen (Chauſon) geheißen haben. Es iſt das der ſicherſte Beleg, daß die frommen Gläubigen aus der Umgegend häufig zu dieſem Heiligen wallten, in ſeinem Gotteshauſe ihre Andacht machten und Votivtafeln aufhingen, deren noch einige vorhanden ſind.

Der jetzigen Weltanschauung mag es seltsam scheinen, dem heiligen Nikolaus an einem ziemlich gefährlichen Orte eine Kirche aufzubauen. Diese steht unter einem zerklüfteten und sehr lockern Berghügel, Dorftoffen genannt, und im Bereiche eines großen und gefährlichen Lawinensturzes. — Dieser Zug, an gefährlichen und schauerlichen Stellen Bethäuser zu errichten, war bei den Alten vorherrschend: sei es, daß sich da des Menschen Gemüt besser vom Irdischen lostrennen und im Gebete leichter himmelwärts richten konnte, oder daß man da vom Himmel die Abwendung schwerer Unglücksfälle erflehen wollte. — Die Kirche in St. Niklaus wurde von der Lawine oft gefährdet und geschädigt, ja 1749 sogar bis auf den Turm und das Chor fortgerissen. Das geschah gerade, während der Sigrist am Morgen im Turm betenläutete. Er glaubte nur einen großen Windstoß gehört zu haben und erstaunte darum nicht wenig, aus dem Glockenturm statt in die Kirche unter freien Himmel herauszukommen.

Einst faßten die Leute den Entschluß, dem hl. Nikolaus die Kirche wieder aufzubauen im schönen und sichern Felde auf dem jenseitigen Vispenufer; aber jeden Morgen fanden sie die Bauinstrumente immer wieder unter dem gefährlichen Sparrenzuge. Eines Abends erzählten auch zwei Hirtenknaben, sie hätten im Dorftoffen zwei Kobolde — Berggeister — gesehen und gehört, wie sie miteinander den Anschlag machten, den Dorftoffen herunterzuwerfen und den Talgrund zu verschütten. Die Kobolde entwarfen den Plan, der eine solle unten die Stützen des Berges losgraben und der andere oben den Berg hinausstoßen. Beide machten sich gleich an die Arbeit. Aber es ging nicht und kein Hälmchen bückte sich. Der untere Kobold schalt erzürnt seinen Gehülfen oben einen Taugenichts. „O weh!“ heulte dieser

herab, „d's Glasi lat nit!“ Weil der hl. Nikolaus den Berg nicht herabstürzen ließ, bauten nun die Bewohner diesem Heiligen den Tempel freudig wieder an der alten Stelle.

R. W S. Nr 32.

149. Pater Schulzki.

Pater Schulzki stammte aus Deutschland. Seine Eltern waren gemischter Religion: der Vater protestantisch, die Mutter katholisch. So kam es, daß auch die Kinder in beiden Religionen erzogen werden sollten; nämlich die Töchter katholisch, die Söhne aber protestantisch: unsern Pater Schulzki sollte das letztere Los treffen.

Allein diese Religion behagte ihm nicht und er zog vor, da der Vater auf seiner Idee bestund, zum Wanderstab zu greifen. Noch im Winter verließ er das elterliche Haus, bekam von seiner gutkatholischen Mutter eine kleine Mitgift und so ging er unter Tränen in die Fremde. Gott und gute Leute fügten es, daß er gut und brav blieb und seine Sehnsucht, sich dem Priesterstande zu widmen, erfüllen konnte. Nach einem Jahrzehnte ward er Ordensgeistlicher und das damalige Rektorat Ergisch hatte das Glück, ihn als Rektor zu haben.

P. Schulzki war ein sehr eifriger und frommer Priester. Aeltere Leute der hiesigen Gemeinde haben ihn noch gekannt und erzählen mit Vorliebe, wie er so einfach und schlicht hiehergekommen sei — in einem Nastuch soll er seine Siebensachen mitgebracht haben — wie er so große Gewalt über den bösen Geist und außerordentliche Wissensgabe gehabt habe.

Einſt ging er mit ſeinem Knechte Chriſtian Hiſchier auf die Jagd. Als ſie auf das Ergiſchhorn kamen, ſagte der hochw. Rektor zum Knechte: „Chriſtian, laßt uns niederknien und ein Vaterunſer beten, es ſtirbt gerade einer in Ergiſch (ein gewiſſer Max), Gott ſei ihm gnädig.“ Am Abend hieß es, daß jener Mann wirklich um dieſe Zeit geſtorben ſei.

Auf eine Anfrage bezüglich des Loſes der Verſtorbenen ſagte er: „Von meinen Leuten, die ich während ſechs Jahren in Ergiſch begraben habe, weiß ich von allen wo ſie ſind, mit Ausnahme von zweien.“

Ja er wußte ſogar die Todesſtunde ſeiner Mutter, die in Deutſchland ſtarb, während der ehrwürdige Pater Rektor in Ergiſch war.

Er kannte auch eine außerordentliche Heilmethode für krankes Vieh. Wenn jemand etwa ein Rind oder Schaf krank hatte, ging er zum Rektor. Wo er Rat gab, da war auch ſichere Hilfe zu hoffen.

Einſt geſchah es, daß in Viſp eine große Heuſchreckenplage überhandnahm. Da ſoll ein Viſper Herr den Wunſch ausgedrückt haben, er wünſchte, daß alle Heuſchrecken ins Haus des Paters Schulzki verbannt würden, da könnte er wieder mal ſeine geiſtliche Gewalt anwenden, um ſie hinauszutreiben. So ſprach er ſpottend zu ſeinen Mitbürgern. Doch er ſollte für ſeinen Spott bitter beſtraft werden.[1] Am andern Morgen war ſein Haus voll Heuſchrecken, ſo daß er bittend zum hochw. Pater kam, er möchte ihn doch von dieſem ſchrecklichen Uebel befreien.

Der Pater kam und, nachdem er ihm eine ernſtliche Ermahnung gehalten, trieb er die Heuſchrecken wieder hinaus, indem er ſagte: „Geht ihr Geſpenſter!“ Da ſprang der Heuſchreckenſchwarm zum Fenſter hinaus in die Viſpe. Alle

Leute von Viſp, beſonders der geplagte Eigentümer jenes Hauſes dankten dem hochw. Pater für die große Wohltat der Errettung von der Heuſchreckenplage.

Als er ſpäter im Viſpertal Seelſorger war, kamen Leute traurigen Herzens zu ihm und ſagten, daß ein Jäger ſeit einigen Tagen verſchwunden ſei und man ihn nicht finden könne. Jener Mann, ein leidenſchaftlicher Jäger, entdeckte an einem Sonntag morgens, als es zur hl. Meſſe läutete, die Spur eines Wildes. Statt in die Kirche zu gehen, nahm er das Gewehr und ging auf die Jagd, kam aber, wie es manchem Sonntagsjäger ſchon ergangen iſt, nicht mehr zurück.

P. Schulzki gab den Leuten, die um Auskunft fragten, folgende Antwort: „Geht hinauf bis auf eine gewiſſe Anhöhe, dort werdet ihr ihn zwiſchen zwei Steinen finden und ſo wie er dort liegt, iſt er in der Hölle".

Man ging hin und fand den Jäger tot an demſelben Orte und in derſelben Stellung, wie es P. Schulzki vorausſagte.

Als aber ſpäter die Verwandten des verunglückten Jägers den Pater wegen ſeiner dreiſten Ausſage zur Rede ſtellen wollten und ihn beim Richter verklagten, berief er den Geiſt des Verſtorbenen und alle Anweſenden baten vor Furcht und Schrecken inſtändig, der ehrwürdige Pater möge den Geiſt wieder zum Fortgehen drängen, was P. Schulzki auch tat. G. Obriſt.

150. Der Verbrecher.

Unter dem Pfarrer Joſ. Peter Imboden († 1764) wurde zu St. Niklaus ein erſt 24jähriger Jüngling wegen wiederholten Diebſtahls hingerichtet. Noch berichten die Leute von ſeiner Rieſenſtärke. Er ſoll 4 Zentner Salz auf einmal getragen haben. Keiner im ganzen Viſpertal kam ihm an Stärke gleich. Er war aber ein ſehr unglücklicher Menſch. Als Knabe diente er ſeinem Taufpaten Pfarrer Imboden zur Meſſe und nahm Kleinigkeiten vom Opfergelde, das auf dem Altar niedergelegt wurde. Leider verwies es ihm der Pfarrer, obwohl er davon wußte, nicht. Der Junge, frecher geworden, ſtahl mehr und mehr, machte Einbrüche, bis er richterlich geſtraft wurde. Jetzt ergriff ihn bittere Reue. Um zu büßen, pilgerte er zu Fuß nach Rom. Hier beichtete er reumütig ſeine Diebſtähle und erhielt zur Buße, daß er bei der erſten Wiederholung eines Diebſtahles freiwillig den Richtern ſich ſtelle. Zu Fuß kehrte er von Rom zurück. Obgleich er in Italien leicht Gelegenheit zum Stehlen gefunden hätte, überwand er dennoch ſeine Leidenſchaft. Kaum aber erblickte er von Ferne den ſchlanken Kirchturm von St. Niklaus, als er ſich entſchloß, einen Einbruch zu tun und er tat ihn. Eingedenk ſeines zu Rom gegebenen Verſprechens ſtellte er ſich freiwillig dem Gerichte. Wie ein Lamm ließ er ſich feſſeln, den ſechs Richtern erklärend, daß er, obgleich er ſie alle ſechſe nicht fürchte, keinen Widerſtand leiſten werde. Den zum Tode Verurteilten begleitete ſein Pate Pfarrer Imboden zur Richtſtätte. Nach Vollzug des Todesurteils klagte ſich der Pfarrer untern bittern Tränen vor dem zahlreichen Volke an, daß er vielleicht an dem Un-

glücke des Jünglings Schuld trage, weil er ihn bei den kleinen Kirchendiebstählen nicht bestraft habe.

P. Joller.

151. Ein Urteilsspruch von Oben.

Die zwei etwas oberhalb St. Niklaus auf dem rechten Vispenufer gelegenen Weiler Biffig und Aufderfluh sollen einmal, wie die Sage erzählt, einen traurigen Prozeß unter sich geführt haben. Die Liegenschaften und Häuser beider Weiler sind durch eine tiefe, wildromantische Schlucht von einander getrennt, an deren oberm Ausgang ein kleines, herrliches Bächlein entspringt. Dieses Bächlein wurde zum Stein des Anstoßes, denn beide Weiler beanspruchten das Wasser als ihr Eigentum. Man entzog einander das Wasser und kamen einmal die Gegner bei der Anfassung des Brunnens zusammen, so gabs gewöhnlich eine regelrechte Balgerei, der gewöhnlich noch ein Nachgefecht mit Worten folgte. Wie feindliche Geschosse flogen dann die Worte von einem Ufer der Schlucht zum andern und was mit Worten nicht gesagt werden konnte, wurde mit Gebärden ausgedrückt, worin die Frauen den ersten Rang eingenommen haben sollen. Natürlich kam es zum Prozeß. Der ganze Zwist wurde für die Advokaten und Richter zur ergiebigen Milchkuh, weshalb sie natürlich auch trefflich genährt wurde. Die Feindseligkeiten mehrten sich und wurden nachgerade zum allgemeinen Aergernis; Hoffnung auf ein Ende des Prozesses war keine vorhanden. Da griff eine höhere Macht ein.

Als wieder einmal ein allgemeiner Dorfstreit losbrach, stürzte ein gewaltiges Gewitter auf die Gegend herein. Der

Donner rollte, die Blitze zuckten und beleuchteten grell die widerhallenden Felsen, von denen zentnerschwere Felsblöcke in die Tiefe polterten. Bis auf die Haut durchnäßt und vor Schrecken zähneklappernd trennen sich die Streitenden und eilen ihren Wohnungen zu. Die Erde bebt und wankt, daß die Häuser erzittern, die Fensterscheiben klirren, die Küchengeräte stürzen wankend von ihren Gestellen zu Boden. Wenn wieder einmal der grelle Blitz draußen die nächtliche Finsternis taghell erleuchtend neben den Fenstern züngelnd vorbeizuckt, schreit alles laut auf: „Jesus, Maria und Joseph, seid uns gnädig!“ Leichenblaß vor Entsetzen fallen die Familienangehörigen auf die Knie und bitten Gott um Gnade und Barmherzigkeit. Nie soll in diesen Weilern aufrichtiger und flehentlicher gebetet worden sein: „Vergieb uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldnern,“ als an diesem Tage und Gott erbarmte sich ihrer. Das Gewitter verzog sich, es wurde hell. Niemand hatte Schaden genommen und alles war beim alten; nur die melke Kuh der Advokaten war tot. Das Erdbeben hatte nämlich das Bächlein im Innern der Erde in zwei gleiche Arme geteilt, von denen der eine auf der linken und der andere auf der rechten Seite der Grenze entsprang, wie es heute noch zu sehen ist. Natürlich hörte von diesem Tage an, an welchem Gott selbst so deutlich seinen Urteilsspruch kundgetan, jede Uneinigkeit und Feindschaft auf.

Al. Andenmatten.

152. Bestrafter Uebermut.

Wie heutzutage, so gab es auch früher übermütige Nachtbuben, die mehr an böse Streiche als an ihre Pflich-

ten dachten. Ein ſolcher Burſche beſchloß einmal des Nachts zwei Mädchen zu erſchrecken, welche den Sommer über auf der Melchfluh, einer kleinen Privatalpe von Randa das Vieh verpflegten. Er zog ein langes, weißes Hemd an und ging als Toter verkleidet bis vor die Hüttentüre und begann durch nächtlichen Spuck die erſchreckten Mädchen zu ängſtigen. Mit unheimlich brummender Stimme ging er um die Hütte herum und polterte ſo ſtark an die Wände, daß die Hütte erbebte. Freilich erſchraken die furchſamen Töchterchen und hielten einander umfangen und baten in ihrer Angſt laut die Mutter Gottes um Hilfe; der Nachtbube aber ſollte noch mehr erſchrecken.

Als er ſich nämlich umblickte, ſtürzte ein hohes, dreibeiniges Roß mit einem großen, glühenden Auge auf der Stirne, vom Hohlicht her auf ihn zu. Schnell pochte er an die Türe und bat um Einlaß, aber die Mädchen wagten nicht zu öffnen, obwohl ſie den Burſchen an der Stimme erkannten, denn ſie fürchteten den Nachtbuben ſowohl als den Bozen. Das Pferd kam immer näher und ſein Schnauben wurde ſo ſtark, daß der Geängſtigte meinte, er müſſe ſamt der Hütte fortgeblaſen werden. In dieſer Todesangſt ſchlug er mit aller Gewalt die Hüttentüre ein und hatte kaum noch Zeit ſich mit Weihwaſſer zu bekreuzen, als das Roß auch ſchon auf der Türſchwelle erſchien und ihm zurief: „Heute biſt du mir entgangen, weil du noch Zeit hatteſt mit Weihwaſſer das Kreuzzeichen zu machen. Ein zweites Mal wirſt du aber der verdienten Strafe für deinen nächtlichen Unfug nicht mehr entgehen!“ Hierauf verſchwand das Roß und der Burſche ſoll ſich von da an bekehrt haben. Al. Andenmatten.

153. Eine sakrilegische Taufe.

Auf halbem Wege zwischen dem Dorfe Wildi und den Schallenäckern, am Schallberg, steht ein kleines Kapellchen. Hier sollen vor alten Zeiten zwei halberwachsene Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die Schafe gehütet haben. In der freien Zeit seien sie auf die Idee gefallen, ein Lamm zu taufen, um zu sehen, ob sie noch taufen könnten, wie der Pfarrer sie für die Notfälle es gelehrt hatte. Während das Mädchen Patenstelle versah, soll dann der Knabe auch wirklich ein junges Lamm getauft haben. Von diesem Tage an, so erzählt die Sage, soll es hier nicht mehr geheuer gewesen sein. Der Geisterunfug soll so stark gewesen sein, daß die Wildner kaum bei hellem Tage sich da vorbei wagten. Der Geist hatte die Gestalt eines kohlschwarzen Schafes, welches erst dann für immer verschwand, als der frevelhafte Knabe, zum Manne herangewachsen, zur Sühne für diese sakrilegische Taufe, ein kleines Kapellchen daselbst errichtet hatte. Al. Andenmatten.

154. Das vollzogene Todesurteil.

Ein Mann in Täsch, zer Metjen, Peter Joseph Schallbetter mit Namen, der 1752 heiratete und 1754 eine Tochter zeugte, wurde angeklagt, er habe über das Wetter und die Obrigkeit geflucht. Ein erschwerender Umstand war allerdings, daß er reich war und viele Kühe im Stalle hatte. Er wurde des Schwörens wegen zum Tode verurteilt. Es mußte ihm jedoch eine Gnadenfrist eingeräumt werden, weil er sich an den Bischof von Sitten, Präfekten

des Wallis, wandte. Der edle Oberhirt begnadigte ihn. Das konnten die Richter vorausſehen, war ihnen aber wegen der reichen Erbſchaft nicht gelegen; darum beſtellten ſie im verborgenen Leute, die den Boten im Kipferwalde, wenn nötig, bis auf anberaumte Zeit aufhalten ſollten, und verordneten die Hinrichtung des Verurteilten genau auf die Minuten, die laut Geſetz mußten eingehalten werden. Als der Bote in möglichſter Eile ankam, ſah er ſchon von ferne den Richtplatz voll Menſchen. Er fürchtete zu ſpät zu kommen, ſchwang darum ein weißes Sacktuch hoch in die Luft und ſchrie ſo laut er vermochte: „Gnade! Gnade!“ Aber es war zu ſpät! Schallbetters Haupt lag eben in den letzten Zuckungen auf dem Boden als die Gnadenbotſchaft zur Richtſtätte gelangte.

Die Richtſtätte war auf der Nordſeite des Dorfes St. Niklaus, zwiſchen Gerſtern und dem Eſch an der Talſtraße gelegen. Es blieb unter dem Volke die Sage, das abgeſchnittene Haupt des Hingerichteten habe ſich auf dem Richtplatze nicht begraben laſſen, ſondern ſei ſtets auf dem Gottesacker in St. Niklaus gefunden worden. Auch ſoll derſelbe einem Freunde erſchienen ſein und tröſtend geſagt haben: „Der dritte Richter iſt der gnädigſte geweſen!“

R. W. S. Nr. 71.

155. Die Mutter Gottes am Felſen.

Unterhalb der Rätifluh dem Dorfe Randa gegenüber ſtund am Wege ein kleines, ſteinernes Mutter-Gottes-Bild. Als einmal jemand dort betete und nicht augenblicklich Erhörung fand, wurde er unwillig und bewarf das Bild mit

Kot. Das Bild fing an zu weinen. Er bewarf es noch einmal. Da hob sich das Bild hoch hinauf in die Felsenwand, so daß kein Mensch mehr dahingelangen konnte. Die Talleute verdroß das sehr; denn sie hatten das Bild lieb gehabt und hätten's gerne wieder herunter haben mögen. Aber der Felsen war zu steil und keiner vermochte daran emporzuklimmen und eine Leiter, die zu solcher Höhe reichte, gab's nicht. Da beschlossen die Leute von Randa einen Bittgang auf die Höhe des Felsen zu veranstalten.

Grad über dem Felsen wurde an starken Seilen ein Mann heruntergelassen. Schon war der Mann nahe dem Bilde, als er sah, wie das Seil immer dünner wurde, so dünn wie ein Bindfaden. In dieser Angst, er müsse in den Abgrund fallen, schrie er: „Ziehet auf!" Die andern hörten aber nicht darauf und ließen ihn immer noch weiter hinab. Jetzt war er beim Bilde, jetzt hätte er es erfassen können, da war aber das Seil so dünn geworden wie ein Haar und er schrie nochmals: „Um Gottes Willen zieht auf, sonst bin ich verloren!" Da zogen die Männer ihn hinauf und je weiter er aufwärts kam, desto dicker und stärker wurde der Strick. Heute ist das Bild an der Wand freilich nicht mehr zu sehen, aber die Sage lebt noch fort im Volksmunde. Al. Andenmatten.

Vergl. T. W. S. Nr. 70.

156. Das goldene Zeitalter in Zermatt.

Wie ein schönes Märchen klingt die Sage von einer längst entschwundenen goldenen Zeit. Damals sah es in Zermatt und Umgebung ganz anders aus als heutzutage. Keine rauhe Gletscherluft wehte durch das Tal und des

Südens goldene Früchte reiften hier in Menge. Das Dörflein Zmutt ſtund im Schatten reicher Obſt- beſonders Nuß- und Kaſtanienbäume. Weiter hinten im Tale lag das Dorf Tiefenmatten. Jetzt liegt darüber ein gewaltiger Gletſcher der Tiefenmattengletſcher. Matterhorn und Dent blanche bilden gleichſam die Leichenſteine des untergegangenen Dorfes. Vom Zmuttal führte eine gepflaſterte Straße über den Col d'Ering nach Evolena und Sitten. Ueber dieſen Paß hinüber gingen die Zermatter oft bis nach Sitten zur Meſſe. Selbſt eine Prozeſſion nach der Landeshauptſtadt fand jährlich auf dieſem Wege ſtatt. Unter dem Hörnli bei der Eiſelbahn ſieht man noch jetzt Spuren dieſer Straße. Auf der ſchönen Ebene, wo ſich heute der Theodulgletſcher ausdehnt, ſtand in vordenklicher Zeit eine prächtige Stadt. Als der ewige Jude auf ſeiner Wanderung dort zum erſten Male vorbeikam, wollte ihn niemand aufnehmen. Sein Fluch hatte die Vergletſcherung der Stadt zur Folge. Oft ſieht man in mondhellen Nächten die Seelen der untergegangenen Bewohner wie weiße Nebel über den Gletſcher hinſchweben.

Mancher Wanderer iſt von ihnen ſchon irregeführt worden, ſo daß er auf den weiten Eisfeldern ſein Grab fand. Am Fuße des Gletſchers aber entdeckt man in heißen Sommern, wenn der Schnee ſtark weggeſchmolzen iſt, ganze menſchliche Gebeine, welche der Gletſcher ausgeworfen hat.

Das Tal des Gornergletſchers und die Gegend um die Monte Roſa herum war in jener fabelhaften Zeit ganz mit reichen Waldungen bewachſen. Gemſen und Steinböcke waren darin oft in Herden von 1000 Stücken anzutreffen. Es zog eine gangbare Straße vom Theodul her dort vorbei und führte bis nach Findeln. Die Saumpferde, die

von Augſttal kamen, verliefen ſich oft in jenen Waldungen, ſo daß die Säumer ſie oft ſtundenlang nicht mehr zurückfanden. In Findeln in den Rüben reifte der köſtlichſte Wein. Es ſoll noch nicht lange her ſein, daß man daſelbſt Weinſtöcke aus der Erde grub. Auch Nußbäume ſtunden in jenem Tal. Man will in Findeln noch jetzt eine Tiſchplatte zeigen, welche angeblich von einem dortigen Nußbaume ſtammt. Ueber den Schweifern dehnte ſich eine grasreiche Alpe aus, welche über 100 Kühen reiche Nahrung bot. Die Sennerin, welche dort wirtſchaftete, war im Herbſte ſo fett, daß man ſie auf einem Schlitten zu Tale ſchaffen mußte.

Th. Lehner.

157. Aroleid.

Unter der Arofluh im Zmuttale wohnte eine Familie mit zahlreichen Kindern. Sonntags gingen Vater und Mutter nach Zermatt in die Kirche und ließen unterdeſſen die Kinder allein. Dieſe ſprangen dann in den umliegenden Wieſen umher. Da geſchah es, daß Aro — ſo werden die Adler noch heute in Zermatt genannt — plötzlich hinunter auf eines der Kinder ſchoß, dasſelbe bei den Kleidern packte und davontrug. Der kleine Moritzle aber zappelte ſo gewaltig und ſchrie ſo entſetzlich, daß der Aro es für ratſamer hielt, ſeinen Raub auf der andern Seite des Zmuttbaches niederzulegen. Der Ort, wo dies geſchah trägt bis heute den Namen Aroleid; denn Aro heißt Adler und leid heißt legte. Alſo der Adler legte den Moritzle dort nieder. Man behauptet, daß Moritzle ſpäter ein tüchtiger Jäger geworden ſei und manchem Aro den Garaus gemacht habe.

Th. Lehner.

Nach Tscheinen (W. S. Nr. 24) lautet dieselbe Sage, daß eine Mutter ihren Säugling in das Gras niederlegte, um dem Vieh nachzulaufen, das sich zu weit entfernt hatte, daß dann während ihrer Abwesenheit das Kind vom Ari geraubt und davongetragen wurde — auf Nimmerwiedersehen. Aro heißt darum Ari und leid Leidwesen.

158. Das Untier auf dem Arlberg im Zmuttal (Zermatt).

Etwa eine halbe Stunde nördlich von Schönbiel im Zmuttal liegt der Berg Arbe, welcher einer Menge Schafe hinreichende Weide zu geben imstande ist. Vor vielen Jahren, so wird erzählt, ertönte auf einmal der Ruf, der Bär sei eingebrochen und hause unter den Schafen gar arg. In aller Eile liefen die Leute hin. Die Schafe taten ganz wild, obschon noch keines gemordet angetroffen wurde. Doch hatte die Sache vollen Ernst; ein grimmiger Bär, vor Hunger gähnend und brüllend, kam heran und warf seine zerfleischenden Tatzen bald rechts, bald links, um etwa eine Beute zu erhaschen. Die mit Knütteln, Stöcken und allerhand Waffen ausgerüsteten Leute hatten so was noch nie gesehen. Da ergriff ein Bauer ein kränkelndes Schäfchen und warf es dem Bären mit den Worten dar: „Friß das, ich schenke es dir, aber laß uns die übrigen in Ruhe.“ Und der Bär faßte das dargeworfene Schäfchen mit dem Rachen auf, trug es eiligst davon und kam nicht mehr zum Vorschein.

Einige Jahre später ging der Bauer, welcher den Bären beschenkt hatte, nach Sitten auf einen Jahresmarkt. Da bewillkommte ihn ein unbekannter, gutgekleideter Mann sehr

freundlich und lud ihn zum Mittageſſen ein. Der Zermatter entſchuldigte ſich, er müſſe ſich in ſeiner Perſon irren: er habe ihn nie geſehen, nicht gekannt und könne mit ihm nicht Geſchäfte haben. Weil aber der Fremde darauf beſtand, ſo ließ ſich auch unſer Talbewohner die köſtlichen Weine und die duftenden Braten wohl ſchmecken, griff wacker zu und wollte ſich dann dankend verabſchieden. Der Gaſtgeber aber erhob ſich und ſprach: „Warten Sie, mein Freund! ich habe Ihnen noch großen Dank abzuſtatten. Vor Jahren war ich ſo boshaft, daß ich die Geſtalt eines Tieres annahm, um die Menſchen zu ſtören und zu beſchädigen. Auf einem ſolchen Zuge haben Sie mir ein Schäfchen geſchenkt: das tat mir ſo wohl und ging mir ſo zu Herzen, daß ich mich bekehrte, niemanden mehr beläſtigte und nun ein wohlhabender, glücklicher Menſch geworden bin. — Das habe ich Ihrer Großmut zu verdanken.“

R. W. S. Nr. 98.

159. D's Moriſch Loch.

In Zermatt auf Riſel in der Nähe des Riſelhorns iſt eine ziemlich geräumige Höhle mit einem ſchmalen Eingang. Dort hauste einſt ein Schafhirt. Er war durch das beſtändige Schafhüten ſo menſchenſcheu geworden, daß er völlig verwilderte und die tägliche Nahrung nur abnahm, wenn man dieſelbe irgendwo hinſtellte und ſich vor ihm nicht ſehen ließ, denn ſobald er einen Menſchen erblickte, nahm er die Flucht und verbarg ſich in den Gebirgen. Nach und nach kam er gar nicht mehr zum Vorſchein, trieb ſich immer in der Wildnis unter den Viehherden herum und ſtillte ſeinen Hunger mit geraubten Schafen. Da die

Leute den Schafdieb nicht mehr dulden wollten, ſuchten ſie ihn einzufangen. Sobald er aber merkte, daß man ihm nachſtellte, flüchtete er ſich immer wieder auf das Rifelhorn, zu dem nur ein einziger, gefährlicher Zugang führte, den er aber ſtets mit ſolcher Verwegenheit behauptete und von wo aus er die Heranſtürmenden mit einem ſo dichten Steinhagel empfing, daß dieſe ſeine Schanzen zu erobern aufgaben. Man wußte ihn auf keine andere Art unſchädlich zu machen als daß man auf ihn mit Feuergewehren wie auf Gemſen Jagd machte, worauf er dann eines Tages von einem Jäger ab dem Rifelhorn abgeſchoſſen wurde.

T. W S. Nr. 53.

160. Das Wunder.

Es war in Zeiten großer Not und Teuerung, als 25 Zermatter in dem Felſen ob der Kalbermatte hinten im Zmuttal Faxen ſammelten. Als jeder mit vieler Mühe und Gefahr ein Tuch voll zuſammen hatte, trugen ſie es an den Zmuttweg. Hier ruhten ſie ein wenig aus. Da ſtand einer von ihnen auf und ſagte: „Ich will euch ein Wunder zeigen.“ Voll Erwartung ſchauten ihm alle nach, als er auf die Wegmauer zuſchritt, einige Steine weghob und ein halbes Roggenbrod zum Vorſchein brachte. Aber noch mehr erſtaunten die Männer, als der gutherzige Mann ihnen ſagte, er wolle jedem ein Stücklein davon geben. Auf den Knieen nahmen ſie die ſeltene Gabe entgegen und küßten dem Manne dankbar die Hand, denn ſeit langem hatten ſie kein Brod mehr geſehen, geſchweige denn gegeſſen.

J. Caſetti.

161. Der Traum eines Zermatters.

Dem Franz Biner träumte vor etlichen Jahren, seine Mutter selig sei an sein Bett gekommen und habe ihm gesagt, er solle am folgenden Tage für sie einem durstigen Menschen zu trinken geben; sie wolle dann ihm im spätern Leben auf einem hohen Berge Hülfe leisten. Am Tage darauf kommt richtig ein sehr durstiger Mann, Peter Anton Biner, ganz im Schweiß; diesem gab er zu trinken, worauf derselbe manches Vergeltsgott sagte. Allein, wo mochte wohl der hohe Berg sein, dachte er oft, denn diesen Traum hatte er schon vor mehreren Jahren gehabt. Franz Biner machte seit einigen Jahren den Führer. Er wollte im letzten Jahre mit einigen Engländern die Monte Rosa besteigen. Es trat Föhnwetter ein und der Schnee wurde erweicht; dem Führer war, als wenn ihm jemand sagte, sie sollen nicht weiter gehen. Der vor einigen Jahren gehabte Traum trat lebendig in sein Gedächtnis. Er schilderte den Reisenden die Gefahr, man kehrte um und kaum waren sie aus der gefährlichen Stelle, so stürzte eine Lawine gegen jene Richtung hinunter, wo sie, wenn sie nicht umgekehrt wären, von derselben erreicht und über einen hohen Felsen geworfen worden wären; denn mit entsetzlichem Krachen donnerte die Lawine über diesen Felsen in den Abgrund hinunter. Jeder aus ihnen erkannte mit klopfendem Herzen die gütig rettende Hand Gottes aus dieser nahen Gefahr. T. W. S. Nr. 49.

162. Die Kapelle von Schwarzsee in Zermatt.

Einmal kamen zwei Zermatter mit schweren Bürden beladen von Aosta her. Auf dem Theodulpaß überraschte sie dichter Nebel mit Wind, von Regen und Schneegestöber begleitet. Die kühnen Wanderer verloren den Pfad, wußten nicht mehr wo an und wo aus und gingen einem unvermeidlichen Tode in dieser entsetzlichen Oede entgegen. In dieser verzweifelten Lage nahmen sie ihre Zuflucht zur Fürbitte der Mutter Gottes, an welche sie ein Standbild derselben bei Schwarzsee so oft erinnert hatte. Sie gelobten zugleich, im Falle der Rettung daselbst eine Kapelle zu Ehren der Himmelskönigin zu erbauen. Nach diesem Versprechen schritten sie abermals voran und siehe! der geheimnisvolle Meeresstern Maria leuchtete ihnen auf der gefährlichen Bahn und geleitete sie gerade zu dem Bildständchen, von wo aus sie den Pfad kannten, der nach dem noch 5 Stunden entfernten Zermatt führte. So ist die Kapelle von Schwarzsee entstanden.

Vgl. Burgener Wallfahrtsorte der Schweiz II. Bd. S. 218.

165. Das Bethäuschen im Baltschiedertal.

Zwei Männer von Außerberg gingen im Spätherbst nach dem Baltschiedertal, um verlorene Schafe zu suchen. Sie kamen auf den Gletscher, der ganz tief ins Tal hinunterragt. Es kam die Rede auf die armen Seelen, die

im Gletscher büßen müßten und sie spotteten darüber. Plötzlich von Nacht und Finsternis überfallen, war es ihnen nicht möglich, vom Gletscher wegzukommen. In dieser Not versprachen sie, in der Nähe der Mutter Gottes ein Bildhäuschen zu erbauen. So entstand die Kapelle im Baltschiedertal. Fr. Lagger.

164. Die Kapelle an den Wandflühen.

An den steilen Felsenwänden unterhalb Birchen wurde oft von Raron aus an den Vorabenden der Marienfeste ein Lichtlein gesehen. Einst litt ein Mann von Raron an heftigen Zahnschmerzen. Der Schmerz trieb ihn während der Nacht ins Freie hinaus und er sah auf der Wandfluh das bekannte Lichtlein flimmern. Sogleich machte er das Versprechen, daselbst zu Ehren der schmerzensreichen Mutter ein Bildstöcklein zu errichten. Er fand Erhörung, hielt sein Versprechen und errichtete das noch jetzt bestehende Bildstöcklein, welches später durch die geräumige Wallfahrtskapelle eine schöne Umrahmung erhielt.

Vgl. Burgener Wallfahrtsorte der Schweiz II. Bd. S. 235.

165. Die verlorene Brunnquelle.

Auf den wasserarmen, sonnigen Bergabhängen zwischen den Alpen Leiggern und Raaft, Gebiet Außerberg, hört man's an einer gewissen Stelle im Berginnern rauschen und tosen, wie wenn unterirdisch ein großer Wasserkanal vorbeiführte. Die Volkssage erklärt diese Erscheinung auf folgende

Weiſe: Einſt erfreuten ſich die Geteilen der obgenannten Alpen des Beſitztums einer gemeinſamen reichen Quelle, deren Waſſer zu gleichen Teilen nach dieſen Alpen geführt wurde. Nicht immer ſollte es ſchiedlich und friedlich ſo fort gehen.

In einem beſonders heißen Sommer gerieten die zwei Vögte oder Hüter der Alpen betreffs der Waſſerleitung manchmal hart aneinander. Einſtmals, als ſie ſich wieder auf der Waſſerſcheide trafen, kam es von Wortſtreit zu Tätlichkeiten und ſie ſpalteten ſich mit den Waſſerbeilen gleichzeitig geführten Streiches gegenſeitig den Schädel. Von der Stunde an ſoll das Waſſer im Innern des Berges verſchwunden ſein. R. v. Roten.

166. Der Heidenbiel.

Gegenüber dem Rotigo Haus zwiſchen Raron und St. German erhebt ſich ein hoher ziemlich ausgedehnter mit einer Humusſchicht bedeckter Kalkfelſen, der recht romantiſch ausſehende Hügel und Vertiefungen bildet und nebſt einigen Kornäckern und Weideflächen hie und da Spuren von einſtigen Gebäuden aufweiſt. Dieſer Hügel ſelbſt heißt ſeit unvordenklichen Zeiten der Heidenbiel und die Ueberlieferung meldet, es ſei in vorchriſtlicher Zeit auf ſeinem Scheitel ein Götzentempel geſtanden und das Gelände ringsum ſei eine heidniſche Anſiedlung geweſen. Ergeht man ſich auf den ſonnigen Hängen des Heidenbiels, ſo findet man nicht ſelten von der Zeit und Witterung gebleichte und verkalkte Knochen und Splitter, von denen das Volk ſagt, es ſeien die Ueberreſte der Opfertiere aus jener Heidenzeit und welche auch mehrmals ſchon die Aufmerk-

samkeit der Forscher erregt haben. Wie es auch sein mag, die interessanten Gräberfunde im Jahre 1872 geben der Volkssage von einer heidnischen Ansiedlung in dieser Gegend nicht unrecht. Es war ein Teil eines vorchristlichen Totenfeldes, ein Complex von etwa 20—30 Steingräbern, was damals zum Vorschein kam. Neben den in sitzender Lage nach Osten schauenden Gerippen fanden sich kleine mit Reliefverzierungen versehene Tonkrüglein, Arm-, Hals- und Fußspangen, Wurfpfeile und Stücke von Schwertern. (Die Fundstücke sind im archeol. Museum zu Genf.)

Selbstverständlich kann es in dieser Gegend nicht geheuer sein. Oftmals will man bei nächtlichen Gängen von Raron nach St. German oder umgekehrt hier Ungeheuer und Schreckensgespenster bald in Gestalt eines riesigen Hundes, bald eines schwarzen Widders oder Ziegenbockes mit glühenden Augen und flammender Zunge gesehen haben. Was oder daß daran, wie man zu sagen pflegt, in der Tat wahres und glaubhaftes ist, beweist ja der Umstand, daß mehrmals sogar solche, die sich vorher tüchtig Mut angetrunken hatten, angehalten oder unter den Weg geschmissen worden sind.

Am südlichen Fuße des Heidenbiels befindet sich eine Höhle, die mehrere Klafter weit in das Innere des Kalkhügels führt. Tiefer drinnen aber verengt sich diese Höhle so sehr, daß sie nur mehr für 4—5-jährige Kinder passierbar bleibt. Ein scharfer Hauch aus dem Innern bläst überdies jedes Licht aus. Wie schade! Denn mitten im Hügel soll sich die Höhle zu einer gewaltigen Halle erweitern, in welcher in drei gewaltigen Bottichen Gold- und Silbermünzen, Ketten, Spangen, Ringe und Gefäße aus der Heidenzeit in Hülle und Fülle zu haben wären. Aber eine schrecklich große Kröte hält mit aufgesperrtem Maul

Wache bei diesen Schätzen; ihr Fauchen soll den scharfen Luftzug, der dem Eindringling das Licht ausbläst, verursachen. Wer Lust empfindet, den Heidenschatz zu haben, der soll darauf gefaßt sein, der Kröte dreimal das Maul zu küssen. R. v. Roten.

167. Der Herr im Rotigo Blatt.

Geht man von Raron nach St. German, so erblickt man ungefähr halbwegs und links über der Straße ein kleines steinernes und uraltes Haus, dessen Vordergiebel, wie fast alle herrschaftlichen Bauten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, die unser Land aufweist, mit Créneaux, d. h. mit treppartigem Dachfries gekrönt ist. Dieser altertümliche Bau wird vom Volke gemeinhin Rotigo Haus genannt und das umliegende Gelände Rotigo Blatt. Im 14. Jahrhundert (seit diesem Datum kommt nämlich Rotigo Haus in alten Urkunden vor) haben die Roten ihren Sitz aus dem Zehnten Visp hieher verlegt. Der erste dieses Geschlechtes, der sich als im Blatt wohnhaft bekundet, ist laut einer auf den Antoni-Spital zu Brig bezüglichen Urkunde Marquardus de Ponzirro dictus Roto de Sto. Germano. Die ze Roten de Emda hatten wirklich von Edeln von Visp ein Fundum zu Ponzirrum oder Baltschieder inne und ein Zweig derselben nannte sich einfachhin nur mehr de Ponzirro. Gelegentlich des Ankaufs der resp. Kastellans-Rechte über die frühern Untertanen der Freiherrschaft zum Turm-Gestelnburg von den Gemeinden des Zehnten Visp siedelten sich die Roto de Emda in der Nähe Gestelns an und verblieben hier bis auf den heutigen Tag.

Von den Herren im Rotigo Blatt geht in der Umgegend die Sage, daß ſie nur an hohen Feiertagen nach der nahen Pfarrkirche und alsdann in roten Mänteln zum Gottesdienſt kamen, zu anderer Zeit aber ihr religiöſes Bedürfnis in der zunächſt gelegenen uralten St. Annakapelle befriedigten. An den hohen Feſttagen aber durften die Glocken zu Raron erſt dann das Zeichen zum Beginn des Gottesdienſtes geben, nachdem die roten Mäntel auf der Höhe ſichtbar geworden.

Eine andere Sage verlegt in das Rotigo Haus einen Schatz, deſſen Wächter der daſelbſt zuletzt geſtorbene Roten ſein müſſe. Vor etwa 30—40 Jahren wollte ein Mann, der in der ſog. Burgmatte das Gut bewäſſerte, denſelben geſehen haben. Dieſer Mann erzählte: „Als ich zu Sonnenuntergang gen Oſten mich wandte, um die Waſſerfuhr ſchließen zu gehen, da ſah ich zu meinem nicht geringen Befremden vor dem Rotigo Haus im Blatt, das von den ſchrägen Strahlen der ſcheidenden Sonne beſchienen wurde, eine männliche Geſtalt ſitzen, die in Altvätertracht gekleidet war. Prächtig leuchteten im Sonnenſtrahl der ſilberbetreßte altmodiſche Hut, der faltige weite Scharlachrock und die reichgeſtickte Weſte mit den ſilbernen Knöpfen und weiß wie Schnee waren die ſeidenen Strümpfe und das bauſchige Beinkleid. Melancholiſch und ernſt blickte die Erſcheinung nach mir herüber und winkte zu wiederholten Malen mit dem Stocke, auf deſſen glänzenden Knauf ſie ſich ſtützte, mir zu, ihm in das Haus zu folgen. Scheu und Grauen vor einem ſo ungewohnten Anblick hielten mich jedoch feſtgebannt. So wie die Strahlen der Sonne mählich wichen, wurden die einladenden Gebärden des altväteriſchen Herrn immer dringender und häufiger, bis ſchließlich mit dem letzten Strahl er mit einem letzten unſagbar traurigen Blick verſchwand."

Den Schatz, den in Empfang zu nehmen der Erzähler des Obigen aus Scheu versäumte, soll dann späterhin ein anderer, dem derselbe zu drei Malen im Traum kundgetan ward, gehoben haben. Nur sei diesem Glücklichen bedeutet und ausbedungen worden, er solle auf seinem in der Nähe gelegenen Gute, das vordem zur Herrschaft Rotigo Blatt gehört hatte, stetsfort offene Arbeit haben, d. h. den armen Leuten zu verdienen geben. Es sei dies auch wirklich der Fall, sagt man. R. v. Roten.

168. Das Waldfräulein.

Im Dunkel des Fichten- und Föhrenwaldes auf dem Rücken des sogenannten Spitzbiel-Hügels bei Goller trauert und träumt von einstigen bessern Zeiten ein uraltes zerfallenes Gemäuer. Diese weitläufige Hofstatt, die noch die Grundrisse mehrerer größerer und kleinerer ehemaliger Gelasse erkennen läßt, trug einst und ehevor die ragenden Mauern eines kleinen Schlößchens. Die Tradition nennt als letzte Bewohnerin dieses Waldschlößchens eine A. M. R., Tochter des Bannerherrn und Ritters Hans Roten und der Ehefrau desselben, Maria Jakobea auf der Fluo. Folgendes weiß der Volksmund über dieselbe zu erzählen: In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts starb zu Raron infolge des damals herrschenden sogen. schwarzen Todes das Geschlecht der Roten aus und nur eine einzige jugendliche Erbtochter blieb am Leben. Diese zog sich auf den Rat ihres Schaffners oder Vormundes in das einsame Waldhaus zurück und wartete dort das Verschwinden der Seuche ab. An bestimmten Tagen, wann der reitende

Landbote unten am Fuße des Berges auf der damaligen Landstraße das Hornsignal gegeben, sandte das Fräulein ihre einzige Dienerin hinunter, Meldung und Briefschaften abzugeben oder solche in Empfang zu nehmen. Um die Ansteckungsgefahr zu mindern, sollen die Sendungen vor der Entgegennahme in einen Topf voll Essig, der an der Straße auf einer Felsplatte stets bereit stand, getaucht worden sein und aus gleichem Grunde habe das Schlößchen mehrere Ziegen und Böcke beherbergt. Der beißende Gestank der letztern, sowie der harzige Geruch des Waldes haben der Sage gemäß ihre Wirkung nicht verfehlt und das Fräulein samt der Dienerin vor Ansteckung bewahrt. Als endlich nach Monden der schwarze Tod aus dem Lande verschwunden war, sah sich die einzige Erbin zur Herrin eines großen Reichtums gemacht. Jetzt fehlte ihr jedoch ein leiblicher Erbe dieses Reichtums und ihres Namens.

Da erinnerte sich das Fräulein, von ihren Eltern gehört zu haben, daß vor Jahren, als sie noch Kind gewesen, ein Vetter ihres Vaters nach Deutschland an eine Hochschule gewandert sei und nachmals am Hofe des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen mit einem Ehrenamt bekleidet worden. Es wurde ein beglaubigter Bote an den fernen Verwandten nach Sachsen abgesandt mit dem Angebot der Hand und der Reichtümer der Erbin, so dieser Willens sei, Stammhalter zu werden. Nach Jahr und Tag langte denn auch der Ersehnte, vom Kurfürsten in Huld und Ehren entlassen, in seiner Heimat glücklich an und die Hochzeit wurde mit Pomp gefeiert. Von diesem Ehepaar, dessen Porträte noch vorhanden sind, stammt die ältere Linie der Roten ab. Witwer geworden, nahm Hans Chr. Roten eine zweite Ehefrau aus dem nunmehr erloschenen

Sittener Geſchlechte Udret und wurde, bereits betagt, Stammvater der jüngern. R. v. Roten.

169. Das Stammhaus der v. Steiger in Bern.

Einige Schritte von der Höhle des Heidenbiels entfernt erhebt ſich auf einem Felsvorſprung die Ruine eines ſteinernen, feſten Hauſes, welches nunmehr als Scheune benützt wird. Hier ſoll, ſo meldet die Tradition — einſtens eine Familie Steger oder Steiger gehaust haben. Aus irgendwelcher Urſache ſei dieſe begüterte Familie aus dem Lande gezogen und habe ſich in Bern niedergelaſſen. Einige wollen ſagen, die Niederlage der proteſtantiſchen Partei im Wallis habe dieſes Geſchlecht zur Auswanderung vermocht. Die Sage berichtet, es ſeien dieſe Steiger Leute von außergewöhnlicher Körpergröße und herkuliſcher Kraft geweſen.

Merkwürdiger Weiſe lebt auch in der von Steigerſchen Familie, die der Stadt und dem Kanton Bern manche ausgezeichnete Staatsmänner (unter andern den berühmten Schultheißen von Steiger zu Ausgang des 18. Jahrhunderts und den gegenwärtigen Regierungsrat) geſchenkt hat, eine übereinſtimmende Tradition fort, daß Wallis ihr Stammland ſei. R. v. Roten.

170. Der Geist im Pfarrkeller.

In frühern Zeiten soll ein ruhelos herumirrender Geist die Umgebung des Pfarrhauses zu Raron unsicher gemacht haben, so daß einige Dezennien hindurch die Pfarrer von Raron ziemlich häufig wechselten und das sonst ansehnliche Benefizium recht verrufen war. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts getraute sogar der damalige Kilchherr sich nicht, auf der Burg Wohnung zu nehmen, sondern wohnte im Dorfe. Sein Amtsbruder im benachbarten Niedergesteln, einer, der mehr als Brod essen konnte, wie es unter dem Volke hieß, erbot sich nun, den Geist zu bannen. Das Anerbieten wurde vom Pfarrer in Raron freudigst angenommen und der Prior von Gesteln bannte den Ruhestörer in eine Weinflasche, worauf diese in die Wand des Pfarr-Weinkellers eingemauert wurde. Geht man im Spätherbst in diesen Keller, so soll man Gelegenheit haben, dort ein geisterhaftes Sausen und Brausen zu vernehmen. Wer's nicht glauben will, trachte vom Hrn. Pfründeinhaber eine Einladung zum Kellerbesuch zu erhalten.

R. v. Roten.

171. Die edle Spenderin.

Durch Rudolph von Asperlin, der eine Tochter des mächtigen Witschard von Raron, Franziska mit Namen, ehelichte, kamen die Herrschaftsrechte der Raron zugleich mit dem, was von der Stammburg und zugehörigen Gütern übrig geblieben, an die Edlen von Asperlin, erbliche Meier zu Raron. Die letzte Stammtochter der Esperlin oder

Asperlin, Johanna, heiratete einen Theobald von Erlach, Edlen von Spiez, im Berner Oberland und diese verkaufte, bevor sie ihrem Eheherrn nach Spiez folgte (im Jahre 1508) ihre ererbten Güter und Rechte an den Bischof und Landesfürsten Mathäus Schinner zu Handen der Pfarrei Naron. Als diese letztere auf den Ruinen der ehemaligen Zwingherrenburg die jetzige Pfarrkirche erbaut hatte (1512), beschloß die edle Freifrau von Erlach-Esperlin, ihrer frühern Heimat ein stetes Denkmal der Erinnerung zu stiften und sandte zu diesem Zwecke ihre Kleinodien, die sie aus dem Wallis mitgenommen, nach Naron zurück, damit diese in den Guß der großen Glocke geschüttet werden; es war eine ganze Schürze voll. Daher soll der herrliche, majestätische Ton kommen, der diese 50 Zentner schwere Glocke zu einer der wertvollsten und schönsten des Landes macht. So erschallt nun seit 1515 von jener Stätte aus, von woher einst so viel Unheil und Zwist über Wallis ausgegangen, der Ruf des Friedens. Perenne sit ita! R. v. Roten.

172. Der Landeshauptmann und sein Helfer.

Vor dem großen Brande, dem der älteste Stadtteil von Sitten im Jahre 1788 zum Opfer fiel, war das hochragende Majoriaschloß der Sitz des Bischofs und, wenn den Landeshauptmann die Staatsgeschäfte dorthin beriefen, zugleich Residenz des Landeshauptmanns. Jahrhunderte lang sind diese altersgrauen Mauern sonach Zeugen der Entscheidungen über des Walliserlandes Wohl und Wehe gewesen. Was Wunder, wenn es dort nicht geheuer war, wie Nachfolgendes zeigt.

Von 1752—60 hatte J. Hildebrand Roten den Biſchofsſtuhl von Sitten inne. Kaum war derſelbe mit ſeinen Familiaren in das Reſidenzſchloß eingezogen, mußte er, wie ſeine unmittelbaren Vorgänger im Amte, J. Joſ. Blatter und Franz Joſ. Superſaxo, regelmäßig nachts ſeine Ruhe geſtört ſehen. War nämlich der letzte Schlag der Mitternachtsſtunde vom Kathedralturm erklungen, wurde es oben im großen Landratsſaale über dem Schlafgemach des Prälaten lebendig. Die Flügeltüre ging auf, Tritte wurden vernehmbar, ein Stuhl ward geſchoben, ein ſchwerer, langer Seufzer ausgeſtoßen und alsdann raſte ein kratzender Gänſekiel ununterbrochen über Pergamentrollen, bis der erſte Hahnenſchrei ertönte. Das ging ſo einige Nächte hindurch, bis es ſchließlich dem neuen Biſchof zu viel ward. Eines Morgens wandte er ſich an ſeinen Bruder, der das Amt des biſchöflichen Kämmerers verſah: „Von nun an verlegt Er, Herr Bruder, ſeine Schlafſtätte in den Landratſaal und hat Acht, wer ſich erfrecht, Unſere Nachtruhe zu ſtören!“ Das geſchah. In der folgenden Nacht wachten der Kämmerer und ſein treuer Phylax in dem Geiſterſaale. — Es ſchlug zwölf Uhr. Richtig, da geht die Türe auf — und herein tritt ein hagerer, gepuderter Perückenherr im Staatsmantel, den Degen an der Seite, eine umfangreiche Pergamentrolle unter dem Arm. Der ſchreitet gravitätiſch, ohne ſich umzuſehen zum Kanzleitiſche, nimmt ſchwer ſeufzend an demſelben Platz und fängt an zu ſchreiben ohne Raſt und Ruhe bis zu Tagesanbruch. Mehrmals hetzt der beherzte Kämmerer ſeinen Hund gegen den nächtlichen Schreiber los, doch dieſen ſtört weder Kläffen noch Beißen. Es ertönt der Hahnenſchrei — und ſpurlos verſchwunden iſt die Erſcheinung.

Am Morgen nach angehörtem Rapport verfügt Se.

Gnaden: „Nächstes Mal soll der Spuck angeredet werden und so ihm noch zu helfen, weise man ihn an seinen Helfer!“ Es geschieht. Diesmal aber tat die Erscheinung einen Seufzer der Erleichterung und gab sich zu erkennen. „Ich bin,“ so sprach der Perückenherr, „Se. schaubare Großmächtigkeit, der Landeshauptmann N. N., hab' regiert von 1699—. . . . und bin im Amte gestorben. Weil ich der Gesetzemacherei nicht abhold war, muß ich zur Strafe nun alle Paragraphen, an denen ich mitschuldig, niederschreiben und das würde noch 1000 und 1 Nacht beansprucht haben. Weil ich gar so viel auf das Wörtlein „schaubar“ hielt, mußte ich mich nun nach meinem Ableben schaubar machen, bis mich jemand anreden würde. Und weil ich in meiner Aemtlisucht erst durch den Tod mich zum Rücktritt bewegen ließ, muß ich den Landeshauptmann spielen, bis ein Kirchenfürst mich von dieser Pflicht entbindet. Gehe und sage dies, so jemand es hören will im Lande Wallis! Melde auch, daß die Ambition und Aemterkumulation der nagende Wurm im Reichsapfel unseres Staates sei!“

„Schaubare Großmächtigkeit,“ (die Erscheinung lächelte befriedigt) sprach der Kämmerer, „ich soll Ew. Herrlichkeit einladen, zum Helfer zu gehen.“ Der Landshauptmann ging. Lange war er im Schlafgemach Sr. Gnaden. Als der Bischof morgens heraustrat, sah er bleich und abgemattet aus und der Schweiß rann ihm von der Stirne. „Das hat Arbeit und Schweiß gekostet, den von seinem Amt und seiner Strafe zu lösen,“ soll er zu seiner Umgebung gesagt haben. Der Landeshauptmann N. aber ließ sich fürder nicht mehr blicken. R. v. Roten.

173. Das lachende Teufelchen.

In einem Dorfe des Oberwallis wurde der Pfarrgeistliche zu einem sterbenden Familienvater gerufen. Als er nach dem Hinscheiden desselben auf dem Heimwege sich nochmal umwandte und einen mitleidigen Blick auf das Trauerhaus warf, erblickte der Geistliche auf dem Dachgiebel den Teufel, der dort vergnügt seine Krallenhände rieb und vor Lachen sich krümmte und schüttelte. Der gute Herr erschrack gar heftig, meinend, er habe sich bezüglich des christlichen Hinscheidens jenes Mannes geirrt. „Warum lachst denn so unbändig?“ fragte er bekümmert den Teufel. „Ist etwa diese abgeschiedene Seele dir zugefallen?“ — „Nein, leider nicht,“ entgegnete der Lacher, „aber dieser Sterbefall bringt mir dennoch einen hübschen Profit. Denn wisse, geweihter Mann, nun bekommt die Witwe von amtswegen einen Vogt oder Kurator; der aber wird sich mit dem Eigentum der unglücklichen Hinterlassenen bereichern und sich um die Mutter und ihre Kinderschar keinen Pfifferling kümmern. Deshalb ist mir die Seele dieses Vogtes sicher.“ Sprach's und hüpfte lustig vom Dache auf und war verschwunden. „So gewissenlos und schrecklich sorglos wird denn doch das Waisenamt nicht sein,“ tröstete sich der Seelsorger. Leider aber hat der Teufel Recht behalten.

R v. Roten.

174. Kindliche Liebe.

Als die Freiherren von Turn zu Niedergesteln gezwungen waren, das Land zu verlassen, zog einer nach Zug und nahm den Namen Laubast, nachher Zurlauben an.

Im Jahre 1562 kämpfte Anton von Zurlauben an der Spitze der Schweizer für den König von Frankreich. Er hatte schon drei Wunden erhalten, als ein Feind mit einem Säbelhieb ihm den Kopf zerspalten wollte. Das sah sein Sohn Erasmus. Eilends stellte er sich vor den Vater hin, um ihn zu schützen und empfing selbst den tötlichen Streich. Er sank zusammen und starb, indem er sprach: „Gott sei Dank, ich habe meinen Vater gerettet!"

Lesebuch f. Primarschulen d. K. W. 1863.

175. Die Goller-Rufi.

Von Außerberg aus beherrscht der Blick auf viele Stunden das Land hinauf und hinunter die Ebene des Rhonetales und die jenseitige Bergkette. Wohl das ödeste und am meisten melancholisch stimmende Gelände dieser ganzen weiten Strecke ist das Gebiet der Goller-Rufi gegenüber Außerberg-St. German. Dort herrschte nicht immer jene schaurige Waldwildnis, die man gegenwärtig erblickt. Vor einigen Jahrhunderten lachte in jener Gegend das üppigste Wiesengrün und fruchtreiches Ackerland, ja selbst der Weinstock gedieh dort. Die Legende gibt folgende Ursache der traurigen Umwandlung jener Gegend an. Ein reicher Gutsbesitzer alldort hatte von seinen Voreltern die Verpflichtung ererbt, vom schönsten Weizenacker, den er besaß, der Pfarrkirche von Raron einen jährlichen Fruchtzins zu liefern. Trotz wiederholten Mahnens unterließ dies der geizige Krösus. Da stürzte eines Tages der überhangende Bergtoffen mit schrecklichem Gekrache herunter und begrub das ganze fruchtbare Gelände samt Gebäude und Besitzer unter seinem

Schutte klaftertief. Seither heißt der Ort die Goller-Rufi. R. v. Roten.

176. Zu Tode g'leckt oder der Ziegenkopf im obern Ginanzstafel.

Auf der Nordseite des obern Ginanzstafels unmittelbar vor dem Eingang in den Färrich und in die verschiedenen Stallungen begegnet man einem gneisartigen Felsen, in welchem die Form eines Geißkopfes und darüber die Jahreszahl eintausend fünfhundert und siebzehn (1517) mittelst eines Meißels eingegraben ist.

Die Aelpler, so geht die Sage, hatten einst aus mutwilligem Scherz oder Ernst gleichviel, jedenfalls aus Rohheit, krystallisierter Frechheit und Grobheit den Geißhirten mit einem Kübel voll Salzwasser überschüttet. Als dieser triefend von Salzwasser pflichtgetreu zur rechten Zeit die Ziegen auf die Weide führen wollte, waren diese salzriechend über ihn hergefahren, hatten ihn zu Boden gedrückt und zu Tod geleckt.

Zum Andenken dieses nicht gar schmeichelhaften Ereignisses oder vielmehr zum ewigen Brandmal dieses frevelhaften Vorgehens hatte der derzeitige Alpenvogt den Geißkopf mit der laufenden Jahreszahl in diesen Felsen hauen lassen. R. Studer.

177. Pfarreistiftung in Unterbäch.

Als die Leute von Unterbäch bei der Lostrennung ihrer Gemeinde von der Pfarrei Naron auf Schwierigkeiten stießen, machten sich zwei Männer — Bergbauern auf und zogen nach Rom, wo sie Guxenkappen, grobe wollene Handschuhe, Schneeüberstrümpfe, Fußeisen, Schneereife, mit Eisen wohlbeschlagene, zugespitzte Stöcke zu den Füßen des hl. Vaters legten mit der flehentlichsten Bitte, man solle sich ihrer doch erbarmen, ihnen die Errichtung einer Pfarrei gestatten und sie nicht länger zwingen, in solcher Rüstung und mit solchen Waffen zum Gottesdienste zu gehen. Die Bitte fand Erhörung.

R. W. S. Nr. 47.

178. Die Frau am Brunnen.

Ein Mann, der in der Nacht einmal zu Kippel beim obern Brunnen Wasser holen wollte, sah dort eine Frau in sonderbarem Anzuge und mit einer weißen Schürze. Es wunderte ihn, wer die sein möchte und trat auf sie zu. Allein sie floh vor ihm und trotzdem er aus Leibeskräften rannte, konnte er sie nicht einholen. Bei der Märetmattstapfe entschwand sie ganz aus seinen Augen

J. Werlen.

179. Der Räuber.

Die Vorfahren der Talfenderfamilie lebten auf der Hofmauer außerhalb Ferden. Dort kehrte einſt ein Weib ein und bat um Herberge.

Seine Bitte wurde ihm gewährt. Der Mann, der abends ſpät etwas angeheitert nach Hauſe gekommen war, begab ſich ſogleich zur Ruhe und ſchlummerte ruhig ein. Die Hausfrau aber konnte ſich nicht recht beruhigen; das fremde Weib fiel ihr auf. Während ſie in wachem Zuſtande neben ihrem Manne lag, ſah ſie auf einmal ein Meſſer in der Stube glänzen, die vom Mondſchein halb erleuchtet war. Schnell weckte ſie ihren Mann, der den frechen Eindringling — das Weib war ein verkleideter Räuber — aus dem Hauſe jagte. Dieſer floh den Finſtertellilöchern zu und wurde nicht mehr geſehen. J. Werlen.

180. Der Geiſt im Stalle.

Im Kellerſtall z'Wohlfahrt hauſt eine alte Frau in altmodiſcher Tracht und Ringliſchuh. Als Melchior Blötzer einſt in der Nähe wäſſerte, hörte er einen eigentümlichen Lärm in dem Stall. Es war, als ob dort jemand alles über den Haufen ſchlage. Als er hinkam, um nachzuſehen, wer ſo in ſeinem Eigentume hauſe, ſah er niemand und fand alles in beſter Ordnung. — Ein anderes Mal, als des Hans-Martin-Murmanns Joſeph dort das Vieh verpflegte, wollte er ſich in die erſte Schlopfe bei der Türe hinſetzen. Er fand aber keinen Platz. Sogleich zündete

er ein Licht an; da war der Spuck verschwunden; er sah nichts mehr und konnte sich ruhig hinsetzen.

J. Werlen.

181. Die Murmeltiere.

In der Werizkummen (Lötschen) gruben einmal Weißriedner nach Murmeltieren. Schon waren sie ihnen sehr nah, du sagte einer, der eben am Graben war und die Murmeltiere bereits bemerkt hatte: „Für heute abend ist nichts zu machen.“ Daraufhin gingen die Männer heim. Als alle wieder zu Hause waren, sprach jener Mann zu seinem Sohne: „Komm, gehen wir wieder zurück, wir werden die Murmeltiere bald haben, denn ich war ihnen auf der Spur.“ Auf dem Wege schrien aber die Raben so laut, daß dem Sohn ganz gruselig wurde und er dem Vater sagte: „Warum schreien denn heute abend die Raben so laut?“ Der Vater jedoch antwortete mit bitterem Spotte: „Wenn sie singen könnten, so täten's sie; weil sie es aber nicht können, drum schreien sie.“ Auf dem Platze angelangt, wo die Murmeltiere waren, kroch der Vater in die Grube hinein, doch plötzlich fiel dieselbe über ihm zusammen und begrub ihn lebendig. Der Sohn eilte entsetzt von dannen. Ueber diesen Platz soll seitdem kein Tier mehr gegangen sein.

J. Werlen.

182. Der Mann im Mittliwald.

Eines Morgens, noch bevor der Tag angebrochen war, kam Augustin Rieder von Wyler mit seinem Sohn aus der

Laucheralpe herab. Wie sie sich dem Walde näherten, sprang ein Mann vom Mittliwald her. Da sie den Mann gerne hätten kennen wollen, liefen sie ihm nach; aber ohne Erfolg, denn plötzlich war er aus ihren Augen entschwunden. „Das muß nicht recht gewesen sein," meinte Augustin, „denn uns beiden würde hier keiner so schnell entgehen."

J. Werlen.

183. Die indianischen Ziegen.

An Uiflenzu hat einmal ein Vater einen Sohn gehabt, der bis zum 20. Jahre noch einen Glockenrock getragen hat. Weil sie dort einsam und abgelegen vom Verkehr mit den übrigen Talbewohnern gelebt, hatte der Bube noch niemals Weibervolk gesehen. Einmal, es war an einem Sonntag, sah er mehrere Weiber und Töchter mit weißen Schürzen vom Weißenriedberg herabkommen. Sie gingen nach Kippel zur Kirche. Da fragte der Bube verwundert den Vater, was denn das für Tiere seien. Der Vater aber antwortete, das seien indianische Geißen. Darauf entgegnete schnell der Sohn: „Solche Geißen möchte ich auch haben."

J. Werlen.

184. Der Schwinger.

Am Ferdenried lebte vor langer Zeit ein Vater mit seinem Sohn. Der Vater verrichtete alle Feldarbeiten allein, während der Sohn die Ziegen hütete. Als einmal der Vater einen Acker hauete und der Bube sah, wie der Vater von Zeit zu Zeit ausruhte, sprach er zu ihm: „Vater, wa-

rum ruhst du denn immer aus?“ Darauf erwiderte der Vater: „Nun, so schlage du einmal eine Furche von einem Ende des Ackers zum andern ohne zu ruhen!“ Freudig nahm der Sohn die Haue zur Hand und schlug die Furche ohne zu ruhen. „Nun gut,“ sprach jetzt der Vater, „von nun an mußt du auch an die Haue!“

Dieser Riedbub ging einst nach Sitten. Dort forderte gerade ein fremder Schwinger alle zum Schwingen heraus. Da es keiner sonst mit ihm aufnehmen wollte, meldete sich der Riedbub und überwand mit Leichtigkeit den fremden Prahler. Als alle ihm zujubelten, und ihm einen Lohn anboten, forderte er ein Miet (12 Mäß) Korn. Gerne gab man es ihm. Dann nahm er das Korn auf den Rücken und ging fürbaß. Am Blattenstutz schüttelte er noch samt der Bürde Nüsse von den Bäumen herab.

J. Werlen.

185. Der Beinhausschädel.

In Hocken (Lötschen) hatten einmal junge Leute einen geheimen Tanz. Da wurde auch vom Fürchten geredet. Einer sprach: „Wer dürfte jetzt aus dem Beinhaus einen Totenschädel holen?“ Ein übermütiger Bursche erklärte sich sofort bereit dazu. Er machte sich auf, kam bis zum Beinhaus und nahm den ersten besten Totenschädel zur Hand und eilte damit fort, der Alpe zu. Wie er ins Riedholz kam, wurde der Schädel in seiner Hand immer schwerer und schwerer. Ein Gruseln überlief den frechen Burschen. Da fing der Schädel zu reden an und sprach: „Wenn du heute nicht den Schädel deines Vaters hättest, so würdest

du erfahren, was du getan haſt.“ Der Burſche ging an jenem Abend nicht mehr in die Alpe, ſondern kehrte um, trug den Schädel ins Beinhaus zurück und begab ſich heim.

J. Werlen.

186. Der Tanz.

Auf der blühenden Alpe hatten junge Leute einen Tanz veranſtaltet. Da ging es luſtig her. Um auch etwas Beſſeres zum Schmauſen zu haben, entſchloß man ſich kurzerhand ein Schaf und ein Schwein zu ſtehlen, dieſelben zu ſchlachten und zu braten. Während zwei Burſchen gerade daran waren, das Schwein zu ſchlachten, kam ein Mann daher, bemerkte ſie und hörte ihren Reden in einem Verſtecke zu. Bald merkte er, daß ſie ſein Schaf bereits geſchlachtet hatten. Als die Schlächter das Gedärm des Schweines ſcheiden wollten, wußten ſie nicht wo beginnen. Drum öffnete einer die Türe der Tanzſtube und rief hinein: „Wo iſt der Schweine Anfang?“ worauf der Spielmann ſchlagfertig antwortete: „Bei dem Magen, bei dem Magen! Tanzet froh ihr jungen Knaben!“ Dem Horcher kam die ganze Geſchichte nicht gar heimlich vor. Er wollte das Weite ſuchen. Die Schlächter mußten ihn aber bemerkt haben, denn ſie verfolgten ihn. Einer lief ihm nach bis ins Dorf Blatten. Daſelbſt holte er den Verfolgten ein, als dieſer gerade in einen Stall hineinſprang, um ſich zu verbergen. Ohne ſich lange zu beſinnen, folgte der Schlächter in den Stall hinein nach und ſchlug den Mann, daß er bewußtlos und wie tot niederſank. Voll Angſt, einen Mord begangen zu haben, eilte der Burſche heim und nahm von ſeiner Mutter Abſchied mit den Worten: „Ich muß mich

flüchten, ich habe einen Mann totgeſchlagen.“ Dann ſtürmte er hinaus und wollte ſchleunigſt das Tal verlaſſen. „Doch bevor ich gehe,“ dachte er noch bei ſich ſelbſt, „will ich mich doch überzeugen, ob der Mann wirklich tot iſt.“ Er lenkte ſeine Schritte zum verhängnisvollen Orte, wo er die Schreckenstat glaubte vollbracht zu haben. Wie erleichtert atmete er auf, als er in den Stall hineinblickte und ſah, daß der Mann auf allen Vieren herumkroch und ſeine Kappe ſuchte!

J. Werlen.

187. Im Beinhaus von Lötſchen.

Ein Buriche und ein Mädel aus Lötſchen hatten verabredet, einen Tanz zu beſuchen. Sie hatten einander im Beinhaus das Stelldichein gegeben. Der Burſch war zuerſt da und wartete auf ſein Liebchen. Indeſſen wurde ihm das Warten bald verleiden gemacht. Ein Totenſchädel rollte bis zur Türe des Beinhauſes herab und fing zu ſprechen an: „Für dieſe Nacht biſt du weit genug! Ziehe heim!“ Schleunigſt ſuchte der Buriche ſeine Wohnung auf.

J. Werlen.

188. Die Diebe.

Eine Bande großer, ſtarker Männer, die auf dem Dietrich wohnten, hielten einſt Rat, wie ſie am beſten am Ried (Lötſchen) den Bienen ausnehmen könnten. Ein Mann, der hinter einem Schob verſteckt war, hörte ihren Anſchlag und berichtete ihn noch rechtzeitig den Leuten von Ried. Man

hielt Wache. Als einer die Diebe herankommen ſah, öffnete er die Fenſter und rief um Hilfe. Als die Diebe dies bemerkten, zogen ſie unverrichteter Dinge ab. Einer von ihnen aber warf ſein Bein durch das geöffnete Fenſter, daß es in der Binde im Zimmer ſtecken blieb. J. Werlen.

189. Der Feierabend.

Dort wo heute zu beiden Seiten des Wylerbaches Steingeröll und nur ſpärliche Weideplätze ſind, dehnten ſich einſt fruchtbare Matten aus. Dieſe gehörten zwei Schweſtern an. Sie hatten die fromme Gewohnheit, am Samstag abend, wenn es Feierabend läutete, die Arbeit auf dem Felde einzuſtellen, um ſich würdig auf die Feier des Sonntags vorzubereiten. Sie nahmen es mit dieſer ehrwürdigen Sitte ſo ſtreng, daß, wenn z. B. eine Bürde Heu geladen aber noch nicht zuſammengebunden war, wenn es läutete, ſie das Seil unter der Bürde wegzuziehen und dieſe ſelbſt auf der Wieſe zu laſſen befahlen. Da kam einmal ihnen die Verſuchung, den frommen Gebrauch außer acht zu laſſen. Am folgenden Morgen fanden die Schweſtern ihre ſchönen Matten gänzlich verwüſtet, mit Schutt und Steingeröll bedeckt. J. Werlen.

190. Wo iſt der Lötſcher älteſte Glocke?

Nach einer allgemeinen Sage zu Lauterbrunnen im Berneroberland ſtammt die große Glocke dieſer Pfarrei aus

dem Lötſchtale im Wallis. Sie wurde nach einem glücklichen Einfalle der Berner in Lötſchen über den Tſchingelgletſcher nach Lauterbrunnen auf einem Gerüſte transportiert, das man 1830 beim Abbruch der alten Kirche wieder gefunden hat. Später erboten ſich die Lötſcher, welche die Glocke gerne wieder zurückgehabt hätten, für den Rückkauf ſoviel Geld zu geben, als die Glocke wiege. Die Lauterbrunner gingen darauf nicht ein. Noch heutzutage heißt die Glocke die Lötſcherglocke. P. Joller.

Siehe Dr. Arnold Rüſcheler. Die Glockeninſchriften im reformierten Teile des Kantons Bern, Amt Lauterbrunnen.

191. Der Stampbach.

Der Stampbach floß einſt in gerader Richtung vom Berge in die Lonza. An ſeinen Ufern waren herrliche Wieſengelände. Dort beſaß auch ein Jäger von Eiſten mehrere Matten. Als er einſt oben im Gebirge jagte, wo der Bach aus dem Gletſcher quillt, gewahrte er, daß der Gletſcher bedeutend zurückgegangen war und der Bach über loſe Moräne floß. Es drohte alſo den Wieſen die größte Gefahrt, verheert zu werden. Darum beſchloß der Jäger, die Wieſen ſo bald als möglich zu verkaufen. Ein reicher Ferdner, der ſonſt faſt überall im Tale Güter beſaß, war gerne bereit, die Wieſen des Jägers zu kaufen. Der Vertrag wurde abgeſchloſſen und der Jäger ſtrich vergnügt das Geld in die Taſche. Am andern Tag verheerte der Bach das ganze Gelände und verwandelte es in eine Steinwüſte. Nun quälten den ſchlauen Jäger aber doch Gewiſſensbiſſe,

er nahm das Geld und wollte es dem Käufer seiner Wiesen wieder einhändigen. Dieser nahm es aber nicht an.

J. Werlen.

192. Das Roß im Telli.

Zwei Männer aus Wyler gingen einst ins Telli, um den Schafen zu lecken zu geben. Beim Seewli sahen sie eine Gestalt, die fast aussah wie ein Roß. Bei dem Anblick dieser außergewöhnlichen Gestalt fing der eine zu beten an. Die Gestalt rührte sich aber nicht vom Platze. Da begann der andere zu fluchen — und siehe! die Gestalt zog die Seewliflühen hinauf, einen feurigen Schein auswerfend, der das Firmament zu erreichen schien.

J. Werlen.

193. Der Schälbätbozen. (Lötschen)

Am Schälbät sah einst ein Hirte, der dort im Winter das Vieh verpflegte, im Hofe zwischen der Hütte und der Scheune einen Mann in altertümlicher Kleidung. Der Hirte wollte sich dem Manne nähern; dieser aber floh in die Scheune hinein, wo er dann wartete und dem Hirten offenbarte, warum er hier sei. Er müsse hier leiden, sagte er, weil er einmal in dieser Scheune Heu gestohlen und es unterlassen habe, dasselbe zurückzuerstatten.

J. Werlen.

194. Der Jäger.

Ein Jäger, der vielmal in die Ahne (Lötſchen) jagen ging, hörte einſt auf dem langen Gletſcher weinen und ſingen. Das konnte er ſich nicht erklären und ging über den Gletſcher hin. Da ſah er zwei Frauen: die eine, im Gletſcher eingefroren bis an den Hals, ſang, die andere, nur eingefroren bis an die große Zehe, weinte. Darüber ſehr verwundert, fragte der Jäger die Frau, die bis an den Hals eingefroren war, warum ſie denn ſinge, während jene weine, die noch kaum angefroren ſei. Da antwortete ſie ihm: „Ich ſinge, weil ich bald erlöſt bin: jene weint, weil ihr Leiden eben erſt beginnt." J. Werlen.

195. Die Schwiſtiumträger.

Mutwillige junge Burſchen führten einſt einen loſen Streich aus. Sie riſſen in der Laucheralpe einen Schweinſtall ab und trugen das Holz in der Nacht weit in die Alpe hinauf bis aufs Arbä. Dort ſtellten ſie den Stall wieder auf. Als ſie die Firſt aufſetzten, jauchzten ſie. Da jauchzte es ihnen entgegen, aber markerſchütternd. Darauf nahmen ſie reißaus. Wie ſie in den Holzboden kamen, hielt eine feurige Haſpel ſie wie in einem Kreiſe gebannt. Sie konnten nicht mehr weiter. Da gelobten ſie eine Wallfahrt nach Kühmatt zu machen, wenn ſie unverſehrt nach Hauſe kämen. Darauf verſchwand die feurige Haſpel und ſie konnten ihren Weg fortſetzen. J. Werlen.

196. Der Tierquäler.

Stephan Rieder von Kippel ſchwärmte einmal in der Nacht in den Alpen herum. An der Arbecke fing er ein junges Zicklein, legte einen Stein ihm ins Ohr und zwickte dann hie und da das Ohr zuſammen. Das tat dem Zicklein ſehr weh und es blärte erbärmlich. Der rohe Menſch zog aber von einem Stafel zum andern mit dem Zicklein und weckte überall die Leute aus ihrem ſüßen Schlummer durch das Blären des jungen Zickleins. In Hocken endlich ließ er von dem frechen Spiele ab und begab ſich auf den Heimweg. Kaum war er ins Riedholz etwas unterhalb der kleinen Kapelle gekommen, da ſah er mitten im Weg eine große ſchwarze Geſtalt mit einem Auge. Er konnte nicht mehr weiter, ſondern mußte zur Kapelle zurück und nur auf einem langen Umwege kam er endlich heim.

J. Werlen.

197. Der Schafdieb in Lötſchen.

Ein Mann hatte in frühern Zeiten einmal im Tale Schafe geſtohlen. Er trieb ſie über den Lötſchenpaß nach Bern und verkaufte ſie daſelbſt. Nun muß er zur Strafe für ſeinen Frevel büßen. Seine Pein beſteht darin, daß er jenen Weg, den er einſt mit den geſtohlenen Schafen begangen, jede Nacht zurücklegen muß. Viele haben ihn ſchon gehört, wie er als Schaftreiber daher kommt und ſchreit: „Hui, hui!“ Einmal haben die Weinfuhrleute des Priors, vom ſüßen Traubenſafte wohl etwas angeheitert, den Schaftreiber nachgeäfft und ihn herausgefordert. Aber

als ſie bis zur Brücke von Hohſteg kamen, da wollten die Pferde nicht mehr weiter. Der Prior, der etwas nach ihnen dort anlangte, half ihnen endlich vorbei. „Heute iſt es beſſer," ſagte er ſeinen Fuhrleuten, „daß ihr einen Geiſtlichen bei euch habt." J. Werlen.

198. Das Almoſen.

Auf den Alpen von Faldum, Reſti und Kummen (Lötſchen) verlor man hie und da die Kühe auf eine ganz unerklärliche Weiſe. Hirten wollen manchmal gehört haben, daß eine Stimme hinter den Kühen erſcholl: „Loba, loba, lo! Schwarzi, bruini Chuä, gäg'n z' Mutzlihorn zuä!" Dann wußte man von den Kühen drei Tage nichts mehr und, wenn ſie wiederkehrten, trugen ſie Kornähren zwiſchen den Klauen und gaben rotgefärbte Milch. Auf den Rat guter Männer hin machten die Alpgeteilen das Gelübde, jedes Jahr ein Almoſen an die Armen des Tales zu entrichten. Von da an hörte die Plage auf.

J. Werlen

199. Untergang der Dörfer von Lötſchen.

Blatten werde von den Schnecken untergraben. Wyler werde vom hangenden Gletſcher in den Bannwald hinaufgeſchlagen. Kippel, das auf Schwarzerlen gebaut ſei, werde verſinken. Ferden werde der Gollenbach in die Kreſchern hinabſchlagen. J. Werlen.

200. Die Kapelle in Kühmatten (Lötſchen).

Fromme Hirten erbauten in Kühmatten ein einfaches Bethaus. Als ſie wie üblich in ſtiller Abendſtunde den heiligen Roſenkranz beteten, erblickten ſie ein hellſchimmerndes Licht, das ſeinen Glanz auf eine verwitterte Marienſtatue warf. Sie holten dieſelbe und bargen ſie einſtweilen in ihrer Hütte, bis ſie nach Jahr und Tag ein Kapellchen erbauten, in welchem ſie die Statue aufſtellten. An den Vorabenden der Marienfeſte verſammelten ſich die Hirten ſtets wieder um die Statue und ſahen beim Hinausgehen bisweilen hellbrennende Lichtlein. Wer ſie beobachtete, ſah ſie hell und lieblich bis vor Tagesanbruch glänzen und dann plötzlich erlöſchen. — Das Vertrauen wuchs. Das Kapellchen wurde vergrößert. Aus dem Kapellchen wurde nach eingeholter Bewilligung des Oberhirten Biſchof Jordan 1555 eine für den öffentlichen Gottesdienſt beſtimmte Kapelle. So haben wir in bildſchöner Gegend die von der ſchäumenden Lonza umrauſchte Kapelle von Kühmatten in Lötſchen.

Vgl. Burgener. Wallfahrtsorte d. Schweiz II. Bd. S. 239.

201. Die reiche Tochter.

In Obermatt eine Stunde oberhalb Ergiſch beſorgen im Winter gewöhnlich die jungen Leute das Vieh. Unter dieſen war auch eine lebensfrohe, junge Tochter, deren Eltern begütert waren. Wie die Jungens nun einmal ſind, muß geſcherzt werden, und müſſen oft ganz ernſte Sachen zum Spaße herangezogen werden. Mit Einverſtändnis der

jungen Tochter ſollte ſich dieſelbe nach dem Dorfe Ergiſch hinunter ſchlittnen laſſen und zwar als Leiche, um dadurch die Eltern der Tochter zu erſchrecken und ihr Jammern und Klagen anzuhören. Der Leichenzug ging unter Scherzen und Lachen den Berg hinunter. Einzelne waren vorausgegangen, um die Eltern von dem kommenden Leichenzuge in Kenntnis zu ſetzen. Die guten Eltern gingen nun jammernd und klagend der Leiche entgegen; mit ihren Klagen vermiſchten ſich im geheimen gewechſelte Scherze der Begleiter. Als die Scheinleiche ihrer lieben Tochter vor ihnen lag, weinten und jammerten die Eltern, daß ſich Steine hätten erbarmen müſſen. Die andern aber lachten und ſcherzten. Doch welcher Schauer und Schrecken bemächtigte ſich aller Anweſenden, als bei der Enthüllung der Scheinleiche eine wirkliche Leiche dalag. So ſtraft Gott die Spötter.

Fr. Zehnder.

202. Der Holzhacker.

Oberhalb der ſchönen Ebene Obermatt ſchmückt ein ſchöner Wald den Bergeshang. Durch denſelben ziehen ſich verſchiedene Schleife (Gräben) vom Bergesrücken bis hinunter in die Wieſen Obermatts. Bei ſtarkem Schneeſchmelzen und Regen fließt das ſtrömende Waſſer in alle dieſe Gräben, reißt mit unbezwingbarer Gewalt Holz, Steine und Schutt mit ſich fort und ſetzt dann alles unten auf den Wieſen ab. Ein wohlhabender Bauer faßte nun einſt den Plan, um ſeine Wieſen künftig vor Schutt und Verwüſtung ſicher zu ſtellen, hoch oben am Berge den Graben, der zu ſeinen Gütern führte, mit Steinen und Holz abzuſperren. Die Folge war, daß nun die ganze zerſtörende

Schuttmasse, nicht mehr geteilt wie früher, sondern vereinigt durch einen Graben floß und so unten eine viel größere Verheerung anrichtete. Man will nun an dem Orte, wo die Sperren sich befinden, sehr oft einen Holzhacker in altmodischer Kleidung gesehen haben, der immer wieder, besonders in den Quatembertagen, Holz und Steine in den Graben hineinwirft. Fr. Zehnder.

203. St. Antonius im Werwald bei Ergisch.

Michael Heinen von Außerberg ging einmal mit seinem geladenen Pferd gegen den Schwarzwald hinauf, um Robi auf die Metenalpe zu führen. Wie er an den Fels kam, wo heute das St. Antoniusbild ist, wollte sein Pferd nicht mehr weiter. Gröbe und Güte, Drohen und Schlagen halfen nichts mehr. Endlich versprach er, ein Bild zu Ehren des hl. Antonius an selbem Orte aufzustellen, wenn er mit seinem Roß glücklich auf die Alpe komme. Kaum war das Gelöbnis gemacht, ging das Pferd ruhig weiter, wie wenn nichts vorgekommen wäre und widersetzte sich niemals mehr. Seither wird dieser Ort sehr viel besucht und manches Anliegen ist hier durch ein vertrauensvolles Gebet erledigt worden. Zeugnis hievon sind die vielen Bilder und Votivtäfelchen, die den ausgehöhlten Felsen mitten im schattigen Gehölze zieren. G. Obrist.

204. Der Spielmann.

In der Nähe von Wiedenbrunnen bei Oberems sieht man noch die Ruine eines alten Hauses, in welchem einst

ein Spielmann mit seiner Familie gewohnt hatte. Lustig und fröhlich wie er stets war, soll er eines Tages zu seinen Leuten gesagt haben: „Rufet mir den Seelsorger in Leuk, ich will beichten; denn mein Lebensende ist gekommen — ich scheide bald aus dieser Welt.“ Seine Leute hielten dies für einen Scherz, da er ja noch ganz rüstig und gesund war, und zudem ein solch stürmisches Winterwetter draußen tobte, daß man kaum die Türe zu öffnen wagte. Der Vater aber bestand darauf und die Söhne machten sich auf den Weg. Beim Pfarrer in Leuk angekommen, setzten sie ihm die Sachlage auseinander. „Bei solch stürmischem Wetter!“ entgegnete der Pfarrer. „Wenn's grad sein müßte — aber der Mann ist ja nicht ernstlich krank. Morgen wird das Wetter wohl besser sein.“ Doch die Söhne beharrten auf ihrem Begehren. Der Pfarrer sah die Verantwortlichkeit seines Amtes ein und begab sich noch in derselben Nacht mit seiner Begleitschaft auf den Weg. Sich mühsam fortarbeitend durch den tiefen Schnee, und vom wilden Schneegetriebe umstürmt, kamen sie endlich nach unsäglichen Strapazen beim Hause des Spielmanns an. Sie traten ein und fanden den Spielmann am Tische sitzend, gesund und munter, seinem Musikinstrumente wundervolle Töne entlockend. Der Seelsorger gab ihm einen leisen Verweis, daß er rüstig und gesund ihn bei solch stürmischem Wetter mit dem Allerheiligsten habe heraufkommen lassen. Der Spielmann antwortete: „Ich bin wohl noch rüstig und gesund; allein ich befinde mich am Ende meines Lebens. Ich wünsche die hl. Sakramente zu empfangen.“ Der Priester spendete sie ihm. Kaum hatte sich alsdann der Pfarrer vom Hause etwas entfernt, da fiel der Spielmann in die letzten Züge und schied aus dieser Welt. Als der Pfarrer den schnellen Hingang des Spielmanns in die

Ewigkeit vernahm, fand er sich veranlaßt, beim hochwürdigsten Bischof zu erwirken, daß eine Pfarrei in Ems gegründet werde, um so den Bewohnern die sehr nötige Gelegenheit zu bieten, die hl. Sakramente empfangen zu können, welchem Begehren dann auch entsprochen wurde.

Fr. Zehnder.

205. Das Turtmanntal.

Die Sage schwebt mit leichtem Fuß heran und weist uns hin auf ein Tal, das der Schöpfer mit allen Vorzügen der Schönheit und der Pracht ausgestattet hat. Es ist das Turtmanntal. Zierliche Dörfer und Weiler schmückten die Gegend. Allmählig ansteigende Wiesen- und Ackerflächen boten dem Wanderer einen reizenden Anblick, eine vielbesuchte Verkehrsstraße verband Italien mit dem Rhonetale. Das war das Eden, von dem die Sage geträumt und erzählt hat. Und was bietet jetzt das selbe Tal dem Auge des Wanderers? Eine öde Fläche, meistens mit Schutt und Geröll bedeckt, aus dem kümmerlich das spärliche Gras sich emporwindet zur dürftigen Nahrung des Alpenvieh's, notdürftig hingestreute Alphütten und Ställe, verwildertes Gebüsch und Gestrüppe, am Ende des Tales ein riesiger Gletscher, unter welchem die schöne Alpe Blümlis mit der alten Verkehrsstraße begraben liegt. Und doch durchtönt im Sommer dieses stille Tal der Herden Geläute, vernimmt man die Gebete der frommen Pilger, die hinwallen zum Gnadenort der Mutter Gottes von Meiden und hört man die buntsprachigen Lobpreisungen der Reisenden, die in Gruben eine gastliche Herberge gefunden. Hinauf zum Gletscher!

Hier war vor Zeiten die schönste Alm. Blümli hieß ihr Besitzer. Blind war er, aber hellsehend seine Tochter Kathri. Der Hirtenbub war ihr gewogen und sie unterhielt mit ihm einen sehr schlechten Lebenswandel. Während sie mit dem Hirten in Saus und Braus lebte, mußte der alte Vater vor Hunger darben. Da erhob sich aber auch die strafende Hand Gottes. Am Tage vor der Abfahrt trieb der alte Vater das Vieh abseits vom Stafel auf den letzten Weideplatz. Dann zog ein gewaltiger Sturm über die Gegend, löste den hochoben am Bergeshange angeklebten Gletscher. In wuchtiger Eile stürzte derselbe auf die tief unten am Fuße des Berges hingebreitete schöne Alpe und begrub unter seiner eisigstarren Masse den Hirten, die Sennerin und den kleinen schwarzen Hund. Seither sah man oft einen schwarzen Hund talauswärts laufen mit dem Rufe: Ich und mein Kathri
Müssen ewig in der Blümlisalp si.

Fr. Zehnder.

Vgl. R. W. S. Nr. 81.

206. Die Käseverteilung an die Armen (Turtmanntal).

Es war einmal eine Zeit, als das Turtmanntal von Schlangen geradezu überfüllt war. Hinter jedem Stock und Stein schlich das häßliche Ungeheuer hervor; Tiere und Menschen waren den gefährlichen Schlangenbissen ausgesetzt.

In dieser Not gelobten die Alpengeteilen, jährlich am Vortag von Maria Himmelfahrt den Käs von einem Tag an die Armen der Umgebung zu verteilen, was noch heut-

zutage alljährlich geschieht. Seither haben die Schlangen abgenommen und diese unliebsame Plage hat aufgehört.

G. Obrist.

207. Die verschüttete Kapelle.

Eine halbe Stunde hinter dem Taubenwald im Turtmanntal stund einst eine kleine Kapelle. Oben hing der gewaltige Vollentschuggen herunter und drohte jeden Augenblick auf die Kapelle hinunter zu fallen. Doch ein guter Schutzgeist wachte nimmermüde. Neben der Kapelle war ein Jägerhäuschen. Eines Morgens zog es den Jäger wieder mit aller Gewalt hinauf ins Gebirg. Kaum stund er auf der Höhe des Vollentschuggen, sah er in Schußweite eine weiße Gemse. Eben wollte er anlegen, als die Gemse ihm zurief: „Töte mich nicht." Doch der Jäger hörte nicht auf ihr Flehen und Bitten. Er schoß, sie fiel und er trug sie nach Hause.

Kaum war er zu Hause angekommen, stürzte der Berg hinunter und begrub die Kapelle. Fr. Zehnder.

208. Die Kapelle in Meiden (Turtmanntal).

Nach altem Brauch gingen die Alpengenossen einige Tage vor der Alpfahrt nach Meiden, um Steg und Weg herzustellen und die notwendigen Abräumungen vorzunehmen. Bei dieser Gelegenheit ereignete es sich, daß zufällig ein auf diesem Erdreich selten vorkommender Kreideblock vom

Waſſer ganz umfloſſen im Turtmannbache geſehen wurde. Als die Geteilen dieſen Block ſahen, ſagten ſie: „Schade, daß dieſer Kreideſtein im Waſſer liegt und nicht auf trockenem Boden; ſonſt könnten wir denſelben benützen zu einem Kapellenbau.“ Am nächſten Morgen befand ſich der Kreideſtein wirklich diesſeits des Baches auf trockenem Boden. Der Kapellenbau wurde ſogleich begonnen und ſo entſtand der berühmte Wallfahrtsort von Meiden.

Fr. Zehnder.

209. Die Teufelstritte im Birch (Turtmanntal).

Wenn der Wanderer von Turtmann nach Meiden geht, erblickt er etwa zehn Minuten ob dem Weiler Tuminen im Birch auf einem großen Felſen dreizehn Fußſtapfen deutlich eingeprägt. Hieran iſt folgende merkwürdige Begebenheit geknüpft.

Pater Schulzki, Rektor von Ergiſch, ging eines Tages nach Meiden die hl. Meſſe zu leſen. Es war an Maria Geburt, am Patronatsfeſte der dortigen Kapelle. Eine Menge Volk hatte ſich, wie üblich, an dieſem Tage von nah und fern hier eingefunden. Es war ſchon Mittag und noch wartete immer die Schar der Gläubigen auf die Ankunft des Prieſters. Endlich kam Pater Schulzki mühſam in Meiden an. Er war abgemattet, bleich und blaß: an ſeinem Angeſichte konnte man deutlich merken, daß irgend ein Mißgeſchick ihm zugeſtoßen ſei. Auf die Frage, was die Urſache ſeiner ſo ſpäten Ankunft ſei, gab er nur ſtumme Antwort. Erſt als er nach beendetem Gottesdienſt ſich etwas erholt hatte, erzählte er mit ſichtlich erregter Miene ſeinen

ſchweren Gang ins Tal. „Noch nie," ſagte er, „habe ich ſolches erlebt, was mir heute auf dem Wege hierher vorgekommen iſt. Ich wäre ganz gewiß nicht weiter gekommen, wenn die Mutter Gottes nicht geholfen hätte. Als ich nämlich den ſteilen Weg von Tuminen heraufkam, hörte ich plötzlich ein unheimliches Geräuſch; ich blieb ſtehen und ſchaute nach, was das zu bedeuten habe. Doch da ſtellte ſich mir in einiger Entfernung eine furchtbare Menſchengeſtalt vor Augen. Das pechſchwarze Angeſicht, die flammenden Augen, das wildverworrene Haar, aus dem zwei hackenförmige Hörner hervorſtachen, machten mir das Blut in den Adern ſtocken. Wie nun dieſe Schreckensgeſtalt auf mich zukam, da wankten mir die Beine und ich fiel um. Doch bald beherrſchte ich mich wieder, machte das Kreuzzeichen und redete dieſen böſen Geiſt alſo an: „Im Namen Gottes frage ich, wohin willſt du und was haſt du vor?" Der Dämon ſagte unter drohenden Gebärden: „Ich will in ein ungebundenes Faß." „Was hat dies zu bedeuten?" fragte ich weiter. „Es iſt im Tale drinnen eine Frau die keinen Ehering trägt, d. h. ein ausgelaſſenes Leben führt, und die will ich in Beſitz nehmen," gab der Teufel zur Antwort. Bei dieſen Worten ging ein Schaudern durch meine Glieder. Dieſe höhniſche, hölliſche Miene, dieſe drohenden, teufliſchen Gebärden gewährten einen entſetzlichen Anblick. Dennoch raffte ich meine Kräfte zuſammen und beſchwor den böſen Geiſt im Namen des dreieinigen Gottes. Auf dieſes hin wich der Dämon mit einem weiten Sprung zurück und verſchwand keuchend und fluchend über die Halde hinauf, daß es unter ſeinen Füßen wie Feuer ſprühte. Als ich nach langer Anſtrengung meinen Weg weiter verfolgte, um, wenn möglich noch in Meiden Meſſe zu leſen, ſah ich in der Nähe mehrere Fußſtapfen im Felſen eingedrückt."

Die Leute hörten dem ehrwürdigen Pater ängstlich zu und Schaudern überfiel alle Anwesenden. Heute noch sieht man dort dreizehn Fußstapfen eingeprägt und nennt sie die Teufelstritte. G. Obrist.

210. Der Weihwasserstein.

Nicht weit vom hohlen Stein auf der Emser Schafalpe befindet sich ein Stein, der die Form eines Weihwasserbeckens trägt. Der Wanderer kann hier vorbeigehen, wann er will, selbst bei anhaltender Trockenheit findet er hier Wasser vorhanden. Der Grund der Benennung „Weihwasserstein", ist folgender:

Sepp, der fromme und brave Hirt vom hohlen Stein, hatte ein außerordentliches Glück mit seiner Schafherde. Von den Schafen, die er im Anfang des Sommers in seine Obhut nahm, fehlte im Herbst kein einziges. Als man ihn einstmals fragte, was er tue, daß er solches Glück in seiner Herde habe, gab er folgende Antwort: „In der Emser-Schafalpe ist eine besonders gesunde Quelle, welche die Schafe vor jeglichem Uebel bewahrt." „Ja dieses Wasser vermag wohl dann und wann innere Krankheiten abzuhalten, aber kann die Schafe nicht vor äußern Gefahren schützen," wendete man ein. Der gute Sepp antwortete: „Wissen sie, dieses Wasser wird nicht innerlich, sondern äußerlich angewendet und vermag die Herde innerlich und äußerlich zu schützen. Nämlich morgens und abends, nachdem ich meine Andacht verichtet habe, besprenge ich meine Herde mit diesem Wasser und niemals habe ich Unglück."

So kommt es, daß dieser Stein seither und stets der Weihwasserstein genannt wurde. G. Obrist.

211. Der hohle Stein.

In der Schafalpe von Ems beim Turtmanngletscher hütete ein Hirte seine Herde. Er übernachtete in der Nähe in einem Schlupfwinkel, der ihm vor Sturm und Wetter nicht genügend Obdach bieten konnte. Doch murrte er nicht und schickte sich ins Unvermeidliche. Eines Abends hörte er eine Stimme, welche ihm zurief: „Fliehe, fliehe!“ Er folgte dem Rufe und lief eine Strecke weit. Da hörte er ein Tosen und Krachen. Er wandte sich um, sah einen Felsblock den Berg herunterkollern und dort schiefliegend sich niederlegen. Wie er sich von seinem Schrecken erholt hatte und alles wieder ruhig war, ging er hin und sah, wie der Fels nach unten ausgehöhlt war und Raum genug für ihn und seine Gehülfen bot und zugleich durch sein herüberhängendes Dach Schutz vor Sturm und Unwetter bot. Seither ist die Steinhöhle die Wohnung des Schafhirten, nicht von menschlicher Hand gebaut, sondern von unsichtbarer Hand dort aufgestellt als ein Dankeszeichen für die Gottergebenheit und Treue des Hirten. Fr. Zehnder.

212. Das Räuberhaus.

Zu Mühlackern bei Agarn steht ein altes Steingebäude, welches früher ein Wirtshaus war, dessen Wirt ein Raubmörder gewesen sein soll. Da die alte Landstraße bei die-

ſem Hauſe vorbeiführte und der Weg für die Fuhrleute und Fußgänger von der Leukerſuſte bis dahin immerhin lang genug war, daß ſie wieder Durſt verſpürten, ſo kehrte beinahe jeder dort ein, er mochte bei Tag oder bei Nacht ankommen. Aber jeder trat aus dem Hauſe nicht mehr heraus. Es wurden ſogar viele Reiſende und Fuhrmänner im Laufe der Zeiten vermißt. Doch brachte man das Verſchwinden derſelben in Verbindung mit den Räubern, die im nahen Pfinwald verſteckt waren, die Gegend durchzogen und die Wanderer ermordeten. Eines Abends kam wieder ein müder, hungernder Wanderer zu dieſem Wirtshaus. Er hätte ſchon gern ſeinen Hunger geſtillt und ſeine müden Glieder ausgeruht; aber da hörte er im Innern des Hauſes ein eigentümliches Geräuſch und ein leiſes Wimmern und Stöhnen. Um nicht geſehen zu werden, ſchlich er um das Haus herum. An einer Ecke war eine kleine Oeffnung. Er ſchaute hinein und was ſah er? Einen Mann auf dem Boden liegen, dem das Mordsgeſindel eben den Kopf von dem Rumpfe getrennt hatte. Zitternd vor Angſt machte ſich der Wanderer davon und machte bei der Gerichtsbehörde des nächſten Ortes Anzeige von dem Vorfalle. Doch dieſe machte ſich nicht viel daraus; im Gegenteil ſie tadelte den Wanderer, ſo brave Wirtsleute in üblen Ruf zu bringen. Die Unterſuchung unterblieb und das Wirtsvolk betrieb ſein Geſchäft je länger deſto dreiſter, ſo daß es ſich nicht mehr ſcheute, während des Tages auf offener Straße die Leute anzufallen.

Eines Abends gingen mehrere Männer nach dem Wirtshaus zu Mühlackern. Nicht weit davon hörten ſie ein Jammergeſchrei. Zugleich ſahen ſie einen Reiſenden die Straße entlang fliehen, den zwei Männer, Angeſtellte des Hauſes, verfolgten. Sobald die Räuber die Anweſenheit der

herankommenden Männer wahrnehmen, kehrten sie wieder nach Hause zurück. Der Reisende erzählte ihnen nun, daß er in das Wirtshaus nicht habe einkehren wollen, daß er vielmehr seines Weges vorwärts gegangen sei, daß er aber plötzlich hinter sich Schritte gehört habe von Männern, die ihn verfolgten, daß er dann fürchterlich gejammert und um Hülfe geschrieen habe. Sofort gingen nun diese Männer in Begleitung des Fremden zur Gerichtsbehörde. Am folgenden Tage wurde die Hausuntersuchung vorgenommen. Die mitgenommene Mannschaft umschloß das Haus, die Behörde untersuchte das Innere des Räuberhauses. Zwei Zimmer waren verschlossen und mußten erbrochen werden. In einem dieser Zimmer fand man geraubte, blutgetränkte Kleidungsstücke, Messer, Beile und andere Mordwaffen. Im andern Zimmer lagen die geraubten Gegenstände. Dann ging man in die Kellerräume hinunter. Im hintersten Winkel des Kellers war die Erde etwas aufgewühlt. Als man die Stelle näher untersuchte, fand man daselbst mehrere Leichen eingescharrt. Sofort wurden die Räuber gefesselt und eingekerkert. Nach einem strengen Verhör gestanden sie, mit den Räubern in Pfin im Bunde gewesen zu sein, worauf sie zum Tode verurteilt wurden. Fr. Zehnder.

215. Die Pfandgabe.

Das Leukerfeld gehörte früher der Gemeinde Erschmatt. Dieselbe mußte einst ein ziemlich bedeutendes Geldanleihen machen, um eine Schuld abzutragen, welche demnächst an einem bestimmten Tage einbezahlt werden mußte. Da die Gemeinde augenblicklich das erforderliche Geld nicht zur

Verfügung hatte, gingen die Vorſteher von Erſchmatt zu einem Ratsherrn nach Leuk. Dieſer verſprach ihnen, die notwendige Summe zu leihen unter der Bedingung, daß ihm die ganze Summe an einem beſtimmten Tag und zu einer beſtimmten Stunde des Tages zurückbezahlt werde. Werde die Bedingung nicht ganz genau erfüllt, ſo ſolle das ganze Leukerfeld ihm gehören. Die Erſchmatter willigten in den Vertrag ein und kehrten nach Hauſe. Als der Zahltag erſchien, ſchickten die Erſchmatter zwei Männer nach Leuk. Dort angekommen, fragten ſie nach dem Herrn, dem ſie das Gold abzugeben hatten. Die Hausleute entſchuldigten ſich und ſagten: „Der Herr iſt ſoeben ausgegangen; er wird aber bald wiederkommen.“ Die beiden Männer warteten Stunde um Stunde — ſolange bis die feſtgeſetzte Stunde verſtrichen war. Erſt jetzt trat der Herr in die Stube. Als die Erſchmatter dem Gläubiger die betreffende Summe auf den Tiſch zählen wollten, weigerte ſich dieſer das Geld anzunehmen: er halte ſich ſtreng an den Vertrag und die feſtgeſetzte Stunde ſei verſtrichen. So mußten die Männer mit ihrem Gelde zurückkehren und das ſchöne Leukerfeld war um ein Linſenmuß verkauft worden.

Seither ſah man oft einen glühenden Körper nach allen Richtungen des Feldes hinrennen. Auch wollte einſt ein Mann in der Nacht nach Leuk zurückkehren. Da ſah er vor ſich ein geſatteltes Pferd. Um ſchneller nach Leuk zu kommen, beſtieg er dasſelbe. Mächtig holte der ſchöne Renner aus und bald war die Grenzlinie des Feldes erreicht. Da gewahrte der Reiter mit Entſetzen, daß das Pferd immer größer wurde und über die höchſten Bäume hinausragte. Der Reiter verſprach, eine Wallfahrt machen zu wollen. Siehe, da lud das Pferd ſanft den Reiter ab und

galoppierte wieder feuerſchnaubend feldeinwärts der Oſtgrenze des Leukerfeldes zu. Fr. Zehnder.

214. Das Pferd als Schiedsrichter.

Als die zwei Gemeinden Erſchmatt und Bratſch eine gemeinſame Kirche bauen wollten, war heftiger Streit unter ihnen, wo ſelbe ſollte aufgebaut werden. Natürlich wünſchten beide Gemeinden die Kirche in ihrer Mitte. Als alle andern Mittel zu keinem Verſtändniſſe führen wollten, kam man überein, ein Pferd mit Kalk zu beladen und da die Kirche zu bauen, wo dasſelbe würde ſtehen bleiben. Geſagt, getan; ein der Gegend unkundiges Pferd trug ohne Führer die Ladung auf den Platz hin, wo die Kirche jetzt ſteht, ſtellte ſich gegen Sonnenaufgang und begann dreimal hell zu wiehern. — Auf dieſes Zeichen wurden die Leute einig und bauten eine ſchöne Kirche. R. W. S. Nr. 38.

215. Die Abrechnung.

Dazumal hielten es die jungen Leute gerade ſo wie heute. Um dem Verbote und der Aufſicht der Gemeindebehörde zu entgehen und ungeſtörter über die Schranken hinaus luſtig ſein zu können, beredeten junge Leute von Leuk einen verborgenen Tanz in dem $1^1/_2$ Stunden von Leuk entlegenen Weiler Pfin.

Nachdem die fröhliche Geſellſchaft ſich mit Tanzen ermüdet hatte und es ſchon hoch herging, begann das junge Volk ein loſes Pfänderſpiel, während ein bejahrtes Mütter-

chen ihnen küchelte. Da ſtach ein frevelhafter Uebermut eines der Mädchen und es rief mit der Hand in den Schoß der Pfandhalterin langend: „Dieſes Pfand, das ich in der Hand halte, ſoll dem Päſchol im Galgenwald ein Küchlein bringen.“ Und ſie zog den Gegenſtand hurtig aus dem Schoße. Der junge Burſche aber, dem es angehörte, wurde kreideweiß und das Mädchen desgleichen; denn es waren Liebhaber und Liebhaberin und Päſchol hing ſchon ſeit drei Monaten am Galgen im ſogenannten Galgenwalde.

Doch der Stolz war größer als der Schrecken und der Burſche wollte um keinen Preis ſeinen Mut bei der Liebſten in ein ſchiefes Licht bringen. So nahm er denn ein Küchlein, warf ihr noch einen langen durchbohrenden Blick zu und verſchwand dann im Schatten der Nacht.

Wie er nun durch das Dunkel dahinſchritt und ſich dem Galgen näherte und kein Laut ertönte als das Rollen des Illflußes, der Flügelſchlag herumflatternder Nachtvögel und das ächzende Geräuſch des Windes, der ſich an den Felsgebilden brach, da legte es ſich ihm wie mit eiſernen Reifen ſchwer um die Bruſt. Und wie er auf den freien Platz gelangte, wo das Gerippe von Päſchol am Galgen hing, da bedurfte es ſeines ganzen jugendlichen Uebermutes und Trotzes, um den Toten nach ſeiner Pflicht mit den Worten anzureden: „Päſchol, ich bringe dir ein warmes Chiechli.“ Da rauſcht ein Windſtoß durch den Wald und das Gerippe bewegt ſich, die Gebeine ſchlagen klappernd aneinander und es antwortete mit hohler Stimme: „Blas mär's.“ Der Burſche aber rief, den letzten Reſt ſeines Trotzes zuſammennehmend: „Es iſt ſchon gekühlt.“ Der Tote aber rief mit drohender Stimme: „Es iſt beſſer, du habeſt geſagt, es ſei gekühlt, ſonſt hätte ich dich zu Staub und Aſche zerrieben. Du ſollſt wiſſen und denken, daß ich für meine Miſſetaten

genug getan habe; ich lade dich in drei Tagen ins Tal Joſaphat ein."

Da war es aus mit dem Stolz und dem Uebermut. Kalter Schweiß trat dem Burſchen auf die Stirne, die Haare ſträubten ſich, mühſam ſchleppte er ſich nach Leuk; dort ließ er den Pfarrer rufen. Er beichtete wie ein Sterbender und erzählte den Vorfall, den Geiſtlichen um Rat bittend.

Der Pfarrer verharrte lange in ernſtem Sinnen und Schweigen. Dann entſpann ſich folgendes Zwiegeſpräch: „Haſt du ein Patenkind?" „Ja, ein Mädchen, das als unſchuldiges Kind geſtorben iſt." „Haſt du ihm jemals etwas Gutes getan?" „Nur ganz gering, ich ſchenkte ihm einmal ein warmes Kleidchen." Da ſprach der Beichtvater ernſt: „Gehe heim und bereite dich auf den Tod vor, ich aber will in meinen Gebeten bei deinem unſchuldigen Patenkinde Fürbitte für dich einlegen."

Der Burſche, an Leib und Seele gebrochen, kehrte heim und bereitete ſich ergeben auf die große Reiſe in die Ewigkeit vor. Doch je näher die entſcheidende Stunde, des dritten Tages heranrückte, deſto heftiger erwachte die Liebe zum Leben und der Schrecken vor dem ungehofften Sterben in der Vollkraft des Lebens. Stunde um Stunde verrann. Verzweifelnd wälzte ſich der Unglückliche auf ſeinem Lager. Hundertmal in der Stunde verfluchte er ſeinen Uebermut. Da ſchlug die Turmuhr in langen dumpfen Schlägen die zwölfte Stunde. Jeder Hammerſtreich fiel ihm wie ein Zentnerſtein aufs Herz. Die Haare ſträubten ſich und kalter Schweiß bedeckte ſeinen Körper. „Hilf mir, verſtorbene Seele meines Patenkindes, hilf!" rief er verzweifelnd aus.

Und wie der zwölfte dumpfe Schlag verklungen, da öffnete ſich geräuſchlos die Türe, eine weiße Geſtalt trat unhörbar in die Stube, nähert ſich dem Tiſche, hebt ihren Arm, läßt

ihn ſauſend auf den Tiſch fallen und ruft mit drohender Stimme: „Da nimm das Kleid, unverſchämter Pate, hätteſt du mir dieſes gute Werk nicht getan, wäre es dir ſchlimm ergangen. Einmal bin ich für dich ins Tal Joſaphat gegangen und kein Mal mehr.“ So ſprach der Geiſt und verſchwand.

Der Burſche aber dankte Gott und der Seele ſeines Patenkindes, daß es ihm ſo gnädig ergangen, ſagte allem Stolz und Uebermut ab und tat von da an viele gute Werke für die Lebenden und die Abgeſtorbenen.

R. Loretan.

216. Der Kaſtlan.

Ein Bäuerlein war einſt in Geſchäften nach Sitten gegangen, um die nötigen Sachen für ſeinen Hausbedarf, wie Polenta, Werg, Lampenöl und einige Stäbe Eiſen einzukaufen. Er hatte alles hübſch auf ſein Wägelchen geladen und denſelben ſein Bergmaultier vorgeſpannt. Auf der Heimreiſe überfiel ihn die Nacht viel ſchneller, als er erwartet hatte. In einer unwirtlichen Gegend geſellte ſich zum nächtlichen Fuhrwerker ein Strolch, der mit der einen Hand die Wagenleiter, mit der andern die Zügel des Zugtieres erfaßte und einen Teil der beſſern Ladung abverlangte. Unſer Bauer wollte es aber nicht verſtehen, ſo wohlfeil ſeine mit barem Gelde eingekaufte Ware abzugeben. Er griff nach ſeinen Eiſenſtäben und ſchlug ſo unſanft auf die Finger und die Arme des Strolches ein, daß Seufzer auf Krachen folgten. Der Strolch entfloh und der Bauer ſetzte unbeanſtandet ſeine Reiſe fort. — Am folgenden

Tage (Sonntag) besuchte der Bauer Geschäfte halber eine Nachbargemeinde. Nach dem Gottesdienste verkündete der Weibel auf dem Ausrufungsplatze: „Indem der Herr Kastlan, in letzter Nacht spät heimkehrend, die Finger verrenkt und einen Arm gebrochen hat, wird der angesagte Familienrat heute nicht gehalten." R. W. S. Nr. 54.

217. Der verlorene Wald.

Im Pfinwald besaß die Gemeinde Salgesch einen flotten Wald. Unter der Landstraße daselbst ist ein kleiner Bezirk genannt zur Leimgrube. Es geht die Sage, ein Herr aus Leuk ging einst mit den Salgeschern einen Markt ein. Er bot ihnen für die Bäume, die auf Lehm stehen, eine schöne Summe. Die Bürger von Salgesch gingen den Markt ein, meinend die Bäume, die im Bezirke zur Leimgrube sich befinden. Aber halt, der Herr verstund es anders. Es kamen seine Arbeiter und wollten die schönsten Nußbäume, die dazumal wie ein schöner Kranz das Dorf Salgesch umgaben, fällen. „Halt, halt, ihr habt hier nichts zu tun," rief man ihnen zu; doch schon haben sie den größten Baum beinahe gefällt, als sogleich einige stämmige Männer aus Salgesch diesen Bübchen den Weg nach Leuk zeigten. Nun gabs Gericht. Da aber im Kontrakt geschrieben stund, „die Bäume, die auf Lehm stehen", so haben die Salgescher verloren, denn das ganze Dorf und seine nächste Umgebung steht, wenn man einige Meter tief gräbt, auf einer Schichte Lehm. Die Salgescher mußten nun den Atem leise ziehen und boten dem Herrn, damit er ihnen nicht die schönen Nußbäume nehme, einen großen Bezirk im Pfinwald an; der

Herr ging darauf ein und heute noch zeigt man den Wald, den die Salgeſcher in dieſem unliebſamen Streit verloren haben. G. Mathier.

218. Die reichſte Tochter.

Es geht die Sage, ein gewiſſer Prois (Preux), ein ſchöner Burſche, kam öfters in der Woche in das Dorf Salgeſch. Das fiel den jungen Leuten auf und ſie fragten ſich, was der wohl hier zu tun habe? Alsbald ſtellte es ſich heraus, daß er um die reichſte Jungfer werbe, welche zwanzig Kühe wintern konnte, ein ſchönes Rebland hatte und dabei noch die allerſchönſte Maid in ganz Salgeſch war. Dem wollten ſie ſchon paſſen, aber ſie haben ihn nie bekommen, bis es zu ſpät war. Am Vorabend vor der Heirat fragte die Verlobte den Verlobten, wie viel Kühe er denn eigentlich wintern könne. Er antwortete: „Wenns gut geht, bis morgen abends einundzwanzig". Und wirklich, er hatte recht, denn eine hatte er ſelbſt und zwanzig erhielt er durch die reiche Heirat. G. Mathier.

219. Liſür, der große Räuber im Pfinwald.

In dem von jeher berüchtigten Pfinwald wohnte lange Zeit ein großer Räuber mit Namen Liſür. Seine Wohnung ſoll er bei dem ſog. Berüſchohubel aufgeſchlagen haben. Liſür war ein Mann mit geteiltem Herzen, ein Wolf im Schafpelz, unter dem ein berüchtigter Räuber ſteckte. Bei

Tag verkehrte er ganz freundlich mit den Leuten, ganz beſonders mit den nahe wohnenden Salgeſchern, denen er ſogar die Gaſtfreundſchaft zur Schau trug. Brach aber die Nacht heran, dann lauerte er bei der unheimlichen Pfinwaldſtraße dem unglücklichen Wanderer auf, tötete ihn, beraubte ihn und begrub dann den Leichnam in einem abgelegenen Winkel des Waldes.

Mit dieſem Liſür ſoll nun ein gewiſſer Mathier aus Salgeſch ſo intim geweſen ſein, daß Liſür ſogar Gevatermann dieſes Mathier wurde.

Mathier pflegte, gegen die Sitte ſeiner Ortsleute, immer ſehr frühe in die ſog. Pfinwaldgärten zu gehen. Selbſtverſtändlich machte Mathier ſeinem Gevatermann jedesmal eine Viſite. Auf einen kühlenden Tropfen Wein konnte Mathier immer rechnen. Leider wiederholte ſich dieſe Viſite allzu oft und allzu früh. Liſür mußte unſtreitig bei dieſer Morgenfrühe an einer Arbeit ſein, bei der er ungeſtört ſein wollte. Als Mathier einmal wieder ſo früh kam, ſagte Liſür wild zu ihm: „Komme mir nicht mehr ſo früh, anſonſt fehlt es dir einmal.“ Mit dieſen Worten lud er ihn wie gewöhnlich zum Schoppen ein. „Nun trinke,“ ſagte der verſteckte Räuber, nachdem er eine große Piſtole (Krug), wie er ihn nannte, gefüllt hatte. „Herr Gevatter,“ ſagte Mathier, der merkte, daß heute anderes Wetter los ſei, „der Krug liegt in guter Hand, trinken Sie heute einmal zuerſt.“ Wie der Räuber den großen Krug zum Munde führte, ſchlug Mathier mit ſeinem Stocke ihm den Krug ins Geſicht, daß er niederfiel.

Mit Blitzesſchnelle eilte er aus dem Keller, beſtieg ſeinen Schimmel und ritt dem Dorfe zu. Kaum hatte Mathier die ſog. Profenſchingſcheune hinter ſich, da ſah er Liſür auf einem ſchwarzen Bock ſchon ganz nahe. Zwei, drei

Sätze noch und Mathier fühlte, wie mit einem Säbelhieb der linke Flügel seines Frackrockes davon flog. Es wäre um ihn geschehen gewesen, hätte er nicht Leute um Hilfe gerufen. Auf das Erscheinen der herbeieilenden Arbeiter verschwand Lisür. Dieser Mann mußte beseitigt werden. Aber wie? Man kam überein, ein Gemeindemahl zu veranstalten und ihn dazu einzuladen. Damit er ja nichts merke, daß man etwas im Schilde führe, bat man ihn, seine Dienstmagd als Köchin kommen zu lassen. Dankend nahm er von der Abordnung die Einladung an und gewährte zugleich die Bitte, die Magd als Köchin ziehen zu lassen.

Nachdem man mit der Köchin, die den Plan der Leute begünstigte, sich besprochen, sagte sie, seine Kraft bestehe darin, daß er, solange er mit den Füßen den Boden berühren könne und mit zwölf Messern bewaffnet sei, unüberwindlich bleibe. Der Tag kam. Alles war im Gemeindehause versammelt. Als Ehrengast nahm Lisür den Ehrenplatz ein, nahe um ihn hatten zwölf der stärksten Salgescher Platz genommen. Während des Essens fehlte dem einen oder andern Salgescher, der absichtlich später eintrat, das Tischmesser.

Deshalb trat bald der eine, bald der andere Bediente zu Lisür hin mit dem Gesuche: „es fehlt uns ein Messer, könnten Sie uns vielleicht mit einem dienen?“ Als man so das letzte Messer ausgelockt, sprang man auf ihn los, packte ihn, ohne ihn Boden berühren zu lassen, trug ihn aus dem Gemeindehause auf einen bereit gehaltenen Wagen, um ihn nach Sitten zu bringen und da der Gerechtigkeit zu überliefern. F. Pichel.

220. Der kleine Hirt in der Arbittetaalpe.

Rechts vom Zinalgletſcher im Eiſiſchertale liegt die Alpe der Gemeinde Salgeſch. Von den Eiſiſchern wird ſie Arbitteta genannt. Im zweiten Stafel Luchalet befindet ſich eine Hütte, bei welcher das Kühervolk gegen drei Wochen mit dem Vieh zu weilen pflegt. In dieſer Hütte errichteten die Aelpler einſt eine Art Galgen. Man wollte im Uebermaße des Mutwillens verſuchen, wer am längſten daran zu hangen vermochte. Nachdem alle, vom Sennen angefangen, daran gehangen, kam die Reihe an den kleinen Hirten. Kaum hatte er die Schlinge um den Hals gelegt, da fing das Vieh draußen fürchterlich an zu wüten. Ganz erſchrocken rannten die Küher vor die Hütte, um zu ſehen, was denn das zu bedeuten habe. Auch der kleine Hirt wollte hinauseilen. Unglücklicher Weiſe war der Stuhl unter ſeinen Füßen umgefallen, die Schlinge zog ſich enger und feſter um ſeinen Hals, ſo daß er bald die Beſinnung verlor. Bald darauf kehrten die Küher, die draußen alles Vieh ſtill liegen und gemütlich wiederkauen ſahen, in die Hütte zurück. Mit Entſetzen ſahen ſie, daß der kleine Hirt bereits ſchon kalt als Leiche am Galgen hing. Man band den ſtarren Leichnam los und begrub ihn auf dem naheliegenden Hügel. Als man das Grab mit Erde zumachen wollte, wurden die Schollen immer wieder zurückgeworfen. Man begann neuerdings das Grab mit Land und Steinen auszufüllen — umſonſt; das Grab ſpie alles wieder heraus. Da ſprach der fromme Schafhirt: „Lernet hieraus, wie Gott ſelbſt nach dem Tode noch diejenigen beſtraft, welche mit ihrem Leben mutwillig ſpielen.“ Das Grab iſt heute

noch offen und der Hügel hieß von da an der Totenhügel. F. Pichel.

221. Der Mörderſtein im Pfinwald.

In dem großen Wald zwiſchen Siders und Leuk auf der Mittagſeite des Rhonetales, genannt Pfinwald befindet ſich eine geſpaltene Fluh, der Mörderſtein, welcher dieſen Namen folgender ſchaurigen Sage zu verdanken haben ſoll: Ein Mörder, dem ein durch dieſen Wald ziehendes Kind in die Hände fiel, ſtellte bei dieſem Felſen, der dazumal noch ganz war, folgende Fragen an das Kind: „Was iſt ſchöner als der Tag?“ Das Kind antwortete: „Der Mutter Blick!“ Mörder: „Was iſt edler als Gold?“ Kind: „Der Mutter Herz!“ Mörder: „Was iſt ſüßer als Honig?“ Kind: „Der Mutter Milch!“ Mörder: „Was iſt weicher als Flaum?“ Kind: „Der Mutter Schoß!“ Mörder: „Was iſt ſtärker als der Tod?“ Kind: „Der Mutter Liebe!“ Mörder: „Was iſt härter als Stein?“ Kind: „Des Mörders Herz!„ — Da habe der Mörder das Kind mit ſolcher Gewalt an den Felſen geſchleudert, daß derſelbe entzwei geſpalten wurde, wie zum ſchrecklichen Andenken noch zu ſehen iſt. T. W S. Nr. 47.

II. Legenden und Märchen.

222. Die Walliſer und der Heiland.

Als unſer Herr noch im Judenlande wandelte, ſagte eines guten Morgens St. Petrus zu ihm: „Sieh, lieber Herr, du mußt doch ein rechter Tor ſein, daß du des Dankes halber, den du einheimſeſt, aller Welt im Judenlande helfen magſt. Schau, die Ohren der Tauben, die du öffneſt, öffnen ſich nur, über dich Schmähreden anzuhören: die Zungen, die du löſeſt, werden deine Ankläger. Je mehr Augen du ſehend machſt und je mehr Hände du heilſt, deſto mehr Spione durchbohren dich, um Arges an dir zu entdecken, deſto mehr Finger umfaſſen Steine, um ſie nach dir zu werfen. Wäre ich der wundertätige Meiſter, der du biſt, längſt ſchon hätte ich den Staub von meinen Füßen geſchüttelt und zeigte dankbareren Ländern meine Kräfte.“ Um dem Jünger diesmal nach Gefallen zu ſein, nahm der Herr ſeinen Stab zur Hand und beide durchzogen Gutes tuend die Welt. So kamen ſie bis in die Alpen und alſogleich machte der Meiſter alle Kranken geſund. Das Volk aber wußte ihm Dank dafür. Hinter der Hand des Meiſters fragte Petrus, den des Volkes Wohlwollen und Dankbarkeit kitzelte, das Volk, welchen Wunſch ſie noch hätten, damit er den Herrn in ihrem Namen bitten könne. Die Leute hätten aber in den Tälern ſtatt der Gletſcher gerne Feld und Acker gehabt und taten es dem Jünger zu wiſſen. Dieſer lief zum Meiſter, trug ihm die Bitte vor und der

Bitte folgte die Tat. Wo früher dumpf der Firn gebrüllt, dehnten ſich jetzt herrliche Felder aus, auf denen der Herr üppige Gräſer ſprießen ließ. Nach einiger Zeit kam die Stunde des Abſchieds. Bevor der Heiland weiter zog, fragte er das Volk, ob ſie noch eine Bitte an ihn hätten. Und richtig, neue Plage, neue Klage! Weil die kühlen Firne verſchwunden waren, wurde es jetzt viel heißer in Tal und Berg und die Gräſer auf den Matten wurden dürr und rot unter den Strahlen der Sonne. Da ſollte nun der Meiſter wieder raten und helfen. Dieſer ſprach: „Die Sache liegt ſehr einfach, hier muß gewäſſert werden. Nur beſteht die Frage, ſoll ich es tun oder wollt ihr es tun?“ Alle ſagten: „Herr, du haſt bis anhin weiſe an uns getan, walte und ſchalte du auch weiter.“ Nur der Walliſer blieb ſtumm und kam nicht aus dem Sinnen und Wägen. Hinter des Herrn Rücken ſchlich Petrus zu den Walliſern, tupfte ihnen auf die Schultern und ſprach: „Laßt nur getroſt den Herrn walten; er meint es gut mit euch und wird euch nicht ſtiefmütterlich behandeln, denn er iſt ja ſo zu ſagen ein Walliſer.“ „Was, ein Walliſer iſt er?“ riefen die aus dem Wallis, „wo wird er ſein größeres Können herhaben? Nein, da dem ſo, ſo wäſſern wir ſelbſt!“ Seit dieſer Zeit wäſſert in der übrigen Schweiz der Heiland, im Wallis aber wäſſern die Walliſer ſelbſt. Wenn aber ihre Matten im Sonnenbrande rot werden, klagen ſie nicht, denn der Heiland hätte es auch nicht beſſer machen können. Selbſtverſtändlich! Er iſt ja ein Walliſer, warum ſollte er es beſſer können als die andern Walliſer? Wenn er ein Fremder wäre, ja dann ....!

Adr. Weger.

223. Das isländische Moos.

Das isländische Moos, das auf den hohen Alpen wächst, hat Röhrchen und Blätter, welche ganz verdorrt aussehen. Die Sage erzählt, diese Röhrchen und Blätter seien ehemals voll Milch gewesen. Solange die Kühe davon zu fressen bekamen, mußten die Sennen dreimal im Tage melken. Als nun einst die Alpleute einen lustigen Tanz hatten, verwünschte einer aus ihnen, der sehr ungern die fröhliche Gesellschaft verließ, dieses Kraut, weil er am hellen Mittag zum Melken heimgehen mußte und stieß die Verwünschungsworte aus: „Ich wollte, es würde verdorren — das leidige Gras!"

Am andern Morgen sah man das Gras wirklich verdorrt. Die Hirten gafften einander an und sagten: „Der Dreck ist dürr." Daher hat nun auch das isländische Moos unter dem Volke den Namen Dürrgrag oder Blatterian.

Die gleiche Sage wird auch in Stalden von der Mattwaldalpe erzählt, wo ein lustiger Senn verdrießlich sprach:

„Verfluchtes Gras, Muttrina und Hahnenfuß,
Daß ich dreimal in dem Tage melken muß!"

R. W. S. Nr. 2

224. Der Name des Dorfes Bellwald.

Nach der Erschaffung der Welt sagte eines Tages der Herrgott zum Engel Michael: „Schnüre dein Bündelein und stecke hinein, was zu einer Reise nötig ist; ich will mir mal ansehen, was ich geschaffen. Du magst mich begleiten." Der Engel ließ sich so was nicht zu zwei Malen sagen, sondern war mit Freuden dabei. Bald streiften die

beiden die Kreuz und die Quere durch aller Herrenländer und machten ihre Bemerkungen über das Geschaffene. Der Engel aber war vor Bewunderung lauter O und Ach! So schritten sie durch Italien herauf und stiegen über den Albrun ins Wallis nieder. Die Lorbeerhaine Italiens und die wildherrliche Schönheit der Twingen hatten es ihnen aber ganz besonders angetan, so daß ihnen das übrige Goms nicht gerade besonders gefiel, als sie auf der Binnegge einen freien Ausblick darüber hatten. Besonders eine baumlose, wilde Klamm jenseits Ernen, deren nackte Felskanten von den Fluten der Rhone gepeitscht wurden und darüber eine steinige, von der Sonne kahlgebrannte Halde waren nicht nach ihrem Geschmacke. Zum ersten Male kam hier der Engel aus dem Staunen heraus und lachte spöttisch: „Da hast du mal was Schönes geschaffen, Herr!“ Etwas unwirsch antwortete dieser: „Was nicht ist, kann noch werden. Schau!“ Und sogleich waren Tobel und Halde mit dem herrlichsten Walde bekleidet und beide erstrahlten in morgenfrischer Schönheit, wie Brautleute in ihrem Geschmeide. Wie aber die zwei Reisebummler nach Ernen kamen, erscholl ringsum in allen Dörfern Sturmgeläute und aus allen Häusern stürmten Bewaffnete hervor. „Was gibts, was gibts?“ fragte der Herrgott einen vorüberstürmenden Bauer. „Ja, was gibts?“ gab der Bauer eilfertig und wenig höfisch zurück, „hast denn keine Augen im Kopfe, daß du den Wald nicht siehst, der da drüben plötzlich aus dem Boden gewachsen und den jetzt jede Gemeinde für sich anspricht.“ „So, ja so pfeift der Wind?“ sagte der Herr zu Michael, „jetzt können wir zum Entgelt für jene Guttat mitteln gehen und vielleicht blutige Köpfe holen, denn der Bauer versteht keinen Spaß.“ Sie schritten also dem umstrittenen Walde zu, der vom Geschrei und

Waffengeklirr wiederhallte. Der Herrgott bot ſich ſodann den Zänkern als Schiedsrichter an. Nach einigem Wortgeplänkel wurde das Anerbot des Fremden angenommen und die Teilung in Minne geſchlichtet. Als die beiden Vermittler verreiſten und bei Lax noch einmal einen Blick auf die verlaſſene Gegend warfen, fragte Michael: „Aber was iſt das für ein Dorf?“ „Welches?“ fragte der Herr. „Jenes oberhalb des neuen Waldes,“ ſagte Michael, mit dem Zeigefinger ſeine Worte begleitend. „Welchen Teil ließeſt du ihm zukommen?“ „Wo hatte ich nur meinen Kopf?“ ſagte der Herr. „Die habe ich ganz vergeſſen. Aber Schuld ſind ſie eigentlich ſelbſt, warum ſind ſie nicht zur Verteilung gekommen, die Furchtſamen. Wegen eines kleinen Handels nicht kommen dürfen!“ Nach einigem Sinnen aber ſagte er: „Billig iſt es aber nicht, daß alle Dörfer aus meiner Durchreiſe einen ſo großen Nutzen ziehen, nur dieſes Dorf leer ausgehen ſoll. Wald kann ich ihm freilich keinen mehr geben, der iſt verteilt; aber als kleines Entgelt für den ihm entgangenen Wald heiße es fürder Bellwald.“ Adr. Weger.

225. Ahasver.

In der einen Hand ein Paar zerriſſene Schuhe hin und herpendelnd, in der andern Hand einige Groſchen, die ihm ein Kunde an ein Paar Schuhe bezahlt hatte, klimpernd, wollte Ahasver gerade in ſein Haus eintreten, als am untern Ende der Straße ein ſchreiender und die Hände ballender Volkshaufe herandrängte. Der Meiſter blieb ſtehen. Gleich wurde ein über und über mit Blut überronnener

Menſch ſichtbar, der die Laſt eines Kreuzes auf ſeinem Rücken daherſchleppte. Nahe am Hauſe des Meiſters brach er zuſammen, aber mit Stricken und Stöcken wurde er aufgetrieben. Jetzt ſchritt er an ſeinem Hauſe entlang und wieder drohte er zu fallen; da hielt ſich die taſtende, zitternde Hand des Verurteilten an der Mauer des Hauſes feſt. Der zu Tode Gehetzte wollte ein wenig ruhen. Da ſprang Ahasver herbei, ſtieß den Gemarterten weg von ſeinem Hauſe, mißachtete den blutunterlaufenen Blick des Gequälten, der um Mitleid flehte. Aber kaum hatte er den Heiland — denn dieſer war der Verurteilte — mit erbarmungsloſer Fauſt hinweggetrieben, als ihn auch ſchon das göttliche Strafgericht erreichte. Er fühlte den Fluch des Himmels durch ſeine Glieder rinnen. Nimmer konnte er eintreten in ſein Haus, um einen Zehrpfennig einzuſtecken; ein grauſiges, unheilvolles Verhängnis trieb ihn weg vom Hauſe ſeiner Väter. Er, der den Erlöſer nicht ruhen ließ am Pfoſten ſeines Hauſes, ſollte ferner nicht mehr raſten an irgend einer Stätte der Erde. All ſein Reiſegeld beſteht in den wenigen Groſchen, die er an jenem Unglückstage erhalten hatte. Wenn er aber ſein Geld für karges Brot verauslagt, wird es ihm immer wieder auf unheimlich wunderbare Weiſe erſetzt. Wie dazumal, pendeln heute noch jene zerriſſenen Schuhe in ſeinen Händen hin und her. In ſeiner raſenden Eile findet er keine Zeit, ſich ihrer zu entledigen. Er wurde ſo ausgerüſtet ſchon mehrere Male im Wallis geſehen. Als er das erſte Mal durchs Rhonetal hinauf auf die Grimſel kam, grünten rings an den Bergen ausgedehnte Weinberge und Obſtgärten und zwiſchen den Obſtbäumen verſteckt lagen lachende Weiler und Dörfer mit tauſend freudigen Menſchen. Doch ſollt' es nicht immer ſo bleiben. Nach fünfhundert Jahren kam Ahasver wieder,

aber verſchwunden waren Dorf und Leute, Weinberg und Obſtbaum. Berg und Tiefe waren beſetzt mit dunkelgrünen Tannen und Vögelein, ſo zahlreich wie die Sterne am Himmel, niſteten in den dichten Aeſten und in zahlloſen Liedern ſangen ſie des Ewigen Lob. Nach wieder fünfhundert Jahren ſah des Juden Auge weder Buſch noch Baum, ringsum nur totes Geſtein, weit und breit lebloſe Wüſte! Da entrollten bittere Tränen ſeinen Augen, weil er ſah, daß alles ſtarb, alles verdarb, nur einzig ſein müder, morſcher Leib die grauzerriſſene Seele nicht abſchütteln konnte. Immer heftiger weinte er, ſo daß ſeine Tränen einen kleinen See bildeten. Gott erbarmte ſich aber ſeiner. Er offenbarte ihm, daß, wenn er das vierte Mal die Grimſel überſchreiten werde, ſein heißeſter Wunſch erfüllt werde, dann ſei das Ziel alles Lebens nahe, das Weltende gekommen, dann werde er ſterben. Adr. Weger.

226. Die St. Kümmernus in Naters.

Im Beinhaus neben der Pfarrkirche in Naters fand man ein ſonderbares Schnitzwerk, das eine Perſon in Lebensgröße an ein Kreuz genagelt vorſtellte. Die Statue war mit drei oder vier verſchiedenfarbigen alten Röcken bekleidet. Am Kopfe fielen große, ſchwarze Augenbrauen und ein kräftiger Schnur- und Kinnbart auf. Das Geſicht war mit lebhaften Farben bemalt und ſtark lackiert, daß es den Anſchein hatte, die Haut wäre naß von Schweiß und die großen, ſchwarzen Augen naß von Tränen.

Eine Legende erzählt, die hl. Kümmernus ſei eine

ſchöne Königstochter geweſen, die ihr königlicher Vater an einen Menſchen verloben wollte, der ihr mißfiel. Sie hatte überhaupt keine Neigung zum Eheſtand und wollte ihr Leben Gott widmen. Weil ſie aber auf die eigene Kraft, allen Verſuchungen zu widerſtehen, zu wenig Vertrauen hatte, nahm ſie ihre Zuflucht zu Gott. Und ſie wurde erhört; ihr Mund, ihre Naſe und Augen wurden groß und entformten ſich entſetzlich; kohlſchwarze Augenbrauen und ein gewaltiger Stutzbart vollendeten die Entſtellung ihres einſt ſo ſchönen Antlitzes. Als der Vater das Spiel merkte, ließ er im Zorn ſeine Tochter an ein Kreuz nageln.

Man erzählt ferner, die St. Kümmernus habe einſt von Vaters davonlaufen wollen. Zum Glück begegnete ſie auf ihrer Flucht zuoberſt im Dorfe einem Manne, dem ſie noch länger zu bleiben verſprach, wenn ihr alle ſieben Jahre ein neues Kleid gegeben würde. R. W. S. Nr. 26.

227. Das Zittern der Aſpe.

Als ich einſt bei einigen ſchlanken, hochgewachſenen Aſpen vorüberging und dem ſeltſamen Zittern ihres Laubes, das bei dem geringſten Luftzug immer in eine rauſchende Bewegung gerät, zuſah, ſagte ich zu einem alten Manne, der mein Begleiter war: „Das iſt doch ein ſeltſamer Baum! während die übrigen Bäume in der Nähe ruhig ſtehen und kein Blatt ſich daran bewegt, zittert dieſer immer.“ „Das kommt,“ erwiederte mein Begleiter, „vom Fluche Gottes her; denn aus dem Holze der Aſpe ſoll das Kreuz, an welchem unſer lieber Heiland geſtorben, gezimmert worden ſein. Alle Geſchöpfe haben mit ſeinem bittern Tode Mitleid gehabt.

Aber die Aſpe hatte kein Mitleid, da er an ihrem Holze ſeufzte, litt, zitterte und ſtarb. Darum hat der göttliche Heiland ſie verflucht: So wie ich an deinem Holze in der dreiſtündigen Todesangſt zitterte, ſo ſollſt du, ſolange ein Baum von deiner Art irgendwo auf der Welt iſt, auch immer zittern, zum ſchrecklichen Gedenkzeichen. Darum zittert die Aſpe immer ſo ſehr". T. W. S. Nr. 68.

228. Ein Märchen.

Vor Zeiten wurde ein Außerberger von ſeiner Gemeinde nach Sitten zu einem fahrenden Schüler geſchickt, daß er ihm eine Quelle oder einen Brunnen verkaufen und mitgeben wolle, denn ſie hatte auf ihrem Berg große Waſſernot. Der Schwarzkünſtler gab ihm eine wohlgeſchloſſene Schachtel mit dem ſtrengen Verbot, daß er ja nicht darüber gehen ſolle bis an dem Ort, wo man die Quelle haben wolle. Wie er nun kam bis zur Leukerbrücke, da wandelte ihn ein Wunder an, die Schachtel zu öffnen, um zu ſehen, was darin wäre, daß er endlich das ſtrenge Verbot vergaß und hineinguckte. Aber kaum hatte er geöffnet, da flog ein großer Brummel heraus und nicht weit davon in die Erde — und ſeht! eine prächtige Quelle rauſchte aus dem ſteinigen Erdreich hervor und ſtürzte in kurzem Laufe, ohne jemanden etwas zu nützen, in die Rhone. Wie mancher hat, wenn er dieſe herrliche Quelle aus den Felswänden ob der Leukerbrücke, an einem ſo nutzloſen Orte geſehen, gewünſcht: Ach, hätten wir doch auf unſerm dürren Berge dieſen Brunnen.

T. W. S. Nr. 42.

229. Der künſtliche Gletſcher.

Weil Außerberg waſſerarm und daher in trockenen Sommern in arge Not gerät, beſchloſſen die dortigen Leute einſt, ſich einen Gletſcher in der Nähe anzulegen. Gedacht, getan. Die ſämtliche arbeitsfähige Bevölkerung machte ſich auf den Weg nach dem Baltſchiedertal, hackte und ſägte vom dortigen Gletſcher große Eisſtücke ab und trug dieſe in Rückenkörben und Käſekräxen heraus an den Fuß des Winwannihorns. Dort wurden die Eisſtücke ringsum aneinander geklebt — wahrſcheinlich mit Schuſterpappe — und der Gletſcher war da. Allein dieſer künſtliche Gletſcher ſtrömte ſoviel Kälte aus, daß im Frühjahr die Baumblüten und die zarten Rebſchößlinge im nahen St. German gefroren. Dies war des jungen Gletſchers Tod, denn der Wein war den Außerbergern denn doch lieber wie das Waſſer. Sogleich trugen die gewitzigten Leute den Gletſcher wieder an die frühere Stelle zurück. Die Reben in St. German aber haben ſeither immerhin dann und wann Froſtſchaden gelitten — natürlich wenns ihnen zu kalt war. R. v. Roten.

230. Der Stein.

In dem großen Kampf zwiſchen den Engeln des Himmels wurde ein aufrühreriſcher Engel vom heiligen Erzengel Michael gegen die Hölle hinuntergeſchleudert, fiel aber noch auf Erden auf einen Stein und brach an demſelben einen Backenzahn ſich aus. Seitdem hat der Stein einen eigentümlichen Klang, ſo oft man mit einem Eiſenhammer drauf ſchlägt. Der Stein aber liegt am Südende des Weges,

der vom Albenwald vor zen Stadeln nahe bei den erſten Aeckern und Wieſen nach Zeneggen hinaufführt.

Fr. Lagger.

231. Die ſingende Tanne.

Alle Male, wenn die Glocken von Reckingen des Tages das Ave ins Tal hinausriefen, hörte man hoch oben im Hohbachwalde eine wunderſame Weiſe ertönen. Anfangs wußte niemand, woher der Geſang kam, aber bald hatte man's herausgefunden, daß der Geſang aus einer Rieſentanne erklang. Lange Jahre hörte man die geheimnisvollen Melodien und ſchon hatte man ſich an die lieblichen Töne gewöhnt.

Eines guten Tages wurde die Tanne von einem Reckinger Schnitzler gefällt. Der Geſang verſtummte. Der Schnitzler aber ſchnitzelte aus dem glatteſten Holzblock eine Statue der allerſeligſten Jungfrau Maria. Die Statue gelang ihm wie kein zweites Bildnis und kein Bild weit und breit wurde gefunden, das ſich mit dieſem Bildniſſe in himmliſcher Anmut und ſeeliſcher Hoheit hätte meſſen dürfen.

Der Schnitzler aber ſchenkte das Kunſtwerk der Kirche von Reckingen. Als die Statue am Hochaltar ihren Platz einnehmen ſollte, bewegte ſie ihre Lippen und noch einmal hörten die Leute die herrlichen, langvermißten Geſänge. Ob dieſer wunderbaren Milde und Güte der Himmelskönigin weinte alles Volk aus ſeliger Wonne Jubeltränen und pries Gott und die himmliſche Jungfrau.

Adr.. Weger.

232. Der Kornfluch.

In den Tälern von Goms war früher gar großer Ueberfluß an Korn und Brot. Niemand hungerte, denn an jedem Halme auf dem Acker sproßten zwölf schwere Aehren. Aber Ueberfluß macht Ueberdruß und Uebermut.

Vor der Reife ging eines Tages eine reiche Mutter, ihr jüngstes Kind an der Hand führend, hinaus auf's Feld, um ihre Matten und Aecker zu besichtigen. Stolz stund sie an einem ihrer Felder, auf dem sich fingerdicke Halme unter der Last der Frucht zur Erde neigten. In stiller, heimlicher Freude überschlug sie bei sich den diesjährigen Gewinn der Ernte, denn sie war nicht weniger habsüchtig als stolz.

Wie sie so sann und rechnete, kam ein Bettler an sie heran, rühmte den schönen Acker und die prächtige Frucht und in seinen Worten lag versteckt die Bitte um ein Almosen.

Das Weib aber fuhr ihn mit harter Rede an und rief: „Lieber will ich mein Korn an die Hunde wegwerfen, als an dich verschwenden, du garstiger Bettler! Gleich machst du, daß du mir aus den Augen kommst."

Gleich nachher entwürdigte sie in schändlichem Undanke gegen Gott die goldene Frucht. Sie raufte eine Handvoll Aehren und reinigte damit ihr Kind. Sogleich brach die Strafe über sie herein. Wie sie wieder aufblickte, stund vor ihr nicht mehr der arme, hinfällige Bettler, sondern ein Engel mit strahlendem Antlitze und leuchtendem Gewand. Mit furchtbar drohendem Blicke wandte er sich an das Weib und sprach: „Wohlan, ich bin gesandt worden von Gott, daß ich dich prüfte zum letzten Mal. Du hast die Probe nicht bestanden. Lieber wolltest du das Brot den Hunden geben als einem Armen. Und zuletzt hast du die

Gabe Gottes, die heilige, schlimmer entehrt als ein Hund. Geiziges, schändliches Weib, höre nun die Strafe: Fortan wachse auf jedem Halme statt zwölf Aehren nur mehr eine Aehre. Diese aber läßt Gott nicht mehr wachsen um der Menschen willen, sondern aus Liebe zu den Hunden, die Gottesgabe besser ehren als die Menschen."

Der Engel verschwand. Am Himmel aber ballten sich schwarze Wolken zusammen und ein schweres Unwetter brach los, Hagel und Schlossen prasselten auf die Felder herab. Als der Sturm vorübergegangen war, fand man, daß der Hagel an jedem Halme elf Aehren zerschlagen hatte und nur eine einzige stehen ließ. Seit diesem Tage wächst auf jedem Kornhalme nur mehr eine Aehre.

Adr. Weger.

233. Die Königstochter Leona.

Hoch oben auf dem Matterberg soll vor Jahrhunderten und Jahrtausenden das Paradies gewesen sein. Dort teilten einst in schwindelnder Höhe der Aar und der Steinbock, die Gemsen und Grattiere friedlich das Revier mit dem Schneehuhn und dem Geier; Blumen sproßten ringsumher, uralte Bäume verbreiteten ihre Schatten, rieselnde Bäche und mächtige Flüsse ergossen sich malerisch in die Tiefe. Boras nannte sich König in diesem Reiche, der, hoch erhaben über dem Treiben der Sterblichen, von seinem Wolkensitze aus Frühling, Sommer und Herbst, aber keinen Winter spendete. Und in der erhabenen Herrlichkeit dieses Paradieses wuchs die Königstochter, die schöne Leona auf. Ihre einzige Gesellschaft war der gestrenge Herrscher, die

ſtummen Blumen und die unverſtändigen Tiere. Und doch — ſie kannte ja nichts anderes — ſie war glücklich, denn ihr Herz war hart und kalt wie die Felſen ihres Reichs.

Hätte ſie nur wenigſtens verſtehen können, was die Bächlein murmelten! Sie plauderten und plauderten raſtlos fort und Leona folgte den kleinen, herzigen Wellchen und freute ſich, wenn ſie in weißkräuſelnden Flocken über die Kieſel dahinhuſchten. So überſchritt ſie die Grenzen von ihres Vaters Reich und ging weiter mit den Waſſern, bis ſie einen Wald betrat, der ganz andere Bäume hatte, wie das Paradies: und die Sonne ſchien ſo luſtig durch die Zweige, die Vögel ſangen auf den belaubten Aeſten der Bäume und am Ende des Waldes ſaß auf einer Raſenerhöhung ein trautes, koſendes Liebespaar. Wie ſie einander anſchauten, die beiden jungen Leutchen! O ſo glücklich und ſelig, wie ſie es im ſchönen, einſamen Paradies niemals geweſen. Es mußte doch ſchön ſein, ſich von jemand geliebt zu wiſſen. Im Innern ihrer Seele ſchien etwas ſich zu erwärmen, und ſie blieb wie gebannt auf der Stelle ſtehen. Dann aber gedachte ſie des Verbotes ihres Vaters, niemals Edens Grenzen zu überſchreiten, weil es ihr Unglück bringe, und ſie ſchickte ſich eilig zum Rückweg an. Aber jetzt wußte ſie, was ihr fehle. Auf einſamer Höhe zu tronen, ſelbſt umringt von paradieſiſcher Herrlichkeit, das war nicht Glück. „Das Glück iſt die Liebe," flüſterte ſie vor ſich hin und klomm höher und höher empor.

Jetzt ſtand ſie wieder in ihres Vaters Reich; aber es war nicht wie zuvor. Die ſchimmernden Sonnenſtrahlen ſchienen ihr kalt, die Blumen farblos, die Tiere ſo ſtumm und die plätſchernden Waſſerfälle drängten ſo ſehnſuchtsvoll nach dem Tale hin, und ſie verſtand jetzt ihre Sprache und ihr Murmeln. Sie freuten ſich, bald ins Tal zu gelangen,

wo die Menſchen einander helfen und lieben, und wo es ſo viel mehr zu erzählen gab als hier oben.

In ſehnſuchtsvolle Träume verloren, ſtand Leona inmitten des Paradieſes, da weckte ſie die Stimme ihres Vaters, der zürnend rief: „Pflichtvergeſſene Tochter Edens, du haſt es gewagt, hinauszutreten aus meinem Reich, zu deſſen Hüterin du beſtimmt biſt. Von dir geht der ewige Frühling hier oben aus, und wenn du hinunterſteigſt zu dem Menſchenvolke, dann wird es hier oben kalt und froſtig. Du haſt die Blumen und die Tiere zu hüten, du haſt die Aufſicht über die Quellen, Bäche und Flüſſe zu führen. Dafür biſt du die glückſpendende Herrin in dieſem Reiche. Entfernſt du dich, ſo werden die Bäche und Flüſſe zu Glas und deines Bleibens iſt nicht mehr im Paradieſe. Fühlſt du nicht, wie kalt es ſchon geworden?“

Trauernd ſenkte Leona das Köpfchen, und eine heiße Träne wollte aus dem Herzensgrunde aufſteigen. „Was ſollte ſie aber auch dort unten, wo die Menſchen weilten. Dieſe waren ja glücklich ohne ſie; Niemand trug Verlangen nach ihr, Niemand kannte ſie,“ ſo dachte ſie entſchloſſen, und ſie murmelte: „Verzeihung, Vater, es ſoll nicht wieder geſchehen.“ Aber ſie mußte ſich doch raſch abwenden und die Hand auf's Herz drücken, denn ſie fühlte einen Schmerz, für den ſie keinen Namen hatte.

Beruhigt ſetzte König Boras wieder die Reiſen in ſeinem Reviere fort, und Leona blieb allein. Ach, wenn doch nur ein einziges Weſen die ſchönen, herrlichen, aber einſamen Paradieſesauen belebt hätte! Ein Weſen, wie die Menſchen da unten im Tale! Es war ſo ſchön, ſo ſchön geweſen, das Glück der Liebenden zu ſehen. Die Sonne hatte keine ſchöneren Strahlen, als den Blick der Liebe in den Augen jenes Paares. Und das ſollte ſie nie, nie mehr

ſchauen. Raſtlos durcheilte ihr Fuß die Fluren. Sie pflückte die ſchönſten Blumen und warf ſie hinab in die Tiefe, um einen Wanderer heraufzulocken, und die Blumen ſenkten ſich in den Schnee und wurden zu Alpenroſen, und an die Grenze, die ſie von den Menſchen ſchied, pflanzte ſie kalte und doch weiche, verlockende Blumen und nannte ſie Edelweiß. Und immer wilder wurde das Sehnen ihres Herzens nach — Wärme; ſie ſtrömte ſolche nur aus, ohne ſelbſt davon berührt zu werden. Und immer üppiger ſproßten die Edelweiß; immer höher hinauf ragten Alpenroſen an den öden Abhängen; da hörte ſie eines Tages einen Laut, den ſie noch nie vernommen. Es war der Geſang eines ſchönen, jungen Wanderers. Er hatte die Blumen weiter und weiter verfolgt, und war bis nahe an Boras Reich gekommen. Auf einmal erblickte er den prachtvollen Kranz von Edelweiß. Aber eine tiefe Schlucht trennte ihn davon. Der Geſang verſtummte, und der Wanderer ſchaute hinüber. Da ſtand das herrliche Königskind und heißer und heißer brannten deſſen Gefühle der Sehnſucht nach einem andern Herzen. Und drüben auf der Felszacke ſtand der kühne Jüngling, der ſich herauf gewagt, und ſchaute ſie wie Hülfe erflehend an. „Führt kein Steg hinüber zu dir, du holdes Zauberbild?“ fragte er beklommen.

Sie ſchüttelte traurig das ſchöne, von ungefeſſelten Haaren umwogte Köpfchen, aber wie ſehnend breitete ſie die Arme nach ihm aus. Da faßte er ſeinen Mut zuſammen und begann mit Lebensgefahr hinabzuklettern an der ſteil abfallenden Felſenwand. Mit angſtvollen Blicken verfolgte das Mädchen jeden ſeiner Tritte und wagte ſich weiter und weiter vor an den Rand, bis die Grenze des Reiches überſchritten war. Leona dachte jetzt nur an den kühnen Fremdling, und da er einen Augenblick auf einem

Vorſprung raſtete, da brach ſie ein Edelweißſträuschen und warf es ihm zu. In demſelben Augenblick verfinſterte ſich der Himmel; kalt und eiſig wurde die Luft, und die Bäche und Flüſſe bedeckten ſich mit Glas.

Schnell eilte König Boras herbei, und rieſige Schneemaſſen umgaben ihn plötzlich. Er rollte eine dieſer Maſſen vor ſich her und wälzte ſie auf den unglücklichen Jüngling. Mit einem Schreckensruf ſtürzte dieſer in die Tiefe. Die pflichtvergeſſene Tochter verbannte er in den See, der heute noch den Namen Leona führt. Dort weilt ſie in der Tiefe und nur, wenn die Alpenroſen und Edelweiß blühen, erhebt ſie ſich aus den Fluten und irrt unſtät und ſuchend am Ufer umher.

Das Paradies war aber und blieb verſchwunden und nur in dreimal ſieben Jahren um die Mitternachtsſtunde kehrt die alte Herrlichkeit auf eine Stunde zurück. Wer es aber wagt, einen Blick hineinzuwerfen, der kehrt niemals nach Hauſe zurück. König Boras kann ſeinen Groll nicht vergeſſen und ſchleudert jeden Verwegenen unerbittlich in die Tiefe. M. Bach-Gelpke.

234. Die Engelmeſſe.

In der Hungerlialpe (Turtmanntal), früher Boſſingen geheißen, lebte vor Zeiten im Orte Zenhäuſern eine Familie, welche während des Jahres weder zum Gottesdienſt, noch zu den heiligen Sakramenten ging. Der pflichtgetreue Pfarrer von Leuk fühlte ſich veranlaßt, einmal dieſe Familie aufzuſuchen und ſie an ihre Chriſtenpflicht zu mahnen. Er griff alſo zu ſeinem Bergſtock und ſtieg hinauf in die Hungerli-

alpe. Dort angekommen, fand er nur die Kinder zu Hause. Auf die Frage, wo die Eltern seien, antworteten die Kinder, die Eltern seien in die hl. Messe gegangen. Das kam dem Pfarrer unverständlich vor, und er ließ sich von den Kindern den Ort zeigen, wohin die Eltern zur Messe gegangen seien. Die Kinder führten den Pfarrer hin zu einem großen Steine, der an einer Seite etwas ausgehöhlt war und zum Weihwasserbecken diente. Daselbst fand der Pfarrer die Eltern knieend, die Hände zum Himmel erhoben. Nachdem dieselben, wie zum Schluße der Messe, ihre Hände gesenkt, trat er zu ihnen und sprach: „Warum kommt ihr nicht zum pflichtgemäßen Gottesdienst nach Leuk und warum vernachlässigt ihr den Empfang der Sakramente?“ Sie antworteten: „Wir glauben unsere Pflicht erfüllt zu haben, wenn wir hier zur Messe gehen.“ „Ja, zur Messe,“ sagte der Pfarrer, „unmöglich; es ist ja kein Priester hier, kein Kelch und keine Meßgewänder.“ „Herr Pfarrer,“ sprach der Vater zu ihm, „stellen Sie sich mit Ihrem rechten Fuße auf meinen linken und schauen Sie über meine rechte Schulter himmelwärts.“ Der Pfarrer tat es und sah in luftiger Höhe einen Altar errichtet. Heilige umgaben den Altar und ein Engel brachte das hl. Meßopfer dar. Nachdem der Seelsorger diese Erscheinung gesehen, ging er mit den Leuten in ihre Wohnung zurück. Nach einem kurzen Aufenthalt verließ er in Begleitung des Familienvaters die Hütte. Zu Leuk in später Abendstunde angekommen, blieb der Begleiter in der Nacht beim Pfarrer. Am folgenden Morgen wohnte der fromme Talbewohner der hl. Messe bei. Während der Aufhebung der hl. Hostie rief der Talbewohner: „Halten Sie! halten Sie!“ Nach der Messe fragte ihn der Pfarrer: „Warum dieser Ruf?“ Er antwortete: „Weil Sie den hl. Leib des Herrn, unseres

Heilandes zu äußerſt an den Zehen gehalten haben, daß ich fürchtete, Sie ließen ihn herunterfallen.“ Auch machte der Pfarrer mit ſeinem Begleiter einen Grabbeſuch auf den Kirchhof. Während beide über den Kirchhof gingen, ſprang der Begleiter über einzelne Gräberhügel. Als der Pfarrer dies bemerkte, fragte er: „Warum hüpfen Sie über einzelne Gräber?“ „Sehen Sie, mein lieber Seelſorger,“ antwortete er, „nicht überall die offenen Gräber und die Verſtorbenen, welche ſich erheben?“ Der Pfarrer erkannte nun, daß er es hier mit einem außerordentlichen Manne zu tun hatte, der außerordentliche Wege ging, aber nicht als gewöhnliches Vorbild dienen kann. Fr. Zehnder.

Vergl. Engelmeſſe im Aletſch, T. W. S. Nr. 10.

235. Die beſtrafte Verwegenheit.

Ein Mädchen, welches in einer Abendſitzſtube, wo eifrig die Spindel gedreht und viel von Totenerſcheinungen, Bozen und Kobolden erzählt wurde, ſich mit ſeiner Furchtloſigkeit brüſtete, ging in ſeiner Verwegenheit ſoweit, daß es vor der ganzen Geſellſchaft ſich anerbot, wenn's eine ordentliche Wette gelte, wolle es in dieſer finſtern Nacht auf den Kirchhof gehen und es wagen, ſeine Spindel in den Grabhügel der letztverſtorbenen Perſon zu ſtecken. Geſagt, getan; — die angebotene Wette wurde angenommen. Da das Mädchen aber lange nicht zurückkehren wollte, ſo wurde der Geſellſchaft Angſt, es möchte ihm etwas begegnet ſein. Es machten ſich alſo einige auf, um nachzuſehen, warum es ſo lange nicht zurückkehren wolle. Da fanden ſie das-

ſelbe, als ſie auf den Friedhof kamen, tot auf dem Grabe liegen. Es hatte ſich ohne Zweifel, als es die Spindel in das friſche Grab ſteckte, ſeine Schürze in der Uebereilung damit angeheftet und, weil es bei der finſtern Nacht dies nicht wahrnehmen konnte, ſo glaubte es, der Tod habe es erfaßt und wolle es nicht mehr loslaſſen; — darum hatte es vor großem Schrecken ein tötlicher Herzſchlag getroffen.

T. W. S. Nr. 69.

Sagen in der Volksſprache.

236. Dr Tifel als Baſi.

Im Wallis vor weiß Gott wie viele Jahru, ich bi noch a chleine Buob g'ſi, wa ich va diſcher altu Zähllata g'hört hä, ſoll in ar ſchönu Alpu, wa d'Chie faſt bis an nu Büch im Chrüt g'wattot und g'nuog Milch und Nutz gigä heint, oich an erzſchlechte Senno, abar oich grad das Gägunteil, an grundbrave Hirt g'ſi ſy. Weſch im Jahr das meiſt Unglück heint g'häbet, ſo iſt d'Schuld am böſchu Senno g'ſi, und daß der Segu-Gottes no nit völlig g'ſlieht iſt, hät mu dum bravu Hirt zuo ſchribu mießu. Hät der Hirt wellu betu, ſo hät der Senno, wenn er oich noch guoter Lünu g'ſin iſt, g'neitot und g'ſchlafu; iſt er abar lünige und eirichtige g'ſi, ſo hät er d'ruber g'ſpottot und g'räſonirt. We der Hirt uber d's Veeh gibetot und gig'krizgot hät, ſo hät der Senno g'ſluochot — d's Veeh gibriglot und alle Tiflu ubergä; we der Hirt am Morgu und Abu, vor am Bild old Chriziſix ſchini Andacht verrichtot und dernach mit Wichwaſſer ſchich g'ſegnot hät, ſo iſt der Senno wie d's Veeh ufg'ſtaunu und ga liggu ohni Chriz und Haggo — und du Hirt an Pfaff und dumme Tifol g'ſcholtu; ja nu usg'ſchoru, daß ers hät faſt mießu verbergu und chum Zit g'häbet hät, an guoti Meinig z'machu. Und we der Hirt oich hät wellu der Milch ſorg hä, damit d'Lit ihri Sach berchome — ſo hät der Senno ohni Borgu und Gwiſſu drangitribu; nummu guot eſſu und trichu, chochu und

chiechlinu, d'Nidla obun ab näh, die beſt Sufi brüchu und darzuo nummu fülenzu wellu — as wenn er nur Büch und kei Seel hätti, churz und guot, bloß ſchiner böſchu Natur g'folget, i Wortu und Werku. Ja er hät ſogar mit dum Böſchu, Gott b'hietiſch derfür, an Pakt g'macht, er welle mu ſchich mit Hut und Haar ubergä, we der Tifol ihm nummu de Summer durch lä zuocho, was ſchini Begirlichkeit wünſche. Mu cha us dem was chunt, ſchließu, was er bigehrt hät. „Mießiggang iſt aller Laſter Afang!" All's Abmahnu vam bravu Hirt hät nit verfangu. Eineſt an am Abund hät er die ſchrecklichſtu Wünſch gita. D's Leida, Gott b'hiet iſch derfür, hät guoti Ohru, diz Mal hät er mu nit vergebu g'rieft und ſchini Hut angibotu. A's ſchrecklich's Wetter iſt entſtannu: der Wind hät alli Balgge und Türini angu nuf und zuo g'ſchlagu und durch alli Chleck gipfifot, as wenn a ſchuppu Chatze rawwoti; der Blitz hät Fir g'ſchlagu und der Donner g'chrachot, daß as Grüſu g'ſin iſt, und g'regnot hät's, as we ſus mit Zubru ilöſchti. Da hät der Sturm uf eimmal d'Hittutür angu nuf g'ſchreckt — und — Jekos, Maria und Joſef! hät der Hirt g'ſchruwu — was iſt das? Mitti in ner offunu Tür — iſt as jung's und karjosgikleidots Wibsbild g'ſtannu — und hinner ihr hät's ſo ſtarch giblickt (gibliggot) as wes im baru Fir ſtiehndi — und d'ruf hät's eis uf d's andra gidonot (gidonrot), daß der Bodu gizitrot hät. A ſchreckliche Uftritt, der ihm hätti ſöllu zer Warnig ſy, aber hät, lieber Gott, bi ihm kei Indruck g'macht. Derwil der Hirt gibetot hät und mu vor Chlupf die Bei wie an Treta gigangu ſind, iſt der Sennо mir und dier nit, freidig wie an ar bikanntu Perſoh entgegu gigangu und hät ſcha frindlich in d'Hitta zum Fir zuo g'fiehrt. Weſch dum Hirt g'nochet hät, ſo iſt mu z'chalt und z'heiß cho und iſt

ra us um Weg g'flicht, ſo g'ſchwind er hät mögu. Der Senno hät ra zwar immer Baſi g'ſeit, aber dem Hirt iſt ſchi fir cho, as wes der lebendig Tifol wäri, de ſo hübſchi und reizundi G'ſtalt ſchi hät g'häbet, ſo hät ſchi doch as u'heimlich's G'ſicht und Oigu wie gliehendi Chole g'häbet, b'ſunderbar, we ſchi ſchich gegu du Hirt kehrt hät — aber gegu du Senno hätti kei Hex verfiehreriſcher ſchich zeigu kennu. O armi Fleiga, die hölliſch Spinna hät dich ſcho ingletſchot und in ihr Wub gizogu, du biſt ufehlbar verloru; ſo hät der Hirt z'ihm ſelber gideicht. — „Will die hinacht hie blibu?“ hät der Hirt g'frägt. „Was anderſt,“ hät der Senno g'antwortot. Hirt: „Aber wa ga ſchlafu?“ — Senno: „Das fräg, da wa wier!“ Hirt: „Da gan ich in d'Schier ga ſchlafu.“ — Senno: „Und nimmſt alle g'ſegnote Grimpol mit dir, uf das mini Baſi nit viel hät.“ — Am Nachtag iſt die Baſi niene umha g'ſi und vor der Hütta hät as Chriziſix und d's Wichwaſſerg'ſchirr g'legu, dem der Senno d's heilig Grimpol g'ſeit hät, der ſchiner Baſi im Weg g'ſi iſt. „Ja, ja,“ hät der Hirt z'ihm ſelber gideicht, „entweder iſt ſchini Baſi a Hex oder der Tifol ſelber; de numu ſottigi chönnunt d's Heiliga und d's G'ſegnata nit lidu. Ja, ja, fir a churzi Zit hät der Senno jez was er wellu hät, aber dar nah welti mu nit tüſchu, b'hiet ui Gott derfür!“ Von da — iſt ſchi alli Abund uheimlich wie a Nachtgſchiwwata in d'Hütta zum Senno g'huſchot und am Morgu ebu ſo uheimlich verſchwunnu. Us dum täglichu Biträgu vam Senno hät mu chennu ſchließu, was ſchini Baſi und nächtlichi G'ſellſchafteri fer eini g'ſin iſt. We mu der Hirt g'ſeit hät, er ſelle ſchich doch bikehru, jez ſys noch Zit; die Zit rücke ſcho, wa ſchini Hut in die Gerwi mieße, ſo hät der Senno ihm ins G'ſicht g'lachot und nu usg'ſpottot, er ſelle mu mit ſottigum Pfaffug'ſchwez,

ſchwigu. — Endli iſt der letzt Tag van der Summerig oich cho. Am Vorabund häts aber es Hexuwetter g'macht, daß mu kei Hund hätti dörfu usjagu. Es iſt aber a Warnig g'ſi fer du Senno. „Weißt wer bi nam ſotti Wetter cho iſt? Das ſchrecklich Wib will ebu bi ſottigum Wetter verreißu! Und weißt, warum ſchi cho iſt? Und was du verſprochu häſt? Mach di reißfertig!" — So iſt dum Seno fircho, as we ihm etlis das ins Ohr rünetti. Ebu da ſchi mit andre heint wellu ab Alp fahru, iſt plötzlich, was du ganzu Summer nie g'ſche iſt — ſchini Baſi in d'Hitta cho. Dum Senno heint die Bei ang'fangu ſchlotru und im G'ſicht iſt er äſchubleich wordu — . zum Hirt hätſch g'ſeit: „Mit dir hä ni nit z'ſchaffu, du chaiſt ga — aber ich und der Senno hei noch mit andre z'rechnu, der bliebt hie." Und mit diſche Wortu hätſch nu am Arm ergriffu und ins Stubji g'ſchreckt und hinter ſchich die Tür zuog'ſchlagu. Im nämlichu Oigublick hät mu as ſchrecklich's Gipolter und G'hammer und Weh- und Mordio-G'ſchrei g'hört. Der Hirt hät vor Chlupf ſchier kei Bei mache chönnu. Doch iſt er endlo zum Schluſſulloch van der Stubutür ga ing'ſeh; — und, Jekos, Maria und Joſef! was hät er da Erſchrecklich's g'ſeh! — Abbas, das nit usz'ſprechu iſt! — Am Bodu iſt der Senno wie an gikrizigte Herrgott ufg'naglote g'ſi. Schini ſchreckli Baſi hät gritjundu uf ihm g'hocket und mit am großu bluotigo Meſſer nu lebendig g'ſchindtot. — Us ihrum Chopf hät mu ditlich Horu und us ihre Zewu Chlawe g'ſeh uſſa lotzu. Der Tifol hät d'Hüt wellu, die er nu ſo oft verſprochu hät. So gäru der Hirt us Mitlidu — nu g'rettot hätti, ſo hät nu der Schrecku chraftlos g'macht und d'Angſt hät nu zer Flucht gitribu. Er iſt g'liffun und g'liffu, bis er nimme hät g'hört jamm'ru und ſchriju und wie er z'rugg-

lozzet hät, da hät die Baſi die bluotig Hüt van ihrum Liebhaber — vam Senno, grad ebu ufs Hittudach usg'ſpreitot. Der Tifol tuot nit vergebu, er will ſchi Loh hä! B'hiet iſch doch Gott derfür! T. W. S. Nr. 82.

237. Dr Geiſt im Erbji.

Härt am Wald ob Chäſchermattu am Riedberg ſteit in am ganz einſamu Güetji as chleis ſchwarzus Holzhüſchi, in dem es vor einigu Jahru oich ſoll uheimli g'ſi ſy. Mittſch uber Tag ſoll mu ſus da hä ze Pfeiſtru g'ſeh uſſa lotze, wa ſuſt doch kei Menſch noch im Hüſchi, noch Güetji umha g'ſin iſt. Oft hei die, weli dum Waſſer glotzet oder ſelber in ner Nacht da umha g'wäſſerot heint, ſus wie an altvätriſche Ma über d'Waſſerleitu g'ſeh hin und her ga. — Amal hät da oich an Eiguntümer in der Nacht g'wäſſerot; wie er ebu hät wellu das Teilholzji iſtellu, ſo hät er g'ſpirrt, daß mu as wer hinnerrückſch a liechte Stoß git. In der Meinig, es ſy a wohlbikannti Perſoh, rieft er: „Wer iſt da?“ Und wie er hinner ſchich g'ſeh hät — ſo iſt da ſchi verſtorbu Schwager libhaftig vor ihm g'ſtannu; un wil er nu ang'redot hät, ſo hät der Tote oich z'Recht g'häbet ihnu anz'redu. Was mu der Verſtorbno all's g'ſeit hät, iſt nie bikannt wordn; nur einigi Sache hät er van ihrer Unnerredung usg'ſeit. Unner andrum — daß mu da a Waſſerfuhr g'macht hei, die ung'recht ſy, und mu wieder innu rechtu Rüs leitu ſelle; und noch mengs andra und darnach hei mu niemals meh as was g'ſpürt oder das mindoſt Dingelti vermerkt. T. W. S. Nr. 83.

238. D'fleigunde Drache.

Van de altu Litu hät mu frühjer viel va g'firige, fleigendu Drachu g'hört, die van eim Berg zum andru g'flogu ſy. We mu ſo eine im Flug g'ſeh hei, ſo ſy in ner Luft vora a grüſige ſchwarze Chnubul oder Chnollo erſchinu, der a länge g'firige Schwanz nagizogu hei. Wie ſchich ſo a grüſige Dracho an am Gebirg g'nächrot hei, ſo mieße ſchich der Berg wegu dum ſchrecklichu Gift, ſo er usdunſte und vor ſchich blaſe, wo er ihn mit ſelbum anſpeije, öffnu, damit er in deſchi Abgründu die Goldadre und Goldbrunne uffuoche, und durch Lecku an dene ſchich ernähru chönne; de ſottigi Drache lebe nur va Goldadru; und we der Goldbrunnu vom Dracho ufg'leckote ſy, ſo mieße ſchich d's Gibirg der Gwalt van Gift wieder öffnu; ſchi ſpanne de ihri ſchrecklichi Fecka üf und fleige üs den Abgründu umbruf wieder zuo andre Gebirgu. T. W. S. Nr. 84.

239. D's Geiſterträgu.

In Brigerberg ob de Bleikiu, wa d' altu Straß uber du Simpelberg g'angu iſt, ſoll vor altu Zitu eu a große Schatz gſi ſy, uber denu as vornehms Fräuli g'wachot hei, old dabi ſo lang hei wartu mießu, bis eine chome, der no reine Jüngling und in ner Temperwuchu giboru ſy — ſcha ufum Rig bis zu num g'wiſſu Zil trägu möge. We das ſo eine im Stand iſt z'tuo, der würdi ſcha, nämli die Wächteri, erlöſu, eu du ganzu Schatz bercho und bis an ne nintu Grad glickli ſi. We aber ſo eine ſcha nit zum b'ſtimmtu Zil trägu möchti, wil ſchi immer ſchwerer

und ſchwerer chome, ja z'letzt ſo ſchwer, daß der Träger, bivor er zum b'ſtimmtu Platz chomme, meine, es ligge an ganze Berg uf ihm: wenn er de, bivor er zum Zil wäri, ſcha fallu ließi, ſo würdi ſchi ihnu verwiſchu, daß er bis zum nintu Grad nimme glickli ſy chönti. So ſoll eu amal us Bigird vam Geld, dem die ubrigu Bedingniſſi nit g'fehlt hätti, eine es verſucht hä, ſcha bis zum Zil z'trägu und um du großu Schatz z'gwinnu und glücklich z'werdu. Bivor er ſcha hät uf du Rig g'nu, hei die Geiſterjungfräu mit ufg'hobne Händu und mit Tränu inne Aeuge ſcharpf gibittot, wenn er ſcha de fallu ließi, doch ja es nit wagu ſelle, ſcha dahi z'trägu, ſuſt mache er beidi unglickli. Leider aber hät er di Prob nit b'ſtannu — ſchi iſt mu ſo ſchwer cho, as wenn a ganze Berg uf ihm lägi — und ſcha, bivor er zum Zil chon iſt, la fallu mießu; da hei die Geiſterjungfräu ang'fangu grinu, daß Berg und Tal derva ertönt hei und wirkli ſi deſchi Famili bis zum nintu Grad ungliclichi g'ſi. — Endli aber doch ſi eine cho in der Abſicht, ſcha z' erlöſu, aber nit us Gitz und Wuocher, us Begird zum Geld, numme um Guots z' tue und du Schatz meiſt unter d Armu z' verteilu. Glickli hei der die Geiſterbrüt bis zum Zil gitreit. Da ſi ſchi plötzli in a ſchneewißu Chleid ſchön und liebli wie u Engel vor ihm g'ſtannu, ihnu mit de ſchönſtu Dank- und Lobſprüchu überhäuft und ihm prophizijot, daß er und ſchini Nachkommu bis zum nintu Grad werde glickli ſi. Derna ſi ſchi wie a ſchneewißi Tüba vor ſchine Aeugu zum Himmel üfg'fahru.

T. W. S. Nr. 85.

240. D's Wetter iſt guot.

Amal ſi an guote, brave Bur g'ſi, wa niemal über d's Wetter g'fuchtot hät, es hei megu ſi, wettigs es wellu hei. We's oich noch ſo uluſtig's und leid's Wetter g'macht hät, ſo hei er allzit g'ſeit: „D's Wetter iſt guot, d's Wetter iſt guot!" — Zuo der Zit wa der Glicho g'ſtorbun iſt und Lich ufg'lägu hät, hei es erſchrecklich's wüeſt's Wetter g'macht. Ja am Tag, wa mu nu hät ſellu vergrabu, ſi ſchi's Grab halbvolls Reguwaſſer g'ſi. Da heige die Totuwächter z'ſämu g'ſeit: „Was würdi der Verſtorbino, wenn er noch redu chönti, z' diſchum abſchüchlichu Wetter ſägu? Würdi er hit oich no ſägu: D's Wetter iſt guot." Da heige ſchich der Toto, wan ner Lich ufg'lägu hät, üfg'häbet und mit lüter Stimme g'ſeit: „Ja, d's Wetter iſt guot!" Und d'rüf ſchich wieder niederg'leit und wieder an toti Lich g'ſi wie derfir.

T. W. S. Nr. 86.

241. Dr Bozo uf dem Hanig.

Uf dem Hanig der Grächer Alpu ſoll es ſelbſt, wenn d's Sentum-Veeh da g'ſin iſt, dum Sennu und Hirt oft der Bozo g'macht hä. Eine, der da Hirt g'ſi iſt, hät mer amal gizählt: „I weiß nit, ob all's wahr iſt, was mu da vo nu Bozu gizählt hät; aber amal, das tuot mer niemu usredu, da hei wer's ich und der Sennu fer guot g'hert. Z'allererſt häts in ner Nacht immer appas umha grumplot; bald häts an de G'ſchirru, bald am Sentum-Cheſſi wie mit am chleinu Hammerli umha g'klopfot. Z'letzſt is unter d's Veeh gratu, ſo daß'ſch heint ang'fangu brüllu und lärmu,

as wes Alls unuer. und über an andre füehri. Da hät d'Senni vor Zoru an Agſch ergriffu und iſt vor du Stall glüffu und g'ſchworu und g'fluochot, daß mars recht gigrüſet hät. — „D'ſ Betu," hät'ſ grüeft, „hilft hie glaub ich nit; iſt der z'helfu, ſo will i der helfu und we'ſ mi all's choſtoti; iſt der aber nit z'helfu, ſo träg dich der lebendige Tüfol uf d'unterſt Hellblata, damit wir hie Ruow und Fried vor dir hei!" Da ſi'ſ vor ihm verbi g'fahru, wie an g'firige Liechtſtock. Aber des Abendſch hei wer duo amal doch Fried g'häbet." T. W. S. Nr. 88.

Die glich G'ſchicht erzählt mu oich vam Mettelbach zwiſchu Steihüs und Niederwald.

242. D'Wißle haſſunt d's Pfifu.

Es iſt an alti Zellata, daß d'Wißle oder Herumjini d's Pfifu nit lidu chönne. A mal hei oich a Ma in der Nähji bi ner Steiriſchu g'ſchlafu und wie ner erwacht iſt, ſo hät er vili Wißle us de Löchru van diſche Steiriſchinu g'ſeh fürcha cho und oigunblicklich wieder verſchlifu. Da iſt mu z'Si cho, a mu probieru z'pfifu: de er hei g'hört ſägu — we mu de Herumjinu pfife, ſo chomi ſchi toubi — und chome immer meh und meh fircha und dem wa pfife allzit nähjer und nähjer. Wie er nu ſo einige Mal ſtarch gipfifot hät, ſo ſind immer meh und meh Wißle uſſa cho, und z'letſcht a ſottigi unzahlbari Mengi, daß mu gidücht hät, bi jedum Stei lotze a Chopf van am Herumji uſſa, ja daß mu fürcho iſt, alli Steina um ihnu bewege ſchich und ſi bari Wißle. Da hät er va Chlupf, ſchi chönntinu afallu und freſſu, ſchine Tſchopo usgizogu — und den

nu ne darg'worfu und iſt, was giſt, was häſt darfagliffu. Wie er nu ſpäter z'rugg cho iſt, ga lotze, waſch mit dum Tſchopo ächt g'macht heige, da hät er g'ſeh, wieſch du Tſchopo z'chleine Sticku zerriſſu heind — und wenn er nit du glicklichu Ifall g'häbet hätti, ne de Tſchoppo darz'ghiju, ſo hättiſch oich ihnu z'chleine Fetzu zerriſſu und ufg'freſſu.

T. W. S. Nr. 90.

243. U Hexug'ſchicht.

I Stalduried heimu oich a mal an g'wiſſi jungi Wibsperſo far a Hex g'häbet, die d's Veeh verzäubrot hei. Eini van da hei a ſchöni friſchkalbjoti Chuo mit am ſchönu üter g'häbet. Wie nuh diz Wib mit diſcher Chuo uber de Platz g'fahrun iſt, hätſch z'ihra ſelber g'ſeit: „We doch d'Hex nit abba umha iſt, daſch mar d'Chuo g'ſeh cha, ſuſt verliertſch mar ſicher d'Milch old tuotſch abbas Tifolſch d'ran erdeichu". Und richtig, wieſch mit der Chuo uber dun Platz g'fahru ſind, da ſi d'Hex grad vor dum Hus g'ſeſſu. Da hei d'Hex z'ihne g'ſeit: „Gebe che Gott Glick z'dieſcher Chuo." Da hei ihr d's Wib g'antwortot: „Ja du helliſchi Hex, i weiß ſcho, wie du Glick wiſchoſt." Und oigubliclich ſi d'Chuo tot niederg'fallu. Da ſi d'Lit, die das g'ſeh heint, g'ſchwind zum Pfarrherr z'Staldu g'liffu und hei die vermeinti Hexe angiklagt, daſch ne grad die ſchö Chuo gitötet hei. Wie nu der Pfarrherr uf du Platz zer totu Chuo cho ſi, hei er dum Volch g'ſeit mit zornige Blicku: „Lät mar das Menſch mit Fried, ſchi iſt kei Hex, ja wenn ihr's wiſſu welt, es iſt beſſer wa ihr — un wil ihr ihm heid d'Ehr g'ſtohlu, ſo hä ſus Gott zuo gla z'ewwer Straf, daß der Tifol d'Chuo plötzlich er-

würgt hät. Und wenn ihr's nit glaubu wellt, ſo b'ſchouwet du Hals vanner Chuo.“ Und richtig hei mu um du Hals van ner Chuo zwei brandſchwarzi Strife g'ſeh, as weh ellis mit g'ſirige Armu ſchich der Chuo um du Hals g'wunnu hätti, um ſcha z'erwirggu. Und ſo hät der Pfarrherr das arm' Menſch van der Hexuſtraf erlöst. T. W. S. Nr. 92.

244. Der Untergang von Täſch.

Im Viſpertal a Stund hinner Randa oder anderhalb Stund vor Zermatt iſt as Dorf, das heißt Täſch. Friejer iſt d's Dorf witer üſſa g'ſi. Da ſi a richi Büri g'ſi, die hei in am großu Cheſſi Ancho g'ſottu. Da ſi am Abund an arme Ma z'ihra cho, der ſcha gibetot hät, ſchi ſelti mu doch as Bitzji Ancho zum Almoſu gä, de er hei uverſchand Hunger. Aber d's gizig Wib ſi mit ihm ertoubet und hei mu g'ſeit: „Pack di weg, du Fülenzer und Tagdieb, du chaiſt dis Brot noch ſaiſt verdienu und bruchſt nit ga umha z'bettlu.“ „O du uverſtändigs Wib!“ hät ra der Bettler g'ſeit, „hättiſt du mir abbas z'Almoſu gäh, ſo wä in dine Spiſu der Segu Gottes g'ſi, daß du allzit g'nuog g'häbet hättiſt; wil du aber ſo unbarmherzig biſt, ſo ſollſt du ſamt dine Spiſu und dum ganzu Dorf verfluocht und vermaledit ſi.“ — Aber bi nam armu Volchji hei er duo z'Eſſun und Nachtherberg fundu. Wie er ſi ga liggu, hei er ihne g'ſeit: „Wenn ihr z'Nacht as ſcharpfs G'rumpol g'höret, ſo heit nummu kei Chlupf, euch g'ſcheht nix.“ In der Nacht häts erſchrecklich g'kracht; an ganze Berg iſt abg'ſtirzt und hät d's ganz Dorf zerſtört und vergrabu. Wemmu jez der d's Täſchgufer geit, ſo trifft man da a Brunno a, der grad

da uſſa cho ſoll, wa a mal der Altar van der Dorfchircha ſoll g'ſtandu hä.

Dana der Viſpu iſt e ſie oich es Dorf und a G'meind g'ſi, die hät Schalli g'heißut. Da ſi an unſers Herrgottſchtag 12 bimäntloti Vorſteher und 20 Paar Vorbrüte, alli im wißu Landtuoch, üſſa zer Prozeſſio cho. So g'hört mu van alte Litu zällu. T. W. S. Nr. 93.

245. Hundert Jahr nur un Nacht.

Am Niederberg, Gibiet va Sant-Niklas, ſi einſt a Ma g'ſi, der hei hundert Jahr lang und zwar im nämlichu Hus g'lebt. Nach ſchim Tod ſi amal die Totu-Prozeſſio bi diſchum Hus verbi gizogu. As größers Chind hei ebu ze Pfeiſtru usg'ſeh, wa die Totu verbicho ſi. Uf eimal hei das lüt ufg'hoirot: „Ja währli, währli, da chunt bi miner Trüw üſche Großvater." Oich d'andru Huslüt ſi ans Pfeiſter g'liffu und hei ganz ditlich du Großvater b'chennt, der 100 jährige cho iſt. Wie er nu grad unter de Pfeiſtru varbipaſſiert iſt, hei er du Chopf uf eimal ufg'hebet und umbruf gegu d's Hus gizeicht und mit luter Stimm g'ſeit: „Da bini ich amal uber Nacht g'ſi!" — Er hät darmit ohni Zwifol wellu z'verſtah gä: „Hundert Jahr oder a Nacht ſi glich viel gegun d'Ewigkeit." T. W. S. Nr. 94

246. Die Bettler drölunt aber Spis.

An einige Ortu g'hört mu zituwis, bevor es leid's Wetter chunnt oder oi nah an am großu Lindwetter in ne ſtotzundu

Chrachu oder Chinu oder Lawizügu d'Steiſchläg ga old horlowwinu. Alti Lüt hei dem Steidrölu — a mänge Ortu ſiemals g'ſeit: „Die Bettler drölunt aber Spis!“ und we mu g'frägt hät, warum'ſch dem ſo ſäge, ſo heintſch eim zer Antwort gigä: „Das chomme daher — vili Bettler ſammle meh Spis, Almoſu, als ſchi nötig hei, und lä ſcha ergrawu und g'chije ſcha den a weg. Ja es gäbe ſo uverſchämti Bettler, dene z'Almoſu, waſch berchomunt, viel z'ſchlecht ſi und die Brot- old Chäsſtücklini a weg werfunt. Das lat aber Gott nit ung'ſtraft, wil manchi Husarmi ſottige Bettleru Almoſu gänt, daſch ab ihrum Mul erſparunt und ſus ſelber höchſt notwendig hätti. Darum mieße ſottigi udankbari Bettler, die die Gottesgabe ſo mißbrücht und verachtot, nach dum Tod alli die wegg'worfunu Stickli ſammlu, die aber ſo ſchwer wie großi Steina ſye und ſchi uf die hochu Gibirgi trägu und weſch darmit faſt umbrüf ſind, trole ne die ganz ſchwer Bettulſpis wieder du Berg ab bis in nu Grund — und das werde ſo oft g'ſche und mießeſch ſo oft um muf trägu, als Brosme in dem verachtototu Almoſu g'ſi ſye; darum ſäge mu — we die Steiſchläg cho ſi old es in ne Chrachu g'horlowinot hät: „Die Bettler drölunt aber Spis old heint du Spisſack aber usg'löſcht.“ T. W. S. Nr. 96.

247. Rache, Rache!

Vor viele, viele Jahru ſoll in am Wirtſchhüs in der Suſtu a Chaufma va Meiland ermordet wordu ſi. — In ner Nacht ſi diſchum Wirt der tot Chaufma immer erſchinu und hei drimal g'ſchruwu: „Rache, Rache!“ Dem

Wirt hät's Gwiſſu kei Ruow meh gla und hät die Erſchienung dum Bichtvater angizeigt und d' Urſach, nämlich ſchis Verbrechu. Da hei nu der Bichtvater zer Lehr gigä, er ſelle, we der Geiſt d's nächſt Mal chome, nu frägu: „Wa Rache, wa?“ Wie nu in der nächſtu Nacht der Toto no e mal g'ſchruwo hät: „Rache, Rache!“ ſo hät er nu g'frägt: „Wa Rache, wa?“ Da hei mu der Geiſt zer Antwort gigä: „Z'Meiland, z'Meiland!“ Na dem hei er du Totu nimme g'hört ſchriju. — Er aber hei ſchich g'hietot, der na z'Meiland z'ga. No viele Jahru, da er dra gar nimme gideicht hät, was der Geiſt ihm g'ſeit, ſi er doch zuoffälliger Wis na Meiland g'reißt. In dem Wirtſchhüs, wa er zuog'kehrt iſt und übernachtet ſi, heimu am Nahtiſch an ganze Chalberchopf ufgitreit und wie d'Reihe an ihnu cho iſt, wa er ſchini Portio hät neh wellu, — da hei der Chalberchopf ang'fangu blietu und hei drimal g'ſchruwu: „Rache, Rache!“ — Da ſi er totubleiche cho und ag'fangu zittru, wie as Aspisläub. Da hei mu nu ſoglich ergriffu und er ohni Leignu uf der Stell bikennt, daß er vor ſo viele Jahru a Chaufma va Meiland ermordet hei. Das Hüs aber, wo er in Meiland iſt g'fangu wordu, hei ebu diſchum Chaufma g'hört, denu er ermordot hät. Mu hei ihm churze Prozeß g'macht und wie er's verdient hät, hingrichtot. No lang dernah heiſch in dem Hüs, wa diſche Mörder gwohnt hei, viele viereckochti Goldſtück g'funnu, die er in ner nsg'holetu Wölbi-Binnu verſteckt hät. (Die nämlich Zellota g'hört nu oi vam Brigerberg.)

T. W. S. Nr. 97

248. Mit de Totu iſt nit z'g'ſpaſſu.

Z'Naterſch iſt as ſteinalts und ſchüchlichs Beihus, wa a ſcharpfe Hufo Totuchöpf und Totugibei hoch üfgibigoti und üfgitiſchoti ſtähnt. So hoch die Biga van diſche Totugibei iſt, ſo ſollſch noch ebu ſo teif ins Land oder unner d'Erda gah. Da brinnt oft halbi Nacht, ja ſogar bis an nu lütteru Tag as Liecht, das frommi Perſone da gehnt ga darträgu und anzündu zum Troſt der abg'ſtorbnu Seelu und darzuo bi diſchum Liechtji bis i chidigi und ſpäti Nacht da fer d'armu Seele tüend andächtig bätu. A mal hät an tückiſche Nachtbuob ſo an ar frommu und betundu Perſo wellu ga an Bosheit antuo. Damit er ſcha recht erchlipfu chönne, hät er a friſchg'ſchintoti Chuohhüt g'nu und die van obun umbri g'worfu, damit ſchra uber du Chopf achomme. Aber was g'ſcheht? Im nämlichu Ougunblick, wa er d'Hüt hät umbri g'worfu — heint d'Abgſtorbnu ſcha ihm zrugg uber du Chopf ghit. Das hät du boshaftu Nachtbuob ſo erſchreckt, daß er vor Chlupf ſchnedullundu iſt heimcho — erchrankot iſt —und in as paar Tagu iſt a Lich g'ſi. Die abgſtorbnu Seele heint ihru Wohltäteri an Aro uberg'häbut, damit ihra nüt z'leit g'ſchehje. Daher chunnt d's Sprichwort unner dum Volch: „Daß dem und dem nüt gſcheh iſt, iſt as gfälligs Wunder! dem heint d'Abg'ſtorbnu g'holfu! Schi lähnt nix uvergoltu!" T. W. S. Nr. 99.

249. D's Hotzhüs z'Naterſch.

Es iſt das vor alte Zitu as leids ſchüchligs Hüſchi g'ſi. Durch d'Chuchi iſt der Dorfwuor gangu. Und wil in ner

Chuchi keis Pfeiſter g'ſi iſt, ſo hät nu bim Ingah am lüteru Tag faſt gar kei Lütri g'häbet. Nu hät inner Fiſtri, nebu dum Wuor, der ſo ſchüchlich g'rüſchot hät, mießu verbi ga und nu hät müeßu mit de Händu umha tappu far d'Stubutür z'finnu. Hät nu die endlich funnu und ufgita, ſo iſt nu in a ſchwarzi, halbfiſtri und ſchweri Stuba cho, wa eim faſt dun Tag het angfangu fürchtu, b'ſunders, wenn eim z'Si cho iſt, was alti Lit van diſchum Hüſchi gizählt heint — und wie es da inner Nacht uheimlich und voll Boze ſi ſelle. Nu ſeit, in ner Nacht hei nu's da oft g'hört in ner Stubu piſte und towwu; hinner dum Ofu hei eis mengsmal g'ſeſſu ohni Chopf; weſch in ner Nacht us old in d' Stubu gangu ſi, ſo ſi ne as Mannsbild ohni Chopf nahgigangu und endlich hinner dum Ofu verſchwunnu. Oft heiſch abbas g'hört hinner dum Ofu üſſa drolu und und weſch g'lotzet hei, ſo ſi's bald a leide Totuchopf, bald wie as friſch abg'ſchlagus Meigjuchopfji und bald wie as jung's Buobuchopfji g'ſi. Bald as wemu a große Chaſto zuoſchlä — und darnach ufam Dotz Fleiſch zerhacku g'hörti; bald z'ſchutzuwis erbärmli jammru — und nachuwärt immer weichri und weichri Stimm, as wemu as jungs Wibsbild ermordu täti. Oft hei mu uf der Dili wie a ſchwarze Hüfo Geld g'ſeh und weſch mit dum Stecku drüf g'ſchlagu hei, ſo ſi er zerſtobu, wie a Schwarum chleini Blagfleige. Doch es giengi z'lang, alli die Bozug'ſchichte ufz'zällu; gnueg dannuva. D'Urſach, daß in diſchum Hus ſo uheimlich g'ſi ſige, chomm van am grüſige Mirder her, der hie vor uralte Zitu ſelle g'wohnt hä. Diſche Mirder hei Jani g'heißu, an Usländer, der a Hieſigi g'heiratot hei. Er hei as halbg'wachſus Steiftöchterli bi ihm g'häbet, dem er ſcharpf find g'ſi ſi. D'Muotter hei allzit Chlupf far das arm Chind g'häbet, wil ſchi nu b'chennt hät, was er far eine iſt g'ſi. Denn

amal ſi as Bettelbuobi ins Hüs cho und eu d's Almoſu g'heiſchot. Da hei er mu g'ſeit: „Ja ich will der d's Almoſu gä, daß di hitu nimme hungrot — chu mit mir, i will der hübſchi roti Oepfel gä!“ Da ſi es mit ihm in d'ober Stuba gangu; da hei er an große ſchwere Chaſtudeckul ufg'häbet und mu g'ſeit: „Da lotz, weli ſchöni roti Oepfel das ſind, nimm was d'willt.“ Wie nu d's Buobi innu Chaſtu umbri hät grifu wellu, ſo hei er mu du Chaſtudeckel uf du Chopf g'ſchlagu und d's arm Chind ſo erwürgt. Darna hei er uf am Fleiſchtoz mu du Chopf abg'ſchlagu und du Chörper zerhakot und in nu Wuor g'hit. Du Chopf van dum Chind ſi er wit van dum Hus ina Bäumgrittula ga ſtellu. Aber eu dum armu Steiftöchterli iſt es nit beſſer gangu. A mal hei er dum Meidji bifohlu, wa d'Muotter chrank ſi g'ſi, es ſelle mit ihm in d'Eya ga Holz reichu. „Ach la ſus doch bi mir,“ hei d'Muotter gibittot und gebättot, „wer ſoll de mir in ner Chrankheit lotzu.“ „O es chunt bald z'rugg,“ hei der Mirder g'ſeit, „aber für dizmal muoß es mit mier cho.“ „Ach,“ hei d'Muotter flennundu g'ſeit, „de b'hüet di Gott, de g'ſehn i di niemer meh!“ Wie nu der Mirder as Stuck in d'Eya cho iſt, ſo ſi er dum Meidji mit am offunu Meſſer nahg'lüffu. D's arm Meidji wä mu no antgangu, wenn es mit ſchine ſchönu Haartretſchu nit in ne Stüdu b'hanget wäi. So hät ſus nu der Mirder g'fangu und ermordot und d's Fleiſch vam Lib ſtuckwis abg'ſchnittu und in nu Rottu g'worfu. Dana dum Rottu heint mu Lüt zuog'ſeh und g'ſchruwu, aber er hei der glichu gita, as wenn er's nit g'höre, bis er ſchini bluotigi Arbeit hät fertig g'macht. Jez iſt aber der Mirder ripfe g'ſi und ſchnell der Obrigkeit angigä, ingizogu und lüt Verdiene hing'richtot wordu. — Aber ſchi grüſige Geiſt hät im Grab kei Ruow g'häbet und ſoll dum

Holzhüſchi langi Zit zum nächtlichu Schrecku g'ſi ſi; darum mu vili eu d's Bozuhuſchi g'ſeit heint.

T. W. S. Nr. 100

230. Dr herzhaft Liebhaber.

In Täſch ſoll friejer uner du jungu Litu lang allzi die dumm Moda ſi g'ſi, naudru d'Nacht z'pliggu. Z'der Zit heigi faſt all's d'ledigu Meidje im Winter d's Veeh g'hirtot. N'am Buob iſt imul z'Si cho, ſchi als Verſtorbne z'verchleidu und ſo morgund fruo du Hirteru untgegunt z'ga. Er het as groß wiß Hemd ang'leit, in a Totuſchilla as Liecht gita und mit diſchra uf dum Chopf iſt er ſchi duo ga pliggu. Wie duo d'Hirtere diſchu Totu mit du gfirigu Ougu, brinnundu Naſulechru und dum flammundu Mul g'ſeh heint, het eini na der andru Päch gige, daß die Deckja in nu Milchchibjnu gat a ſo gidonnot heint. Der Bozo hetſchi faſt la fallu va Lache, wenn er duo g'ſeh het, daß mu die Pliggata ſo guot g'ratu iſt und alli, was giſcht, was heſcht, mit denu poltrundu Chibjinu g'liffu ſind, daß ſchi faſt uber und uber gangu ſind. Schini Liebſti het aber as was mießu merku, de am Natag, wie der geſtrig Pligger het ſellu ga bätilitu, iſt ſchi ſcho fruo, fruo in d'Chilchu gangu, iſt uner uf ins Totubar g'ſchliffu und daruit dum Liebhaber entgegu g'ſchnaggot. Schi het z'ihra ſälber ſcho mießu lache, wie der de welle loufu! Diſche iſt ſchints nit ſo chlupfige g'ſi. Zerſt heigi der grad g'luogt, was da chome, demana ſigider dum Totubar entgegugange, hei ſus feſt angigriffu und g'ſeit: „Firana heſt im Turuloch ou Ruow, chaſt di hitu da wohl ou ſtill ha!“ und demana ſus z'rugg in ſchi Platz gitreit.

Vo da an heigi die dummm Pliggerruſtig an bitz uf=g'hert. Al. Andenmatten.

251. Dr nächtliche Schriber.

D's Markathri, ſo as guot's Toſchi, het mer niwli ou as Fis gizellt. Es ſigi, das ou ſi verus gangu, amal ſpat mit er ſchweru Tregi z'rugg in d'Attermenzu cho. Duo g'ſeh jes obuna im altu Hiſchi as lutters Liecht. „Das iſt mer jez no rächt, daß die no uf ſind. I han a ſo an uverſchante Durſt, die gänt mer ſcho a Schluck z'trichu" hets z'ihm ſälber gideicht und geit uf. Der Chorb heigis am Zu ang'ſtizt. „Wie i zer Stubuntir i, het z'obroſt in ner Stubu uf dum Chläbtiſchji an alte Ma uf nam Chazu=balg (Pergament) g'ſchribu. A große heje Huot und a lange Fäckrock het er an g'ha. Das weiß i no titli, wie's hitu we. Ih, wie bin i erchlipft! Er het mir bim Finger gizeicht, i ſelle uf z'ihm loſe. Mier iſt aber nit über d's Loſe g'ſi; i ha die Port zuo g'ſchlagu und bi g'liffu! No der d'Matte ab iſt's mer na und gizeicht, i ſelle beitu. Aber, ih! weli Angſt ha i bercho. Die Tſchifra iſt mer duo nimme z'ſchweri g'ſi. Der d's Sand i, uber alli Botſche wäg bin i gat a ſo g'ſtobu. I ha g'ſchwitzt, wie i us dum Bach cheme. Tſchuderhafti Angſt han i dasmal g'ha. Ja währli, lang darna han i's no g'ſpirt!"

Al. Andenmatten.

252. Hina git's a chalti Nacht.

A mal iſt a Täſcherjeger, der ou z'Jag welln het am Abund ſpat in Täſchalpu ga ſchlafu. Es ſigi afu ſpat im Herbſt g'ſi. Wie er z'Tufle in d's Lärju Joſiſch Schirli het welln ga liggu, het da ſcho as Gottwärgi umhergigiſtrot und mu g'ſeit: „Tuo du nummu ſche iſchlifu, es git de hina a chalti Nacht.“ Schi ſigi duo mit anandre afa teif ins Hew a bri g'ſchliffu, aber d's Gottwärgi heigi no all's, d'Schir- und Stalltirini z'ämunt gitreit fer obu druf. Z'chalt heiſch duo nimme g'ha. Wie duo diſche guot Täſcherjeger erwachut iſt und iſt ga zum Liſch uslotzu, iſt d's Gottwärgi ou grad lachundu der d'Alpa ufgangu und da um du Staful umher ſi a fine Stoß Gras afu g'ſi. Der guot Schnäggo het gat vam Herbſt bis im Ustag g'ſchlafu. Darum ſeit mu no jez: „Hina gits a chalti Nacht,“ we mu ſchi z'an er g'herigu Näpſetu niederleggu will.

Al. Andenmatten.

253. Die drei Chartuſpiler im Schallichi.

Der alt Bärtſcho, das we der Großvater g'ſi vam Bärtſchuwiſi, wa da no läbt, iſt friejer tichtig viel z'Jagd gangu. Der und d's Bärtſchu-Joſi, der Bruoder vam Wiſi, heint appa wit umher am meiſchtu Gemſchini g'ſchoſſu.

Al mal ſigi der, das het der Bärtſcho ſälber viel fer a ſichri Wahrheit gizellt, morgund fruo vor Tag d'Schallunebi uf gegund d's Arrigſcheiß gangu fer zu Tieru. Wie er uf zu Mäßweidu chome, g'ſeh er im Schallichi a groſſi Litri, wie van am groſſu Sant-Jahannſch Fir. Us Wunner,

was da fer as Fir ſi, geit er ab uf du Rand ga bri lotzu Und duo g'ſeht er z'undroſt im Chi dri altvätriſch kleidoti Mannjini, wa au am groſzu rundu, ſteininu Tiſch Charti g'ſpielt hent. Er hei keis Fir g'ſeh, aber es ſi ſo luter g'ſi, daß er von da bri d'Charte b'chennt hei. So wie eine fer z'ſpielu a Charta uf de Tiſch g'ſchlagu hei, heigis z'allu Situ usg'firot, wieſch Fir ſchleti, es hei nu rächt gebläntot. So a bitz hei er nu zuog'lotzet und duo ſigi's nu z'uheimli meh fircho; er heigi duo gideicht: „Spielet jez ſo lang, daß er wellt, i ga jez.“ No lengi Jahr derna hei er allzi gipaßet, ob er die Litri appa no g'ſehjie, heige aber nie meh as was vermerkt. Al. Andenmatten.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort I
Domherr Peter Joſ. Ruppen . . . V

I. Landes- und Ortsſagen.

Nr.		Seite
1	Wallis ein See	1
2	Das veränderte Klima im Wallis	2
3	Die St. Jodern-Kufe	9
4	Die St. Jodern-Glocke	10
5	Der St. Theodulpaß	11
6	Karl unter den Weibern	12
7	Ein Kampf in der Diſtelalp, Saastal	14
8	Die Schlacht auf Lichbrittern	15
9	Kampf und Sieg der Munder 1212	15
10	Die Gräber in der Roten Kumme	16
11	Die Vernichtung der Berner in der Jägi	18
12	Der Kopf als Bote	19
13	Das Gefecht auf der Blutläſſe	20
14	Der Mannenmittwoch in Viſp	21
15	Unterirdiſche Gänge	23
16	Das Schloß Urnavas in Naters	24
17	Der Zwingherr in Unterbäch	26
18	Biſchof Tavelli's Tod	27
19	Die nächtlichen Ruheſtörer	28
20	Belagerung der Burg Niedergeſteln	29
21	Der ſtandhafte Spion	30
22	Das menſchliche Gerippe in der Geſtelnburg	31

Nr.		Seite
23	Das Schandmal des Zwinghern	32
24	Die mitternächtlichen Zecher	33
25	Der Schatz der Herren von Raron	34
26	Der Hausgeist im Asperlin-Turm	34
27	Heldentod des Thomas Inderbinen	35
28	Die Mutter Gottes auf der Stadtmauer in Sitten	37
29	Das Gefecht bei Gstein 1476	39
30	Bischof Supersax	40
31	Jörg auf der Fluh	41
32	Die Abschaffung der Folter	41
33	Der schwarze Tod	42
34	Aus den Franzosenkriegen	50
35	Die Entvölkerung der Gommerberge	56
36	Das Gerntal	61
37	Der Schläfer	62
38	Der Schwestermord	63
39	Der Hirt auf der Längisalp	63
40	Das Schwein auf der Längisalp	64
41	Der Spielplatz bei Unterwasser	65
42	Obergesteln brennt	66
43	Der Tennibock	67
44	Der Falkenfriedhof	68
45	Der Waldbuel	68
46	Die St. Annakapelle im Loch	69
47	Der Tauben- und St. Antoniwald	70
48	Belohnte Ehrfurcht	70
49	Die Warnung des Toten	71
50	Die Abendsitzerin in Ritzingen	72
51	D'Ebi-Lauwine oberhalb Blitzingen	72
52	Der Untergang von Groß-Ernen	73
53	Der Kirchenbau von Reckingen	74
54	Die Pfarrkirche von Ernen	74
55	Der Brand in Ernen	75
56	Das Lauinerhaus in Ernen	76

Nr.		Seite
57	Die Kapelle im Ernerwald	77
58	Der Hirte auf der Fieſcheralpe	78
59	Das Bildhäuschen im Räift (Ernen)	79
60	Die Brücke zwiſchen Ernen und Fieſch	80
61	Die geſchätzte Trichel	81
62	Die unſchuldig Hingerichteten	81
63	Der Schuſter von Niederwald	83
64	Die Beſchwörung des Fieſchergletſchers	84
65	Der Schwinger	84
66	Die St. Vinzenznacht	86
67	Das Ochſenfeld	89
68	Die Lichtmeſſe auf Ebenmatte	90
69	Die Gnadenkapelle Heiligkreuz im Langental	91
70	Das Fräulein mit dem weißen Stabe	92
71	Das offene Bekenntnis	93
72	Familiennamen	95
73	Das Wappen von Mörel	99
74	Die Entſtehung der Kapelle zu hohen Flühen	100
75	Mangepani	101
76	Das Hohgericht bei Mörel	102
77	Das Dorf Betten	103
78	Die Rieſenſchlange	104
79	Der Brudermord am Mörjerberg	106
80	Der Brudermord auf der Belalpe	106
81	Der Untergang von Olmen	107
82	Der Kirchgang nach Naters	109
83	Der Kirchturm, Glocken und Kirche in Naters	109
84	Das Natterloch	111
85	Das leere Weihwaſſergeſchirr	112
86	Die Stunde iſt da aber der Mann noch nicht	113
87	Die weiße Gemſe	115
88	Der Waldbruder	116
89	Der Bleſchiſtafel in Gredetſch	117
90	Der Munkiſtein	118

Nr.		Seite
91	Die Kapelle im Gstein	118
92	Das sonderbare Gesicht	119
93	Die Gräfin von Grundbiel	120
94	Die Häuser von Georg Superfaxo in Naters und Glis	120
95	Das silberne Hufeisen	121
96	Der Bratenwender	123
97	Der Welt Dank	124
98	Der Schatzgräber im Wikert	126
99	Die Kapelle auf dem Burgspitz in Brigerberg	126
100	Verschüttete Wasserleitungen	127
101	Der Tanz in den Brenden	128
102	Der feurige Wagen	129
103	Der Schafhirt auf der Klene	130
104	Die Feuerkugel	131
105	Der Mord in der Markuskirche von Gondo	131
106	Anton Gerwer	132
107	Das Wirtshaus in Gondo eine Mördergrube	134
108	Der schwarze Hund	135
109	Der Brudermord in der Distelmatt	135
110	Die zwei Kreuze	136
111	Die Kapelle in Maria-Brunn	137
112	Die Goldmühle im Sagi	137
113	Erwerbung der Gemeindealpen	137
114	Einstige Lage des Dorfes Simpeln	138
115	Der ewige Jude in Visp	138
116	Die Gräfin Blandrati	138
117	Der Doppelgänger	139
118	Die tote Hand	140
119	Der Geiger nach dem Tod	141
120	Der Kreuzaufstecker	142
121	Ich will dich nicht, ich mag dich nicht	142
122	Die Wolfsgrube	143
123	Der Graf vom Esch	144
124	Der Birnbaum	145

Nr.		Seite
125	Die Wahrsagerin	146
126	Der Drache von Zeneggen	147
127	Das Edelsteinlager	148
128	Der seltsame Kuhmelker	149
129	Die wunderbare Rettung	151
130	Der päpstliche Legat und der Kanzler Kronig	151
131	Der treue Jäger	152
132	Das Schaflaufen	153
133	Der unheimliche Gast	154
134	Das Weinfaß im Telli	155
135	Glück im Unglück	155
136	Kraft der Alten	156
137	Die Waldkapelle bei Visperterminen	158
138	Der Chinbrückenbau	158
139	Die Mischabel	159
140	Die sorglose Mutter	160
141	Die unvorsichtige Mutter	161
142	Die sorgende Mutter	162
143	Der Mordstein	163
144	Der gefundene Tote	165
145	Die Schlittenfahrt	166
146	Der erste Meier in Kipfen	167
147	Der zukünftige See in St. Niklaus	168
148	Die Kirche in St. Niklaus	168
149	Pater Schulzli	170
150	Der Verbrecher	173
151	Ein Urteilsspruch von Oben	174
152	Bestrafter Uebermut	175
153	Eine sakrilegische Taufe	177
154	Das vollzogene Todesurteil	177
155	Die Mutter Gottes am Felsen	178
156	Das goldene Zeitalter in Zermatt	179
157	Aroleid	181
158	Das Untier auf dem Arlberg im Zmuttal (Zermatt)	182

Nr.		Seite
159	D'ſ Moriſch Loch	183
160	Das Wunder	184
161	Der Traum eines Zermatters	185
162	Die Kapelle von Schwarzſee in Zermatt	186
163	Das Bethäuschen im Baltſchiedertal	186
164	Die Kapelle an den Wandflühen	187
165	Die verlorene Brunnquelle	187
166	Der Heidenbiel	188
167	Der Herr im Rotigo Blatt	190
168	Das Waldfräulein	192
169	Das Stammhaus der v. Steiger in Bern	194
170	Der Geiſt im Pfarrkeller	195
171	Die edle Spenderin	195
172	Der Landeshauptmann und ſein Helfer	196
173	Das lachende Teufelchen	199
174	Kindliche Liebe	199
175	Die Goller-Ruſi	200
176	Zu Tode g'leckt oder der Ziegenkopf im obern Ginanz-ſtafel	201
177	Pfarreiſtiftung in Unterbäch	202
178	Die Frau am Brunnen	202
179	Der Räuber	203
180	Der Geiſt im Stalle	203
181	Die Murmeltiere	204
182	Der Mann im Mittliwald	204
183	Die indianiſchen Ziegen	205
184	Der Schwinger	205
185	Der Beinhausſchädel	206
186	Der Tanz	207
187	Im Beinhaus von Lötſchen	208
188	Die Diebe	208
189	Der Feierabend	209
190	Wo iſt der Lötſcher älteſte Glocke	209
191	Der Stampbach	210

Nr.		Seite
192	Das Roß im Telli	211
193	Der Schälbätbozen (Lötschen)	211
194	Der Jäger	212
195	Die Schwistiumträger	212
196	Der Tierquäler	213
197	Der Schafdieb in Lötschen	213
198	Das Almosen	214
199	Untergang der Dörfer von Lötschen	214
200	Die Kapelle in Kühmatten (Lötschen)	215
201	Die reiche Tochter	215
202	Der Holzhacker	216
203	St. Antonius im Wernwald bei Ergisch	217
204	Der Spielmann	217
205	Das Turtmanntal	219
206	Die Käseverteilung an die Armen im (Turtmanntal)	220
207	Die verschüttete Kapelle	221
208	Die Kapelle in Meiden (Turtmanntal)	221
209	Die Teufelstritte im Birch (Turtmanntal)	222
210	Der Weihwasserstein	224
211	Der hohle Stein	225
212	Das Räuberhaus	225
213	Die Pfandgabe	227
214	Das Pferd als Schiedsrichter	229
215	Die Abrechnung	229
216	Der Kastlan	232
217	Der verlorene Wald	233
218	Die reichste Tochter	234
219	Lisür, der große Räuber im Pfinwald	234
220	Der kleine Hirt in der Arbittetaalpe	237
221	Der Mörderstein im Pfinwald	238

II. Legenden und Märchen.

Nr.		Seite
222	Die Walliſer und der Heiland	239
223	Das isländiſche Moos	241
224	Der Name des Dorfes Bellwald	241
225	Ahasver	243
226	Die St. Kümmernus in Naters	245
227	Das Zittern der Aſpe	246
228	Ein Märchen	247
229	Der künſtliche Gletſcher	248
230	Der Stein	248
231	Die ſingende Tanne	249
232	Der Kornfluch	250
233	Die Königstochter Leona	251
234	Die Engelmeſſe	255
235	Die beſtrafte Verwegenheit	257

Sagen in der Volksſprache.

236	Dr Tiſol als Baſi	259
237	Dr Geiſt im Erbji	263
238	D'fleigunde Drachu	264
239	D's Geiſterträgu	264
240	D's Wetter iſt guot	266
241	Dr Bozo uf dem Hanig	266
242	D'Wißle haſſunt d's Pfifu	267
243	U Hexug'ſchicht	268
244	Der Unnergang von Täſch	269
245	Hundert Jahr nur un Nacht	270
246	Die Bettler drölunt aber Spis	270
247	Rache, Rache	271
248	Mit de Totu iſt nit z' g'ſpaſſu	273
249	D's Hotzhüs z'Naterſch	273

Nr.		Seite
250	Dr herzhaft Liebhaber	276
251	Dr nächtliche Schriber	277
252	Hina git's a chalti Nacht	278
253	Die dri Chartuſpiler im Schallichi . . .	278

Beim Kaſſier des Geſchichtsforſchenden Vereins von Oberwallis (Profeſſor Venetz in Brig) ſind zu beziehen:

Heft II, III, IV, V des I. Bandes, Heft I, II, III/IV, V, VI des II. Bandes, Heft I, II, III, IV, V des III. Bandes der „Blätter aus der Walliſer-Geſchichte", à 1 Fr.; ferner:

Imeſch. — „Die Kämpfe der Walliſer gegen die Franzoſen in den Jahren 1798 und 1799", à 1 Fr. 50.

B89094593217
B89094593217A

89094593217

b89094593217a